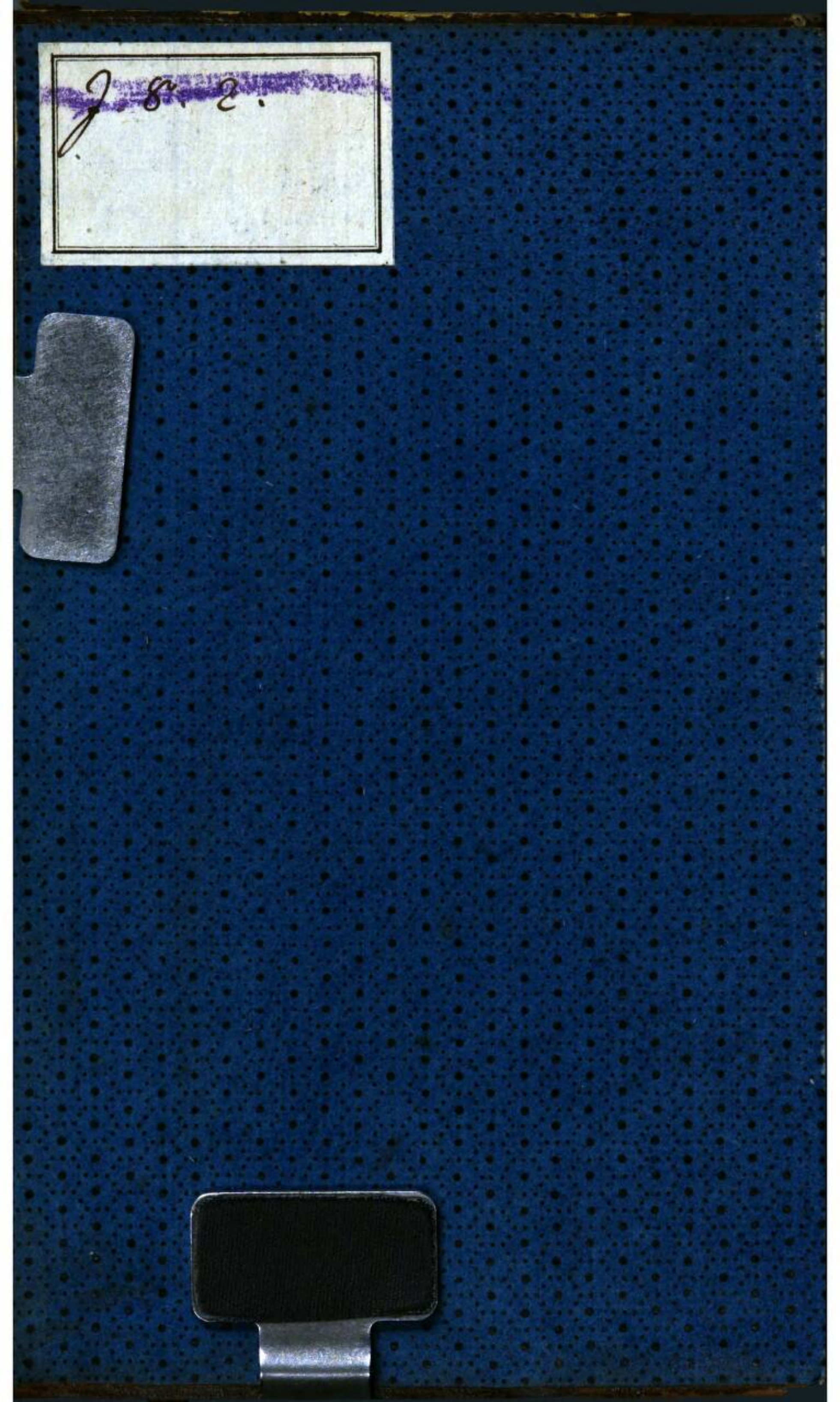
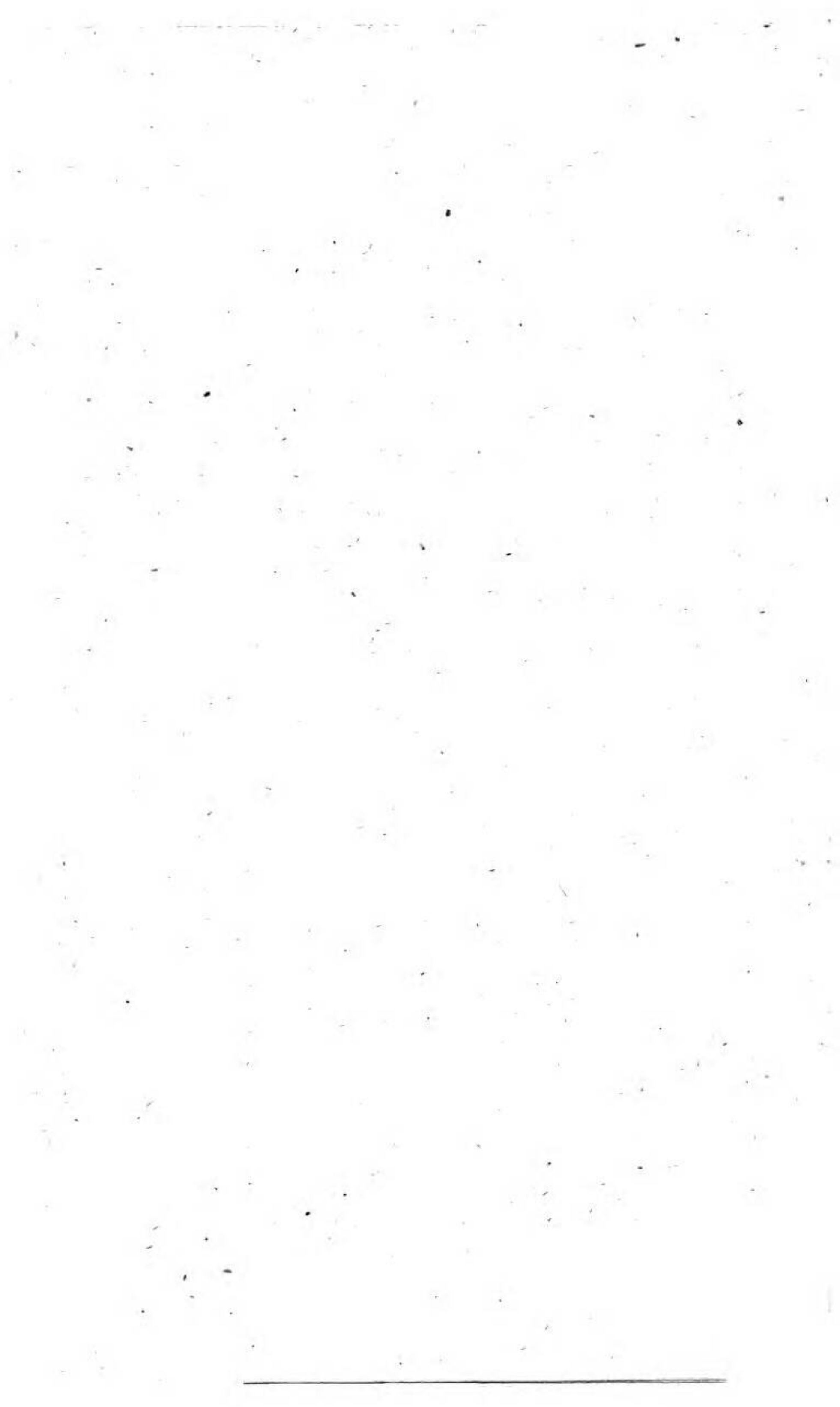
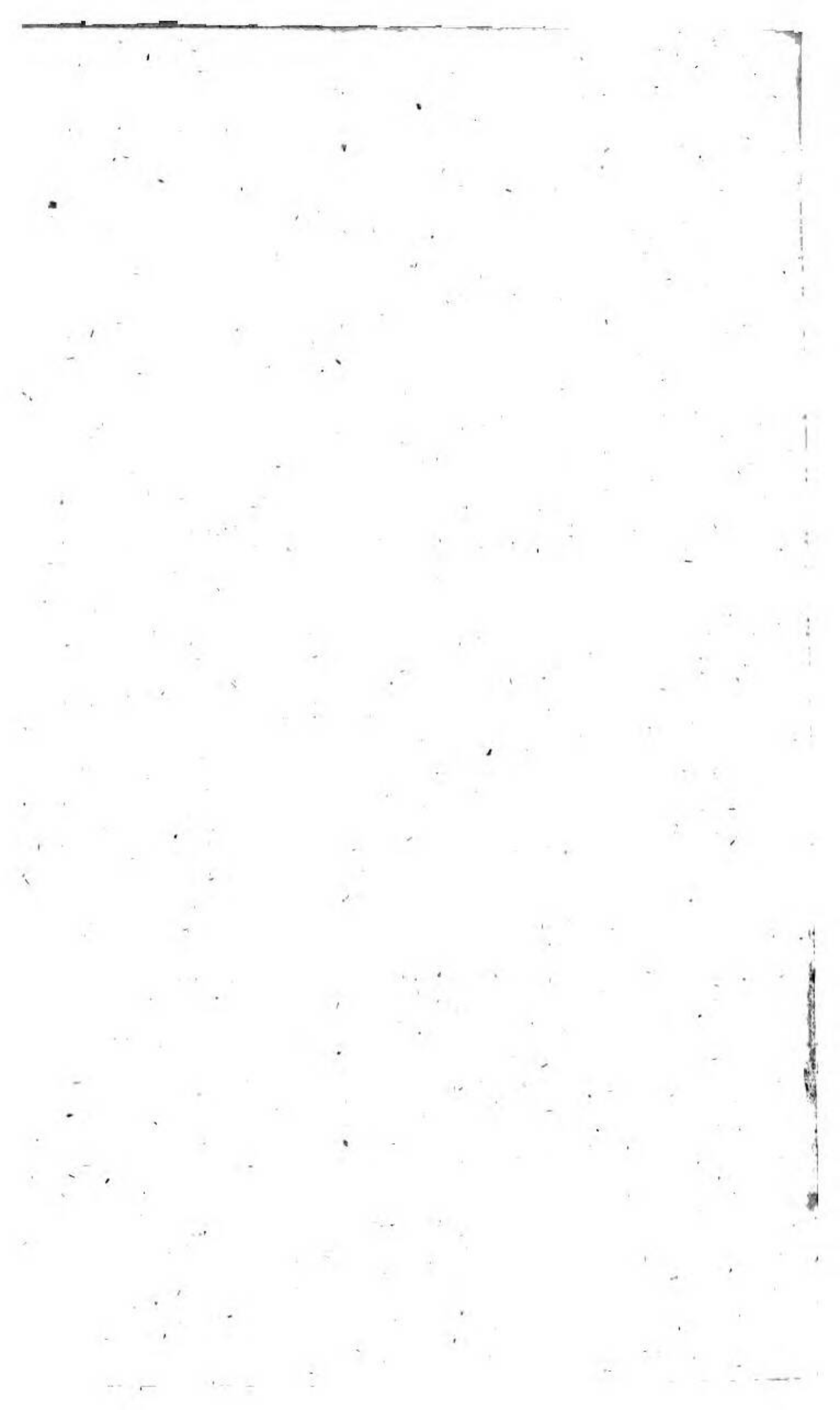










Jahrbücher der Literatur.

Sieben und sechzigster Band.

1834.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des sieben und sechzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXVII.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1834.

Art. I. 1) ОБЪ ОТНОШЕНІЯХЪ РОССІЙСКИХЪ КНЯЗЕЙ КЪ МОНГОЛЬСКИМЪ Н ТАТАРСКИМЪ ХАНАМЪ ОТЪ 1224 ПО 1480 ГОДЪ САНКТПЕТРБУГЪ. 1823. Octav. 83 Seiten.

2) Histoire des Mongols depuis Tchinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lane; avec une carte de l'Asie au XIIIe siècle. Tome I. Paris 1824. Octav. 727 Seiten.

3) Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses, verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; aus dem Mongolischen übersetzt und mit dem Originaltexte, nebst Anmerkungen, Erläuterungen und Citaten aus andern unedirten Originalwerken herausgegeben von Isaac Jacob Schmidt, Doctor der Philosophie, Ehrenmitgliede der asiatischen Gesellschaft in Paris und correspondirendem Mitgliede der kaiserlichen Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg. St. Petersburg 1829. Großquart. 509 S.

4) Geschichte des östlichen Asiens, und zwar die Völker der Mandschuren, von Dr. Joh. Heinr. Plath. I. Band, Göttingen 1830, II. Band 1831, zusammen 1036 Seiten Octav.

5) Denkwürdigkeiten über die Mongoley von dem Mönch Hyakinth, aus dem Russischen übersetzt von Karl Friedrich von der Berg, mit Kupfern und einer Karte der Mongoley. Berlin 1832. 426 S. Quart.

Mit den Mongolen und Mandschuren haben in der jüngsten Zeit vorzüglich die russischen und französischen Orientalisten sich beschäftiget, und der gelehrte Streit, welcher deßhalb zwischen Hrn. Schmidt zu Petersburg und Hrn. v. Klaproth zu Paris schon vor zehn Jahren erhoben worden *), hat zur Genüge in den Zeitschriften verlautet. Gleichzeitig mit diesen beyden Zeitschriften erschien schon vor zehn Jahren das unter Nr. 2 aufgeführte treffliche Werk. Die Jahrbücher können das darüber so lange beobachtete Stillschweigen nur damit entschuldigen, daß sie den Schluß desselben, oder wenigstens die Erscheinung des zweyten Theiles abwarten wollen. Da aber dieser nach einem verflossenen Decennium noch nicht an das Licht getreten, so würde es unverzeihlich

---

*) Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und literärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeten, von Isaac Jacob Schmidt, Petersburg 1824; und Beleuchtung und Widerlegung der Forschungen über die Geschichte der mittelasiatischen Völker des Hrn. J. J. Schmidt in St. Petersburg, von Klaproth. Paris 1824.

seyn, länger davon zu schweigen, und wir verbinden die Anzeige desselben mit der der jüngsten, sich mit der Mongoley beschäftigenden Werke. Seit Du Halde, Mailla, Gaubil und Vizdelou, Deguignes ist für die Geschichte dieser Völker und Geographie dieser Länder aus den Quellen nichts geleistet worden, bis in der neuesten Zeit Abel Rémusat und Klaproth in besonderen Werken und zahlreichen Abhandlungen mit Sach- und Sprachkenntniß wieder aus den Quellen geschöpft. Mit solchen treten auch die Verfasser dreyer der vorliegenden Werke, nämlich der des ersten (Hr. von d'Ohsson, der Sohn des Verfassers des klassischen Tableau de l'Empire Ottoman), Herr Schmidt und der Mönch Hyakinth, Dr. Plath aber ohne neue Quellen und nöthige Sprachkenntniß zur Benützung derselben als bloßer Compilator längst vorhandener, aber dem großen Publicum wenig bekannter Materialien auf. Statt des nicht genug bestimmten Titels: die Völker der Mandschurey, würde sein Werk richtiger betitelt seyn: Materialien zur Geschichte China's unter den Dynastien der Chitan, Kin und Mandschu. Die Herren Schmidt und Hyakinth, der mongolischen Sprache mächtig, haben aus derselben bisher unbekannte Materialien zu Tage gefördert, ohne dieselben jedoch mit gehöriger Kritik gesichtet zu haben, was ihnen von Rémusat und Klaproth zu wiederholten Malen im Journal Asiatique mit schlagenden Beweisen nachgewiesen worden ist [2]), und worüber weiter unten mehr gesagt werden soll; Hr. v. d'Ohsson aber hat die ihm theils aus der Verlassenschaft seines Vaters, theils auf der Bibliothek zu Paris zu Gebote stehenden Werke arabischer, persischer und türkischer Geschichte benützt, um aus denselben die Geschichte der Mongolen im Mittel- und Vorderasien von Dschengischan bis Timurleng zu schreiben, wovon jedoch nur der erste Theil, welcher bis zur Erlöschung der Dynastie Ogotais i. J. d. H. 692 (1292) und bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts reicht, vorliegt. Die von ihm in dem Vorberichte aufgeführten neunzehn Quellen sind von sehr ungleichem Werthe, und manche dürften von mongolischer Geschichte wohl nur sehr wenig enthalten. Die vorzüglichsten und gewichtigsten sind: 1) das Kiamelet-

[1]) Recherches sur les langues Tartares par Abel-Rémusat, Paris 1820; und tableaux historiques de l'Asie par Klaproth, Paris 1826.

[2]) Examen des extraits d'une histoire des Khans Mongols par M. Schmidt. T. II. p. 193. Remarque de la réponse de M. Schmidt, III T. p. 107. Nouveau journal asiatique VI. p. 3. Observations sur l'ouvrage de Mr. Schmidt par Abel Rémusat, nouv. journ. asiat. VIII. p. 597. IX. p. 31.

tarich, d. i. die vollkommene Geschichte Ibn Eßir's, welche bis ins Jahr 1231 heruntergeht; 2) das Tarichi Dschihan Guscha, d. i. die welteröffnende Geschichte vom Wesir Alaeddin Atamülk Dschoweini, gest. i. J. d. H. 683 (1284); 3) das Dschamiet-tewarich, d. i. der Sammler der Geschichte, vom Wesir Chodscha Reschideddin Faslullah von Dschengischan bis zum Tode Ghasan's 11. Schewwal 703 (18. May 1304) [1]; 4) die Geschichte Waßafs, d. i. des Lobredners Sultan Chodabende's und seines Sohnes Ebu Said's bis ins J. 728 (1327); 5) die Weltgeschichte Mirchuand's; 6) die türkische Weltgeschichte Munedschimbaschi's, wovon im siebenten und neunten Bande der Geschichte des osmanischen Reichs umständliche Kenntniß gegeben worden. Die wichtigsten Spezialgeschichten: 7) die Lebensbeschreibung Sultan Dschelaleddin Minkberni's von Mohammed Ben Ahmed aus Nisa; 8) die Geschichte Herats von Moineddin El-Esfesari verfaßt i. J. 897 (1491); 9) die Geschichte Makrisi's [2], gest. i. J. 845 (1441); 10) die der moslimischen Dynastien von Sehebi, gest. i. J. 746 (1345); 11) die Geschichte Aegyptens von Tagriberdi [3], dem Verfasser der Biographien berühmter Männer [4], gest. i. J. 815 (1412); 12) ein Band (das ganze Werk hat laut Hadschi Chalfa deren zwanzig) von der Geschichte Ibnol Omari's [5], gest. 749 (1348). Von weit minderem Belange sind die anderen sieben, nämlich: 13) ein Bruchstück Nuweiri's; 14) eine persische Genealogie; 15) das persische universalhistorische Compendium Kiptschakchans; 16) das arabische Fachr Rasi's, und 17. 18. 19) drey andere, die Geschichte Syriens und Aegyptens betreffende Werke, deren Namen nicht einmal in Hadschi Chalfa aufgeführt sind.

Diese neunzehn morgenländischen Geschichten sind doch bey weitem nicht alle der Araber, Perser und Türken, aus denen der Verfasser hätte schöpfen können, und von denen, wenn nicht die meisten, doch gewiß mehrere auf der königl. Bibliothek zu Paris ihm zugänglich gewesen wären. In dem Programme der voriges

[1]) Nicht 4. Juny 1304, wie der Verfasser irrig ausgerechnet hat.

[2]) Soluk li maaraifet düwwel il *Moluk*, d. i. Pfad zur Kenntniß der Dynastien der Könige.

[3]) En-nodschum es-sahiret fi Moluki Misr wel Kahiret, d. i. die glänzenden Gestirne der Könige Aegyptens und Kairo's.

[4]) Menhel-ess-ssafi.

[5]) Mesalikol-ebsar fi memalikil-emsar, d. i. Buch der Ansichten in den Ländern der Erserum.

Jahr in der öffentlichen Sitzung vom 10. Jänner kund gemachten Preisaufgabe der politisch-historisch-philologischen Klasse der kaiserl. Academie der Wissenschaften zu Petersburg, sind noch ein und zwanzig andere persische, arabische und türkische Werke *) als Quellen mongolischer Geschichte angegeben; aber auch dort ist die Zahl derselben nicht erschöpft, und zur Ergänzung derselben gibt Recensent die folgenden zehn bekannt. 1) Ghorret es-sijer fi düwwel et-Türk wet-Tatar, d. i. Sittengemälde türkischer und tatarischer Dynastien, von Ibn Arabschah, dem Verfasser der Geschichte Timurs, gest. i. J. 854 (1450); 2) Sojuti's Hosnol-mohadheret; 3) die Universalgeschichte Lari's, gest. i. J. 974 (1566); 4) die osmanische Geschichte Neschri's (Hescht-bihischt); 5) Chittat Makrisi's; 6) das Foßuli hall u akd, d. i. die Aschnitte der Lösung und Bindung, vom Geschichtschreiber Aali verfaßt i. J. 1006 (1597); 7) Tenkihet-tewarich, d. i. die Läuterung der Geschichten, von Husein Hesarfenn unter Mohammed IV.; 8) die Geschichte der ersten Anpflanzung in der dobruczischen Tatarey i. J. 662 (1263), der Geschichte Lutfispascha's beygebunden; 9) die Geschichte der Wesire, von Chuandemir; und 10) die der Dichter von Dewletschah; mit diesen also nicht weniger als ein halbes Hundert arabischer, persischer und türkischer Geschichten, von denen Hr. v. d'Ohsson nur neunzehn aufführt; dabey sind die chinesischen gar nicht erwähnt, aus welchen du Halde, Gaubil, Mailla, Vizdelou und Deguignes geschöpft. Die Sinologen legen auf dieselben ungemein großen Werth, der denselben aber wohl nur in so weit es die Herrschaft des Hauses Dschengischan in China betrifft, zuzugestehen, aber in allem, was die Geschichte der mongolischen Dynastien in Turan und Iran betrifft, aus guten Gründen abgesprochen werden muß. Die Chinesen erhielten diese Nachrichten nur durch entfernte Berichte, und verstümmelten, wie es stets ihre

*) Nämlich: 1) das Nisamet-tewarich von Beidhavi, gest. i. J. 699 (1299); 2) Lobbet-tewarich Emir Jahja Kaswini's; 3) die Geschichte Scherefeddin's von Jesd; 4) das Mokaddemet desselben; 5) die Geschichte Binagiti's; 6) die Hafis Abru's; 7) Ulugbeg's; 8) Taschkendi's; 9) das Güside Kaswini's; 10) Ibn Chaldun; 11) Abulfeda; 12) Abul Ferradsch; 13) das Minhadsch Dschordschani's; 14) das Seba es-sejar; 15) die Geschichte Riswanpaschasade's; 16) Dschenabi's; 17) Abderrisak's Matlaa es-saadein; 18) Abul Ghasi's Geschichte; 19) Mirchuand's; 20) Chuandemir's Universalgeschichte; und 21) die beyden Werke Ghaffari's, das Nigaristan, d. i. die Gemäldegallerie, und das Dschihanara, d. i. der Weltschmuck.

Gewohnheit, nicht nur alle Namen bis zur Unkenntlichkeit, sondern kümmerten sich auch sehr wenig um das Detail der Begebenheiten und der inneren Staatseinrichtungen der vorderasiatischen Reiche, über welche sich die blutstriemige Herrschergeißel der Mongolen bis nach Syrien und Aegypten erstreckte. Es ist also außer allem Zweifel, daß der Bearbeiter einer vollkommenen Geschichte der Mongolen, aus den bey den Persern, Arabern und Türken so reich strömenden Quellen weit befriedigendere und reichere Aufschlüsse erhalten wird, als aus den chinesischen, und daß er vorzüglich an jene angewiesen ist. Daß Hr. v. d'Ohsson dieselben in ihrem ganzen Umfange nicht erschöpft habe, erhellt nicht nur aus dem unvollständigen Verzeichnisse der von ihm bey weitem nicht vollständig benützten Quellenwerke, sondern auch aus dem in dem Vorberichte gegebenen Ueberblicke mongolischer Reiche, deren Geschichte der Vorwurf seines Werkes. Er überblickt nur die vier Hauptdynastien, in welche sich Dschengischans Weltmonarchie nach dessen Tode theilte, nämlich: 1) das Reich der Mongolen in China, 2) das der Nachkommen Dschaghatai's in Turan, 3) das der Nachkommen Holakuchan's in Iran, und 4) das der Nachkommen Dschudschi's in Kiptschak. Aus China wurden die Mongolen i. J. 772 (1370) vertrieben, das tschaghataische Reich in Transoxana endete im Jahre 812 (1409), das in Persien schon i. J. 754 (1353), das in Kiptschak gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, und nach den chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's, nach welchen dasselbe in den Chanen der Krim fortdauerte, gar erst mit der Uebergabe der letzten an Rußland, aber schon in der Universalgeschichte Munedschimbaschi's, welche Hr. v. d'Osson besitzt, und als benützt aufführt, sind außer diesen vier Dynastien die der Söhne Ogotai's sechs Herrscher in Turkistan vom J. 657—803 (1258—1402) angegeben, und die Herrscher in Kiptschak erscheinen in vier Dynastien, erstens die Söhne Dschudschi's bis ins J. 624 (1226); zweytens die Herrscher der Familie Batuchans v. J. 624 (1226) bis 664 (1264); drittens die Söhne Dschudschi's als Chane der blauen Horde v. J. 665 (1266 bis 761 (1359); viertens die Söhne Dschudschi's als Chane der weißen Horde v. J. 664 (1265) bis 834 (1430) *). Da diese vier Dynastien nicht gleichzeitig, sondern nur auf einander folgend herrschten, so sind dieselben insgemein unter dem Gesammtnamen der Herrscher von Kiptschak begriffen. Von den vier Hauptdynastien in China, Persien, Dschagatai und

*) S. die Inhaltsanzeige der Geschichte Munedschimbaschi's im IX. Bande der osman. Geschichte, S. 266.

Kiptschak erlosch die in Persien die erste, und die chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's bemerken in den Jahren ihrer Erlöschung (736), daß die Dschengisiden von nun an sechs Stämme waren *).

Es frägt sich nun, welches die sechs dschengisischen Dynastien waren, welche nach der Erlöschung der persischen übrig blieben; augenscheinlich keine anderen, als die vier damals noch fortregierenden der Söhne Tuli's in China, der Söhne Dschaghatai's in Transoxana, der Söhne Ogotai's in Turkistan, der Söhne Dschudschi's in Kiptschak, und dann die beyden der Ilchane oder Dschelair und der Familie Tokatimur's, welche beyde im selben Jahre, als das Reich der Söhne Holaku's in Persien erlosch, aus den Ruinen desselben entsprangen. Es kann in Hadschi Chalfa weder von den zwey dschengisischen Dynastien der Beni Scheiban in Transoxana und Chuaresm die Rede seyn, weil sie weit später, jene nach hundert Jahren, diese gar erst nach hundert achtzig Jahren entstand, noch kann Hadschi Chalfa die beyden schon vor dem gänzlichen Ruine der persischeu Mongolenherrschaft entstandenen Dynastien der Indschu, d. i. der Krongüterverwalter und den Beni Tschoban unter den obgenannten sechs Zweigen der Dschengisiden einbegriffen haben, weil die Herrscher dieser beyden zwar Mongolen, aber keine Dschingisiden waren. Die sechs von Hadschi Chalfa angegebenen Zweige der Dschengisiden, in welche sich i. J. 736 (1335) ihre Herrschaft theilte, waren also: 1) die Söhne Tuli's in China; 2) die Söhne Ogotai's in Turkistan; 3) die Söhne Dschaghatai's in Transoxana; 4) die Söhne Dschudschi's in Kiptschak; 5) die Söhne Dschudschi's als Tokatimure in Chorasan; und 6) die Abkömmlinge der Tochter Arghun's als Ilchane oder Dschelaire in Persien. Außer diesen sechs entstanden später noch die beyden der Beni Scheiban, die erste in Transoxana v. J. 835 (1531) angefangen, die zweyte in Chuaresm i. J. 916 (1510) angefangen, beyde aus den Söhnen Dschudschi's, beyde insgemein unter dem Namen der Usbegen bekannt; die erste wird von Abul Ghasi an den ältesten Scheibanichan, dem Bruder Sain Batu's, geknüpft, dessen Nachkommen zwischen dem Jaik und Sirt saßen, und unter deren letztem Herrscher Kutschumchan Sibirien von den Russen erobert ward. Von dieser mongolischen Dynastie in Sibirien oder Turan, ist in Hadschi Chalfa's chronologischen Tafeln eben so wenig eine Spur, als von der späteren mongolischen in der kleinen Bucharey; auch Munedschimbaschi weiß von der sibirischen

*) Bundan sonra Dschengisian alti firka oldi.

und kleinbucharischen nichts, er kennt nur die beyden usbegischen der Beni Scheiban, die Beni Tschoban, die Indschu, die Ilchane, die Toghatimure und die aus dem Ruine des Reiches in Kiptschak entsprungenen sechs Dynasten. Die letzten lagen außer dem Bereiche des Gesichtskreises Hrn. v. d'Ohsson's, dessen Werk, wie der Titel besagt, nur die Geschichte der Mongolen von Dschengischan bis Timur umfaßt. In wie weit er die der früheren sechs, nämlich: die der Scheibane in Transoxana und Chuaresm, der Tschoban, der Toghatimure, der Dschelaire und der Indschu seinem Werke einverleibt, kann aus dem vorliegenden ersten Bande nicht beurtheilt werden, da dieselben erst in die Periode der folgenden Bände fallen; aber er hat weder die auf einander folgenden Dynastien in Kiptschak, deren Eintheilung Munedschimbaschi nach dem Dschihanara Ghaffari's aufführt, von einander unterschieden, noch von den Nachkommen Scheibani's in Turan Kunde genommen.

Nach dem Gesagten stellt sich die Gesammtübersicht aller mongolischen Dynastien folgendermaßen heraus: 1) die Herrschaft Dschengischan's als Weltmonarchie; 2) die Dynastie der Söhne Ogotai's in Turkistan; 3) der Söhne Dschaghatai's in Transoxana; 4) der Söhne Holakuchan's in Iran; 5) der Söhne des ersten Scheibani in Turan; 6) die Dynastie Batu's in Kiptschak; 7) die Dynastie der Nachkommen Dschudschi's als Chane der blauen Horde von Tukri angefangen in Kiptschak; 8) die Abkömmlinge Sasiboka's, des Urenkels Dschudschi's, vor ihrer Thronbesteigung in Kiptschak; und 9) dann nach derselben als Chane der weißen Horde eben da; 10) die Beni Tschoban; 11) die Beni Indschu; 12) die Beni Toghatimur; 13) die Ilchane oder Dschelaire; 14) die Beni Scheiban oder Usbegen von Transoxana; 15) die Beni Scheiban oder Usbegen in Chuaresm; 16) die Chane der kleinen Bucharey (bey Deguignes I. 289); 17) die Dynastien der Noghai (bey Deguignes I. 288); 18) die Dynastie der Kalkasmongolen der Nachkommen der aus China vertriebenen Mongolen (bey Deguignes I. 280); 19) die der Chane von Kamul (eben da I. 282); endlich die aus dem Ruine des Reiches in Kiptschak aufgesprossenen Dynastien, nämlich: 20) der Chane der Krim; 21) der Chane von Kasan; 22) der Chane von Astrachan; 23) der Chane von Descht*); 24) der Chane von Kasimow.

Diese Uebersicht von vier und zwanzig mongolischen Dynastien, von welchen mongolische Geschichtschreiber Nachrichten

*) Bey Munedschimbaschi Nr. 172 eben da.

überliefert haben, zeigt, welch ein weites Feld in der mongolischen Geschichte noch zu bebauen übrig. Hr. v. d'Ohsson hat sich nur die Geschichte der vier großen Uluse (Dschaghatai's, Tuli's, Dschudschi's und Holaku Chans) vorgesteckt, und von dieser geht der vorliegende erste Band nur bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts; aber dennoch ist sein Werk von den hier angezeigten das einzige, welches die Geschichte der Mongolen mit weit aussehendem historischen Blicke umfaßt, während der von Hrn. Schmidt übersetzte mongolische Geschichtschreiber nur Bruchstücke und großen Theils als irrig erwiesene Angaben liefert, während das Werk des Mönchs Hyakinth nur dürftige oder nicht in die Geschichte der Mongolen gehörige Nachrichten aus chinesischen Schriftstellern zu Tage fördert, und endlich daß Hrn. Naumow's nur einige spezielle Angaben über die Verhältnisse der russischen Fürsten mit den mongolischen Chanen v. J. 1224 bis 1480 liefert.

Des ehrwürdigen Vater Hyakinth Denkwürdigkeiten über die Mongoley zerfallen in vier Theile, deren erster das Tagebuch der Reise von Peking bis zur russischen Gränze enthält, das ist die Beschreibung derselben Straße, welche Timkowski in seiner Reise nach China durch die Mongoley in den Jahren 1820 und 1821 beschrieben hat; der zweyte behandelt die geographische Lage, die politische Eintheilung, die natürliche Beschaffenheit der Mongoley, Sprache, Volksstämme, Bevölkerung und Volksklassen, die Literatur, Bildung und Ursprung der Mongolen und die Entscheidung der Frage, wer waren die Tataren des dreyzehnten Jahrhunderts; der dritte Theil beschäftigt sich mit der Geschichte des mongolischen Volkes, und der vierte mit dem Gesetzbuche der heutigen Mongolen. Indem wir die Leser, was die im ersten, zweyten und vierten Theil enthaltenen höchst schätzbaren geographischen, ethnographischen, statistischen und politischen Kunden betrifft, auf das Werk selbst verweisen *), haben wir es hier bloß mit dem historischen Inhalte des dritten Theiles, und mit der Entscheidung der am Ende des zweyten Theiles kurz berührten Frage: wer waren die Tataren des dreyzehnten Jahrhunderts? zu thun, weil darin die von Rémusat, Klaproth, d'Ohsson widerlegten Irrthümer von neuem aufgewärmt sind. Das Resultat der Untersuchungen dieser Gelehrten ist nirgends

*) Einen gehaltvollen Auszug davon gibt der Artikel: On Mongolia and its inhabitants, im Jännerheft 1833 des Asiatic journal, welcher im zwanzigsten Bande des Bulletin de la société de Géographie (August 1833) französisch, und im Auslande deutsch übersetzt, erschienen; siehe auch Klaproths Anzeige im Jännerheft 1833 der Nouvelles Annales des Voyages.

klarer in den Brennpunkt des Beweises zusammengedrängt, als in dem zweyten Theile der zweyten Ausgabe von Ritters Erdkunde [1]); nur glaubt Recensent, daß keine Nothwendigkeit vorhanden sey, auf Rémusats und de Sacy's Vorschlag einzugehen, und die Tata oder Tataren von den bloß durch europäische Wortverstümmlung daraus entstandenen Tartaren zu unterscheiden, und noch überdieß das chinesische Tatsche für das östliche Völkergemische anzunehmen. Hyakinth widerspricht der Behauptung des Hrn. v. Klaproth, daß die Mongolen wahre Tataren gewesen, und daß die in der chinesischen Geschichte vorkommenden Wörter Tatan und Tatar gleichbedeutend seyen. Hr. H. sagt: »Ungeachtet die chinesischen Geschichtschreiber bis»weilen unrichtig Tata statt Tatan schrieben (jetzt ist dieser »Fehler verbessert), so haben sie doch niemals dieses Wort für »eins und dasselbe mit dem Worte Tatar genommen« (S. 166). In wie weit hier Hr. H. oder Hr. v. Klaproth Recht habe, ist dem Recensenten bey seiner Unkunde des Chinesischen und der Quellen zu entscheiden unmöglich; aber selbst der H. H. H., d. i. der hochwürdige Herr Hyakinth, sagt S. 300, daß die Tatanier aus vier mächtigen Stämmen, den Mongolen Chörö (?) [2]), Mongol, Taidschut und Tatar bestanden. Darüber, daß die Mongolen und Tataren der Sprache nach einem und demselben Volksstamme angehören, daß vor Dschengischan der Stamm Tatar der herrschende, mächtigere war, nach dem wider denselben von Dschengischan geführten Vertilgungskriege aber der Stamm Mongol der herrschende ward, kann, nach den schon früher und von Hrn. v. d'Ohsson neuerdings vorgelegten beweisenden Stellen aus Reschideddin und Abul Ghasi wohl kein Zweifel mehr obwalten. Es ist natürlich, und es kömmt von jeher in der Geschichte häufig vor, daß die unterwürfigen und besiegten Völker und Stämme von Fremden, unter dem Namen der Sieger und Herrscher mit einbegriffen, mit denselben vermengt werden, oder daß jene sich selbst mit dem Namen dieser brüsten und großmachen; so hießen sich die Byzantiner Römer, wie noch heute die Neugriechen, und bey allen morgenländischen Geschichtschreibern und Geographen heißt sowohl die europäische Türkey (Rumili) als Kleinasien das Land der Römer. Es ist natürlich, daß so lange die Tataren der mächtigere Stamm, die

---

[1]) II. Thl. II. Buch I. Band, S. 274 bis 283.

[2]) Der Uebersetzer, der sich überhaupt viele Willkürlichkeiten und mehrere schon von Klaproth (in den Nouvelles Annales des voyages) gerügte Unrichtigkeiten zu Schulden kommen läßt, schreibt bald Chörö, bald Körö, bald Taischut, bald Taigut.

Mongolen mit ihnen vermengt wurden, oder ihnen angehören wollten; so wie später, als Dschengischan den Namen seines Stammes, nämlich der Mongolen, in die Paniere des Sieges einschrieb, alle unterworfenen Völker, und also nicht nur Tataren, sondern auch Türken für Mongolen gelten wollten, und also um so leichter von Europäern mit denselben vermengt wurden. Die Vermengung der Mongolen und Tataren ist übrigens von nicht großem historischen oder ethnographischen Belange, da es sich bloß um zwey verschiedene Stämme eines eine und dieselbe Sprache sprechenden Volkes handelt, welches vor Dschengischan den Gesammtnamen der Tataren, hernach den der Mongolen, als den des herrschenden und mächtigsten Stammes, führte, und den westlichen Völkern unter beyden gleich schrecklich erschien. Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit der Verwirrung des Namens der Tataren, mit dem der Türken, wider welche um so mehr anzukämpfen, als dieselbe zu großen historischen Irrthümern verleitet, und noch heut zu Tage durch den in Europa eingeführten historischen Sprachgebrauch fast überall, besonders aber in Rußland, gäng und gäbe. In Rußland werden alle dem russischen Zepter unterworfenen türkischen Völkerstämme, deren Sprache doch rein türkisch, mit dem Namen Tataren benennt, und selbst Hr. Naumow entblödet sich nicht, in der obigen Schrift (S. 11) den Gesammtnamen der Tataren, welcher den Mongolen beygelegt ward, daraus zu erklären, daß die meisten ihrer Truppen aus Türken (welche ihm gleichbedeutend mit Tataren) bestanden. Minder groß ist der Irrthum europäischer Geschichtschreiber, welche, wie die osmanischen, die Bewohner der Krim Tataren nennen, weil diese von tatarischen Fürsten aus dem Hause Dschengischan's beherrscht wurden. Ist die Rede vom Chane allein, so ist wider die Benennung Tatarchan sogar nichts einzuwenden, weil derselbe, in so weit er bloß einen Fürsten aus dem Hause Dschengischans bedeutet, vollkommen richtig ist; nur seine Unterthanen sind keine Tataren, sondern Türken. Außer dieser, durch den neueren historischen Sprachgebrauch, welcher den Namen des herrschenden Hauses auf das beherrschte Volk überträgt, allgemein gäng und gäben Vermengung von Türken mit Tataren, besteht aber eine ältere, welche hier neuerdings zu beleuchten der Mühe lohnt.

Der Irrthum, in welchen Deguignes und nach ihm andere Geschichtschreiber, wie Hüllmann *), verfallen, daß die Hiungnu der Chinesen die Hunnen gewesen, hat schon Mailla angezeigt, Rémusat und Klaproth sind da-

*) Geschichte der Mongolen bis zum Jahre 1206. Berlin 1796.

wider mit schlagenden Beweisen aufgetreten, und der letzte hat zur Genüge bewiesen, daß die Hiungnu eins und dasselbe Volk mit den Thukiu der Chinesen, d. i. mit den Türken, seyen[1]); dennoch tritt H. H. H. hier abermals mit dem Irrthum auf, daß alle Hunnen Mongolen, und führt Dynastien, die als türkisch erwiesen sind, als mongolische auf. Die Ursache dieser Verwirrung liegt einzig und allein in dem Namen der Hiungnu, oder, wie sie H. H. H. nennt, der Chunnen, unter welchen Deguignes die Hunnen und jener die Mongolen mit einbegreift; keiner von beyden hätte in diesen großen Irrthum verfallen können, wenn ihnen aus persischen und türkischen Schriftstellern bekannt gewesen wäre, daß der ursprüngliche Name der Ghusen oder Oghusen, d. i. des reinsten türkischen Stammes ursprünglich Kun gewesen. Ein Paar beweisende, bisher in diesem Streite von Niemand beachtete Stellen aus einer der schätzbarsten und glaubwürdigsten persischen Universalgeschichten und aus einer türkischen sind zuerst in den gedruckten Auszügen des Recensenten: sur les origines Russes (Petersburg 1825), zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden; dort heißt es (S. 45): La première tribu (des Turcs) sont les Ghouzes appellés aussi *Koun*. Dieser Name der Kunen ist der, welchen die Kumanen (bekanntermaßen Türken) sich selbst beylegten, und sie erscheinen in den ungrischen Geschichten unter keinem anderen; eben so wenig ist bisher beachtet worden, daß dieser Name der Kunen sich selbst in dem Namen von Erkene Kun vorfindet, welches von persischen und türkischen Geschichtschreibern zwar insgemein gleichbedeutend mit festem Gewölbe angegeben wird, welches aber eben sowohl das Gewölbe der Kunen, d. i. der Türken, heißt. Diese hier wiedergefundene Benennung steckt ein neues Licht über die genealogische Verfälschung auf, welche persische Geschichtschreiber der Mongolen unwissentlich oder vielmehr geflissentlich herbeygeführt, indem sie dem vor Dschengischan obscuren Stamme der Mongolen durch die Anknüpfung mongolischer Geschlechts-

1) Mémoire sur l'identité du *Thou khiu* et des Hioungnou avec les Turks, par M. Klaproth, im siebenten Bande des Journal asiatique, p. 257.

2) اوّل غز اند و ایشان را قون همه کویند Der türkische Geschichtschreiber Mohammed, welcher den Schukrollah übersetzte, glaubte, daß der Ausgang des persischen Accusativs Ra zum folgenden Worte gehöre, und machte Rakun daraus.

3) Eben da S. 120: قبیله راقون دخی دیرلر

folge an die der Türken, als des ältesten und berühmtesten Volkes Hochasiens, zu verherrlichen suchten. Schon Klaproth hat die scharfsinnige und sehr wahrscheinliche Vermuthung geäußert, daß Dschingischan selbst aus einer türkischen Familie entsprossen seyn dürfte. Diese Vermuthung läßt sich weiters durch das Bemühen mongolischer Geschichtschreiber, die ersten Geschlechtstafeln ihrer Herrscher mit denen der ältesten türkischen zu vermengen, begründen. Hr. v. K. schenkt der Erzählung vom Auszuge aus dem Erzgebirge Erkene Kun als einem Mährchen keinen historischen Glauben [1]), welchen dieselbe wohl auch, in so weit es sich von dem mittels Blasbälgen und Feuer durch das eisenhaltige Gestein eröffneten Wege handelt, nicht verdient; aber diese alte Sage stimmt doch sehr wohl mit dem Verschwinden der Reste der großen Monarchie der Hiungnu oder Kunen und ihrem späteren Auftritte als Thukiüi oder Türken am Ektagh oder Altai zusammen. Wirft man einen Blick auf die von allen persischen und türkischen Geschichtschreibern aufgestellte Geschlechtstafel, vermög welcher Tataren und Mongolen von Tatar und Mongol, den Zwillingsbrüdern, Söhnen Ilindsche's, des fünften Abkömmlings Türks, des Enkels Noes aus Japhet abgeleitet werden, so verdient diese gemeinsame Abstammung zweyer durch ihre Sprache ganz von einander verschiedener Völker, wie die Mongolen und Türken, freylich nicht den geringsten historischen Glauben, aber Ein Blick auf dieselbe ist genug, um dem mit dem Unterschiede tatarischer und türkischer Namen nur einigermaßen bekannten Philologen sogleich die absichtlichste Verfälschung auf das augenscheinlichste darzuthun. Die Nachkommen Tatars tragen tatarische, die Nachkommen Mongols rein türkische [2]) Namen. Man sieht, daß in der letzten Liste der Name Mongol zwischen Ilindsche und Kara bloß eingeschoben, und durch diese Einschiebung das Geschlecht der Mongolen auf einmal zu Türken geadelt worden. Die Türken, deren ältester Name Kun (welcher in dem der Kumanen noch im verflossenen Jahrhundert in Ungern fortgelebt), von den Chinesen in Hiungnu, so wie ihr anderer der Türken in Thuikui verstümmelt worden, waren das berühmteste Volk Hochasiens, so weit die älteste asiatische Geschichte bey den Chinesen reicht. Als später die Tataren vor Dschengischan und später die ihnen sprach- und stammverwandten Mongolen unter Dschengischan und nach ihm zur Oberherrschaft gelangten, wollte

[1]) Tableaux historiques de l'Asie, p, 157.

[2]) Kara (schwarz), Oghus, Gün (Sonne oder Tag), Ai (Mond), Jildis (Stern), Dengis (Meer) u. s. w.

diese und seine Nachkommen ihren Ursprung durch unmittelbare Abstammung von dem ältesten und berühmtesten Volke Hochasiens, nämlich den Türken, adeln, und daher die Einschiebung des Namens Mongol in die türkischen Geschlechtstafeln. Sonderbares Schicksal, welches der Name der Türken in dem Laufe der Zeiten durch den Wechsel der Begebenheiten und der Schicksale der Reiche erfahren. Als die Kunen (Chunen oder Hiungnu) schon tausend Jahre vor Christus in Asien herrschten, machten mehrere der von ihnen besiegten und beherrschten Völker auf diesen Namen Anspruch, und die Dschengisiden wollten den Ursprung ihres Stammes durch Einschiebung ihres Stammvaters in türkische Geschlechtstafeln adeln. Unter den Nachfolgern Dschengischans, deren Heereskraft meistens aus Türken bestand, wollten die Türken selbst nach der Familie ihrer Herrscher Tataren genannt werden, welcher Name ihnen noch bis auf den heutigen Tag in Rußland geblieben ist. Die Byzantiner legten den Ungern den Namen der Türken bey, und nannten diese selbst bald Perser, bald Scythen; endlich ward in dem Munde der Osmanen, welche Türken von Ursprung, sich desselben schämen, der Name Türk zum Gespötte, als gleichbedeutend mit Barbar.

Der H. H. H. beginnt demnach seine Geschichte der Mongolen mit der der westlichen Hiungnu, d. i. einer alten Türkendynastie, 214 Jahre vor Christi Geburt, dieselbe, welche Deguignes (I. 216) aufführt; kaum ist es möglich, sich in die Namen zurecht zu finden, so sehr sind dieselben verstümmelt *); hierauf das Chanat der südlichen Hunnen. Warum der Uebersetzer die nördlichen Hiungnu als Chunen, die südlichen als Hunnen aufführt, ist nicht zu errathen; drittens die Dynastie der jüngeren Linie Tschao, deren Stifter ebenfalls ein Hiungnu (nach H. H. H. und seinem Uebersetzer ein Chune oder Hunne), das ist ein Kun oder Türk, bey Deguignes (I. 221) mit eben so verstümmelten Namen, indem die Che hier durchaus Schi heißen. Die beyden folgenden Dynastien der Jan und Wöi scheinen tatarische gewesen zu seyn,

*) Hier sind die dreyzehn Herrscher, wie sie Hr. H. H. und Deguignes nennt: 1) Toman Schanjui = Teou-man-tanjou, 2) Modo Schanjui = Me-te tanjou, 3) Laoschan Schanjui = Lac-cang-tanjou, 4) Zsjuntschen-Schanjui = Kuln-tchin-tanjou, 5) Jtschisse Schanjui = Y-tchi-sie-tanjou, 6) Uwöi S. = Ou-goei-t., 7) Oer-S. = Ou-su-liu-t., 8) Zjuilichu-S. = Kui-li-hu-t., 9) Zjuidichu-S. = Tçie-ti-heou-t., 10) Chuluchu-S. = Hou-lo-ku-t., 11) Chojandi-S. = Hiu-yen-ti, 12) Sjuiljui Zjuanzjoui-S. = Hiu-liu-kiuen-kui-t., 13) Ujan-Zjuidi-S. = Yo-yen-klu-ti-t.

aber noch unverzeihlicher, als daß die Hiungnu, d.i. Kunen oder Türken, zu Chunen oder Tataren gemacht werden, ist, daß auch die Tukiu (was nur die chinesische Verstümmlung für Türk) als Chunen oder Tataren aufgeführt werden. Von dem ersten derselben, Ilchantomen, angefangen, sind ihre Namen türkisch, und noch Niemand, als der H. H. H., ist auf den Gedanken verfallen, die Türken am Ektagh oder Altai, von deren Verkehr mit den byzantinischen Kaisern so viele Berichte vorhanden sind, für Chunen oder Mongolen zu erklären. Der H. H. H. nennt diese Dynastie der Türken von Altai das Haus Tulga, und belehrt in der Note, daß dieses von den Chinesen in Tu-hiui verderbte Wort ein mongolisches sey, und Helm bedeute. Das Tu-hiui des Verfassers, welches Klaproth Thoukiu, Deguignes Tou-kioue, Vizdelou Tou-kiue schreibt, ist nichts anderes, als die chinesische Verstümmlung des Wortes Türk, welches die Chinesen als Helm erklären, weil Terk auf arabisch und persisch einen Helm bedeutet; auch Klaproth hat aus chinesischer Vorliebe dieser Ableitung des Volksnamens der Türken beygestimmt. Der Name Türke ist aber ganz gewiß weit älter in Asien dagewesen, als diese chinesische Etymologie; wenn man auch die Stammregister der Türken selbst, welche ihren Stammvater Türk (den Togharma der Schrift) als den Sohn Japhets aufführen, nicht gelten lassen will, so ist es doch gar zu lächerlich und zu chinesisch, den Namen des ältesten Herrschervolkes in Asien von der Figur eines Berges, welcher einem Helme gleich gesehen haben soll, ableiten zu wollen. Ueberdieß ist Terk, der Helm, kein türkisches, sondern ein rein persisches Wort [1]). Das türkische Wort für Helm ist Tughulgha oder Tulgha [2]), welches rein türkisch, und welches der H. H. H. als ein mongolisches aufführt; ha! ha! ha!

Ein passendes Seitenstück zu dieser chinesischen Ableitung des Wortes Türk von Helm, weil Terk im Persischen und Tulgha im Türkischen einen Helm bedeutet, und die Chinesen das Wort nicht anders als Tiukiu aussprechen, ist die heutige persisch-indische Etymologie des Namens der Engländer, English, den Perser entweder Inglis, d.i. Aal, oder Ingris, d.i. Dra-

---

[1]) S. Ferhengi Schuuri I. Bd. S. 281, in rein türkischen Wörterbüchern findet sich dasselbe nicht.

[2]) Tulgha findet sich in Meninski, aber nicht Tughulgha, welches das eigentliche Stammwort, aus welchem Tulgha zusammengezogen worden; in dem höchst schätzbaren, zu Konstantinopel gedruckten türkisch-arabisch-persischen Wörterbuche Lehdschetol-Lughat S. 330 ist Tughulgha mit dem persischen Synonym Terk erklärt.

chenfuß schreiben. Wenn also der H. H. H. die Türken am Altai als Tulgha (Helm) aufführt, so ist dieß um nichts besser, als wenn ein indo-persischer Geschichtschreiber Großbritannien für das Haus der Aale oder Drachenfüße ausgeben wollte. Nachdem die Hiungnu, d. i. Kunen, und Tiukiu, d. i. Türken (Kunen und Türken ist, wie schon oben gezeigt worden, nur ein und derselbe Name desselben Volkes), vom H. H. H. für Hunnen oder Mongolen ausgegeben worden, kömmt nun die Reihe an die Choichoren oder Uighuren und Choichö, welche Deguignes als Hoei-ke aufführt; Deguignes bemerkt, daß sie auch Kao-tche, d. i. die hohen Wagen, genannt wurden. Schon Abel Rémusat [1]) hat mit einigem Mißtrauen in die Erklärung, welche Abul Ghasi von dem Namen der Kanklii (so, und nicht Kangli, ist der Name des türkischen Stammes auszusprechen) bemerkt, daß diese Kaotsche dieselben mit den Kangli Plan-Carpin's dieselbe Sprache mit den Kumanen, nämlich türkisch, sprechen. Constantin Porphyrogenitus belehrt uns, daß die Vornehmsten der Patzinakiten, unter welchen bey ihm nicht bloß die Petscheneger, sondern alle Einwohner Kiptschaks zu verstehen sind, Kangar genannt worden, und daß dieser ihnen ihrer edlen Geburt und Tapferkeit wegen beygelegte Name, die Tapferen und Edleren bedeutet [2]); diese Bedeutung stimmt ganz mit der, welche morgenländische Wörterbücher dem Worte beylegen, überein. Eben so wenig, als die Dynastien der Hiungnu, d. i. Kunen, Tiukiu, d. i. Türken, und Choichor, d. i. Uighuren, ist das Haus Kidan (Chitai oder Chatai), unter der Benennung der östlichen und westlichen Lao den Mongolen zuzuzählen, wie dieß vom Verfasser geschieht. Diese beyden Dynastien finden sich in Deguignes (S. 201 und 204), und die letzten sind die Karachataier der persischen Geschichtschreiber, deren rein moslimischer Name von den Chinesen, freylich auf ganz unglaubliche Weise verstümmelt worden ist. Nachdem der Verfasser also die Dynastien der Hiungnu oder Kunen, der Tiukiu oder Türken, der Choichor oder Uighuren, und der Lao oder Karachataien, welche alle rein türkisch,

---

[1]) Recherches sur les langues Tartares, p. 315.

[2]) Const. Porphyrog. Cap. XXXVIII und XXXVII ἀνδρειότεροι καὶ ευγενέςεροι των λοιπων, ein Glossar Waßafs von Nasmisade, قنقلى نسب يعني اولو تاجداران نسب ، حسبلو, von kanuklischem Stamme, d. i. von der Abkunft großer Herrscher, denn, setzt er hinzu, es dürfe vielleicht Kankali zu lesen seyn, von Kankal, der Krone des Kosroes.

den Mongolen zugezählt hat, zu denen sie nicht gehören, kömmt er erst auf das Haus Mongol unter der Benennung Tatan und Juan, d. i. auf die Geschichte Dschengischans und seiner Nachfolger, die einzigen wahrhaft mongolischen aller von H.H.H. für solche ausgegebenen Dynastien. Die Geschichte Dschengischans aber und seiner Nachfolger, für welche das auf drey dicke Octavbände angelegte Werk Hrn. v. d'Ohsson's kaum hinreichend erscheint, wird hier in achtzehn Seiten abgefertigt!

Hr. v. d'Ohsson beginnt seine Geschichte mit einer Uebersicht der mongolischen Stämme, welche aber weder vollständig, noch gehörig eingetheilt, indem er die von Reschideddin befolgte so wesentliche Eintheilung der Mongolen in ursprüngliche und nationalisirte tatarische Stämme und solche, welche nach Stamm und Sprache weder Tataren, noch Mongolen, diesen erst, nachdem sie ihrer Herrschaft untergeben waren, zugerechnet worden, durchaus vernachläßigt. Der Umriß mongolischen Charakters und Sittengemäldes ist aus den bekannten Werken von du Halde, Witsen, Pallas, Georgi und den durch Bergeron gesammelten Reisen zusammengestellt. Die Grundbedeutung des Namens Mongol gibt Hr. v. d'Ohsson als schwach und einfältig an, während der von ihm angeführte Geschichtensammler Reschideddin's sowohl als Abul Ghasi nur die Bedeutung von traurig und düster angeben *). Eben so bedeutet Burtschukin nicht braungraue, sondern graue, mit einem rothen Ringe durchzogene Augen. Ueber das Geburtsjahr Dschengischans sind die chinesischen und persischen Quellen um nicht weniger als zehn Jahre aus einander. Wiewohl Klaproth die Angabe der chinesischen als die wahre annimmt, und die der persischen Quellen als irrig verwirft, so sind wir doch der Meinung, daß die persischen hierin für die glaubwürdigeren zu halten sind. Alles, was wir aus den chinesischen Geschichten über Dschengischan wissen, ist, die Feldzüge in China ausgenommen, an Umständlichkeit und Vollständigkeit mit den Berichten der persischen Quellen, vorzüglich der Wesire Dschoweini (des Verfassers des Dschihanguscha, d. i. des Welteröffners) und Reschideddins, des Verfassers des Dschamiet-tewarich, d. i. Geschichtensammlers, gar nicht zu vergleichen. Der letzte bearbeitete seine Geschichte der Mongolen auf Befehl eines der größten und aufgeklärtesten Fürsten derselben (Sultan Ghasan's) aus den Staatsarchiven, in welchen alle Urkunden des dschengisischen Hauses.

*) Nach Schmidt, welcher Mongol von Mong herleitet, soll es trotzig und unerschrocken bedeuten; derselbe will sogar das Daseyn eines Stammes Mongol vor Dschengischan läugnen.

Die Berechnung der Lebensjahre und Thaten Dschengischan's nach der Zwölf des mongolischen Thiercyclus ist sehr umständlich angegeben, und trifft genau mit den von dem Geburtsjahre der persischen Geschichtsquelle angefangenen Berechnung überein [1]). Bey seines Vaters Tode war Temudschin ein Kind, welchem als einem solchen die seinem Vater unterworfenen Stämme der Nirunen (Geisteskinder) den Gehorsam versagten, und dem Haupte der Taidschuten zufielen. In der morgenländischen Geschichte gibt es zwar Regierungen von Sultanen, die minderjährig den Thron bestiegen (bey den Osmanen S. Ahmed I. mit vierzehn, S. Mohammed IV. mit sieben Jahren); aber nach der chinesischen Zeitrechnung wäre Temudschin bey seines Vaters Tode gar erst sechs Jahre alt gewesen. Nach der Angabe der chinesischen Geschichtschreiber müßte Dschengischan bey seinem Tode ein und sechzig, statt zwey und siebzig Sonnenjahre alt gewesen seyn, und die (in Waßafs Geschichte nach dem Dschihanguscha) genau berechnete Angabe, daß er nach durchlebten sechs Thierescyclen im selben Jahre des Schweines, wo er geboren ward, auch starb, kann nur mit der Zahl zwey und siebzig (sechsmal zwölf), aber keineswegs mit vier und sechzig ausgehen.

Diese chronologische Angabe der Chinesen verdient also beyläufig eben so vielen Glauben, als ihre etymologische Ableitung des Namens der Türken von dem persischen Namen eines Helms. Daß die Daten der von Hrn. Schmidt übersetzten mongolischen Geschichte keinen Glauben verdienen, haben schon Abel Rémusat und Klaproth nachgewiesen, und Hr. Schmidt selbst zum Theile eingestanden [2]). Das Wahrzeichen der Geburt Temudschin's, die Hand voll geronnenen Blutes, mit welcher er auf die Welt kam, bewährte er in seinem vierzigsten Jahre (dem Jahre der Prophetensendung der Morgenländer) zum ersten Male in größerem Maßstabe, indem er die gefangenen Taidschuten, seine Feinde, in siebzig oder achtzig [3]) Kesseln sieden ließ. Im folgenden Jahre (1195) zog Temudschin wider das Haupt der Tangkuten, welche sich wider seinen Bruder, den Stammherrn der Keraiten (welche nestorische Christen), empört hatten. Owang oder Wang ist der chinesische Fürstentitel, welchen der Kaiser von China dem Stammherrn der Keraiten beygelegt, woraus und

[1]) Im J. d. H. 549 (1555), nach den Chinesen i. J. 1262, welches dem J. d. H. 558 entspricht.

[2]) Klaproths Asia Polyglotta S. 256; Rémusat im Nouveau Journal an VIII. u. IX. Bd., extrait d'une lettre de Mr. Schmidt à Mr. Klaproth Journ. an III. p. 107.

[3]) Nach Mouradj. d'Ohsson achtzig, nach Reschideddin zwey und siebzig

weil er ein Christ war, die Reisenden und Geschichtschreiber des Mittelalters den Priester Joannes gemacht. Toghrul Wangchan, der Herr der Keraiten, von seinem Bruder Ergekara mit Hülfe der Naimanen abgesetzt, flüchtete (i. J. 1196) zu Temudschin, dem Sohne seines Freundes Jisugai, und sie schworen sich ewige Freundschaft, indem sie Stutenmilch tranken, eine alte Eidformel morgenländischer Völker, daher noch bey den Osmanen der Ausdruck: den Eid trinken (and itschmek), für schwören. Im folgenden Jahre (1197) zogen die beyden Verbündeten wider ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Merkiten, und ein Jahr später Wangchan allein wider dieselben, ohne die gemachte Beute mit seinen Bundesgenossen zu theilen. Nichts desto weniger zogen sie wieder i. J. 1199 wider die Naimanen, aber Wangchan, welchem Dschamuka, der Fürst des Stammes der Kunkurat, den Temudschin verdächtig gemacht, verließ diesen, und zog sich zurück; nichts desto weniger vereinten sie im folgenden Jahre (1200) wieder ihre Waffen gegen die von den Merkiten aufgehetzten Taidschuten, und schlugen sie. Die dem Temudschin feindlichen Stämme Kigin, Seldschut, Durban, Kunkurat verschwuren sich bey einem Hippo-tauro-krio-kyno-tragobolion, indem sie einen Hengst, Stier, Widder, Hund und Bock mit ihren Säbeln schlachteten, den Himmel zum Zeugen anrufend, daß sie, wenn eidbrüchig, eben so geschlachtet werden sollten. Im folgenden Jahre (1201) riefen sie den Dscham zum Gurchan, d. i. zum großen Chane, aus, und schwuren ein Bündniß wider Temudschin, indem sie mit den Füßen den Rand des Ufers in den Fluß stampften, und mit den Säbeln Zweige abhieben, daß sie, wenn bundesbrüchig, wie die Erde vom Flusse weggeschwemmt, wie die Zweige zerstücket werden sollen. Man sieht, das die Eidesformeln der Mongolen mannigfaltig. Im J. 1202 zog Timur wider das in sechs Stämme eingetheilte stammverwandte Volk der Tataren, und schlug sie; da er seine Oheime und seinen Vetter wegen Mangel an Kriegszucht ihres Antheils an der Beute beraubt, verließen sie ihn, und entzweyten ihn mit Wangchan, welcher dem Temudschin seine von diesem für dessen Sohn Dschudschi begehrte Tochter abschlug. Im folgenden Jahre (1203) kam der Zwist zwischen Wang und Temudschin zu offenem Ausbruche. Temudschin, zuerst geschlagen, weilte am Brunnen Baldschuna, und schwur den bey ihm ausharrenden Getreuen, welche von nun an den

*) Tutukaliut, Eltschi, Tschagan, Kutin, Terat und Terkui.

Namen der Baldschunen führten, mit ihnen das Bittere und Süße zu theilen, schwurs beym Wasser Baldschuna, indem er den damit gefüllten Becher im Kreise herumgab; von seinem Lager am See Tunka aus schrieb er seinen ehemaligen Verbündeten Wang Chan einen Brief voll Vorwürfe mit lebendigen Bildern:

»Als Du mich in Deiner Noth aufsuchtest, schien Dein Leib durch Deine Kleider, wie die Sonne durch die Wolken, und hungergeschwächt schrittest Du mit der Langsamkeit eines ersterbenden Feuers fort. — Ich flog wie ein Falke auf dem Berge Tschuntumen, ich setzte über den See Bujur, und fing für Dich Kraniche mit grauem Gefieder, die Stämme der Durban und Tataren; ich zog am See Köle vorbey, und fing wieder für Dich die blaufüßigen Kraniche, die Stämme Kigin, Seldschuk und Kunkurat, an deren Spitze Du mich nun angreifest« u. s. w.

Seine Oheime Kotscher und Daritai, sein Vetter Altan, der Sohn Wangchan's, Singun und Dschamuka, der unversöhnlichste seiner Feinde, vereitelten den Versuch der Versöhnung mit Wangchan; aber ein Theil der Kunkuraten und der Stamm Sakiat gingen zu Temudschin über, während seine gegen ihn feindlich gesinnten Verwandten sich zum Chan der Naimanen verfügten. Die Frau und die Kinder Dschudschi Keser's, des ältesten Bruders Temudschin's, waren in die Hände der Keraiten gefallen. Temudschin bediente sich der List, zwey Leute Dschudschi's an Wangchan mit der Botschaft zu senden, daß er von seinem Bruder Temodschin getrennt, bey ihm (Wangchan) Zuflucht suche. Wangchan, der diese beyden vormals im Gefolge Dschudschi's gesehen, ging in die Falle, er sandte dem Dschudschi als Zeichen bewilligten Schutzes ein Horn voll Ochsenblut, denn es war einer der mongolischen Gebräuche, zur Bestätigung feyerlicher Eide aus demselben Horne Ochsenblut zu trinken. Mittels dieser List sicher gemacht, wurde Wangchan von Temudschin überfallen, geschlagen, auf der Flucht getödtet, und der ganze Stamm der Keraiten unterwarf sich dem Hause Temudschin's.

Ein nicht minder mächtiger Feind als Wangchan, der getödtete Fürst der Keraiten, war Tajankchan, der Fürst der Naimanen, deren Fürsten auch die türkischen Namen Gutschluk, d. i. der Mächtige, oder Bujuruk, d. i. der Befehlende, führten. Naiman heißt auf mongolisch Acht. Temudschin berief wider die feindlichen Absichten Taibuka's, des Herrn der Naimanen, ein Kuriltai, d. i. eine allgemeine Stammversammlung, i. J. 1204 am Fuße Temgah. Am Ufer des Altai kam's zur Schlacht, das feindliche Heer der Naimanen war verstärkt durch das Heer der Stämme Merkit, Uirat, Tatar,

Durban, Kikin, Seldschut und Dschadscherat; der letzte der Stamm Dschamuka's, des unversöhnlichen Feindes Temodschin's, welcher aber Anfangs der Schlacht mit seinem Stamme die Flucht ergriff. Das feindliche Heer wurde geschlagen, Tajank wurde getödtet, seine geliebteste Gemahlin ward die des Siegers. Tatatungo der Uigure, der Kanzler des Fürsten der Naimanen, ward auf der Flucht ergriffen, und ihm das königliche goldene Siegel abgenommen, dessen Gebrauch sich Temudschin erklären ließ. Temudschin befahl ihm, selbes künftighin in des Siegers Namen zu gebrauchen, und seine Söhne in der Schrift, in den Gesetzen und Gebräuchen der Uiguren [1]) zu unterweisen. Dschudschi Keser, der Bruder Temudschin's, hatte sich in dieser Schlacht, das Mitteltreffen befehligend, so ausgezeichnet, daß ihm Temudschin für alle Zeiten den Vorrang vor den anderen Gliedern seines Hauses zuerkannte. Die Stämme Tatar, Durban und Saldschut fielen dem Sieger zu, nur die Merkiten flohen halsstärrig; Temudschin verfolgte sie und ihre Stammgenossen [2]) bis an die festen Schlösser an der Selinga; sein unversöhnlichster Feind Dschamuka wurde ausgeliefert, und da ihn Temudschin nicht selbst hinrichten ließ, weil sie vormals mitsammen den Eid getrunken, so that dieß doch Ildschitai, dem er ihn übergeben. Temudschin vertilgte die Tataren, selbst Weiber und Kinder nicht verschonend. Die Tataren verschwanden nun als Herrschervolk, die Mongolen traten an ihre Stelle, blieben aber noch unter dem Namen ihrer vertilgten Nebenbuhler der Schrecken der Welt. Sieger über die Keraiten, Naimanen und Tataren, wollte Temudschin seine Macht nun gegen China versuchen; er unternahm i. J. 1205 einen Streifzug wider das Königreich Hia, welches die Mongolen damals Kaschi, später Tangkut nannten, und kehrte beutebeladen zurück. Im folgenden Jahre (1206) berief er ein Kuriltai an den Quellen des Onon, pflanzte die aus neun weißen, über einander wallenden Ochsenschweifen bestehende

---

[1]) Darüber, daß die Uiguren wirkliche Türken, kann nach dem von Klaproth kund gemachten Wörterbuche aus der Bibliothek Petrarca's und den in den Fundgruben des Orients und im Journal Asiatique bekannt gemachten uigurischen Sprachtexten kein Zweifel mehr obwalten; wenn aber Klaproth in den Tableaux historiques de l'Asie p. 121 die Kaotschang für Uiguren erklärt, so ist es nur in soweit richtig, als die Kaotschang, d. i. die Kangar der Byzantiner und Kankli Abul Ghasi's, Türken, aber ein von den Uiguren verschiedener Stamm.

[2]) Udojut-Merkit, Modun, Tudakatin, Dschun, Dair-ußun.

Standarte auf, und nahm den von einem Wahrsager in Vorschlag gebrachten Namen Dschengis, d. i. Gewaltiger, an. Die von Schmidt übersetzte Geschichte Ssanang Ssetsen's S. 71 setzt diese Begebenheit schon ins J. 1181. »Er erhob die ursprüng-»lich am Ononstrome aufgepflanzte neunzipfeliche weiße Fahne »(d. i. die Standarte mit neun weißen Roßschweifen), und die »schwarze, vierzipfliche Fahne seines Schutzgeistes, und ward der »Herrscher der 400,000 des Volkes Bede, welches von nun an »den Namen Köke Mongol, d. i. der himmelblauen Mongolen, »führen solle.«

Bald hernach tödtete Dschengischans Bruder Dschudschi den Stiefbruder Gökdschu, denn Dschengischan hatte seine Mutter Ulun Iga dem Vater dieses Wahrsagers vermählt, der sich But Tangri, d. i. Sohn des Himmels, nannte, und sich herausnahm, Dschengischans Handlungen leiten zu wollen. Der Bruder Tajankchans wurde von Dschengischan am Ulugtagh, d. i. dem großen Berge, der westlichen Verlängerung des kleinen Altai, ober dem See Balkasch überfallen und gefangen. Im J. 1207 eroberte Dschengis einen Theil Tangut's; bey seiner Rückkehr huldigten ihm die beyden Inale, d. i. die Fürsten der Kirgisen, und im Herbste des Jahres 1209 griff er zum dritten Male Tangut an, dessen König den Frieden durch die Hand seiner Tochter erkaufte. Bey seiner Rückkehr vernahm er, daß der König der Uighuren sich der Botmäßigkeit des Herrschers von Karachatai entzogen habe; die Fürsten der Uighuren hießen Idikut, und residirten zu Bischbaligh. Nachdem der rebellirende Fürst der Uighuren getödtet worden, unterwarf sich sein Nachfolger Temudschin dem Gewaltigen (Tschengis); i. J. 1210 empfing dieser am Ufer des Kerulan die Huldigung des Idikut der Uighuren, welchem er eine seiner Töchter versprach, und die Huldigung Arslanchans, des Fürsten der Karlik, d. i. der Schneeichten, eines der fünf alten, von Oghus abstammenden türkischen Stämme *). Als im selben J. 1210 der Botschafter des neuen chinesischen Kaisers aus dem Niutschischen Hause Kin von Dschengischan den gewöhnlichen Tribut forderte, wandte sich dieser gegen Mittag, spie in die Luft, und sagte: der Kaiser von China hält sich für den

*) Der erste dieser Stämme sind die Uighuren, der zweyte die Kankli (die Καγγας Constantins), die Kaotsche der Chinesen, drittens die Kiptschak, welche Constantin Patzinakiten nennt; viertens die Kalladsch, welche in der russischen Zeitschrift Otetschestvennije Zapiski, Bd. XXII, S. 347 mit Gollatschen (dem Gebäcke) vermengt worden; und endlich fünftens die Karlik.

Sohn des Himmels, und ist nicht einmal ein Mensch. Kin [1]) heißt Gold, weßhalb die persischen Geschichtschreiber den Kaiser von China Altanchan oder Altunchan, d. i. den Goldenen, nennen, Die kurze Geschichte Dschengischan's, welche in den Denkwürdigkeiten über die Mongoley nur ein einziges Blatt einnimmt! enthält, wie man sich aus diesem winzigen Umfange leicht vorstellen kann, nichts als einige Jahreszahlen, erst vom J. 1209 angefangen. Der Feldzug gegen China ist übereinstimmend mit den persischen Geschichtschreibern im J. 1210 angesetzt, in Ssatsen's von Schmidt übersetzter Geschichte, welcher alle Jahreszahlen verwirrt, schon im J. 1208. Erst nach sieben Jahren kehrte Dschengis (i. J. 1216) aus dem besiegten China zurück, und sandte seine Feldherren wider den Stamm der Merkit und den der Tumat, die sich in seiner Abwesenheit empört; die gänzliche Unterjochung des goldenen Reichs trug er dem Feldherrn Mukoli mit goldenem Siegel und mit dem Titel eines Kuewang, d. i. Landesfürsten, auf. Er überzog Tangut zum vierten Male mit Krieg, und wandte dann seine Waffen wider Karachatai, auf dessen Thron seit sechs Jahren Gutschluk, der Sohn des letzten Chans der Naimanen, saß. Das Reich von Karachitai, durch einen Fürsten aus der Dynastie Leao gestiftet, dankte seine Größe dem Eroberer Tuschi Talgun, welcher Kaschghar, Jarkend, Choten, Turkistan, Chuaresm erobert, den Titel Gurchan und die Religion des Budha angenommen, seine Residenz in Bekasghun aufgeschlagen hatte; sein Enkel Tschiluku, der eben so schwach, als sein Großvater stark, war durch seinen Schwiegersohn (Gutschluk) entthront worden. Dschengis befehligte wider ihn i. J. 1218 den Feldherrn Tschepe Nujan [2]). Gutschluk, ehemals Christ, hernach durch seine Frau zum Cultus des Budha bekehrt, verfolgte die Moslimen, welche in den Mongolen ihre Befreyer sahen. Tschepe Nujan proclamirte bey seinem Einzuge Kaschghar die freye Ausübung aller Religionen, Kaschghar Jarkend und Choten und ganz Karachatai gehorchte fortan dem Gewaltigen. Die Eroberung Korea's wird vom H. H. H. ins J. 1218 von Ssetsen gar

[1]) Der Uebersetzer der Denkwürdigkeiten über die Mongoley, schreibt Hin, was um so sonderbarer, als das russische Alphabet kein H hat.

[2]) Nujan oder Nujin und nicht Noyan oder wie andere schreiben Newian ist die wahre Aussprache dieses mongolischen Wortes, welches Prinz heißt, denn Ferhengi Schuuri (II. B. 409) sagt ausdrücklich, daß es mit Waw maaruf, d. i. das Waw als U ausgesprochen werde.

schon ins J. 1192 gesetzt. Klaproth [1]) hat schon nachgewiesen, daß dieselbe erst im J. 1219 Statt fand.

Bis hieher waren die Eroberungen von Dschengischan nur östliche und südliche, und von nun an erst wandte sich seine Macht gegen Westen und Norden.

Seit dem Jahre 1194, wo Temudschin in seinem vierzigsten Jahre zuerst als Feldherr wider die Tataren im Dienste des chinesischen Kaisers aufgetreten, und dafür von diesem den Ehrentitel Tschaut kuri erhalten hatte, waren vier und zwanzig Jahre verflossen, von denen die ersten zwölf in der Bekämpfung feindlicher stammverwandter Stämme verflossen, bis er i. J. 1206 nach dem Siege über Wangchan und Dschamuka auf dem Kuriltai als Herrscher den Namen Tschingis, d. i. des Gewaltigen, angenommen. Sieger über den mächtigsten Nachbar im Süden und Osten, über den chinesischen Kaiser, trat er nun wider den mächtigsten Herrscher im Westen Chuaresmschah, auf dessen Herrschaft sich über das Land diesseits und jenseits des Oxus, westlich über einen Theil Persiens, und nördlich bis nach Kiptschak, welches seine Heere streifend durchzogen hatten, südlich aber bis Ghur und Ghasna erstreckte, und vor welchem der von ihm in seiner Residenz Bagdad bedrohte Chalife zitterte. Seine Heere bestanden meistens aus Turkmanen, d. i. Ghusen, Usen oder Kumanen und Kankli (die Kangaren der Byzantiner); das freundliche Verhältniß, das zwischen ihm und Dschengis durch kurze Zeit bestanden, ward durch den Mord der mongolischen Kaufleute, welche Ghabirchan, der Statthalter von Otrar, unverantwortlicher Weise hinrichten ließ, in den blutigsten Vertilgungskrieg verkehrt, welcher auf dem Kuriltai i. J. 1218 beschlossen ward. Dschengis brach noch zu Ende dieses Jahres, nachdem er seinem Bruder Otdschikin den Befehl über das Heer in der Heimat übergeben hatte, wider das Land der Tadschiken [2]), d. i. der Perser, auf. Mit viergetheiltem Heere zog Dschengis das erste Corps wider Otrar (unter Dschaghatai's und Oghotai's Befehl), das zweyte wider Dschind (unter Dschudschi's Befehl), das dritte wider Binakit oder Fenaket, das vierte wider Bochara, von ihm selbst befehligt. Otrar ward ein Beyspiel verzweifelter

[1]) In der Asia Polyglotta S. 257.

[2]) Tadjiks. c'est ainsi (sagt d'Ohsson S. 157) que les Mongols et les Turcs paiens appellaient les mahométans. Dieses ist nicht ganz richtig; Tadschik werden die Perser genannt im Gegensatz mit Tasi, den Arabern; der Name Tadschik kömmt schon im Herodot (III. 91 u. VII. 66) als Δαδῖκαι vor, der Urname der Deutschen, welche die nächsten Stammverwandten der Perser.

Vertheidigung und wüthender Blutrache. Dschudschi auf seinem Wege nach Dschind oder Dschend nahm die Städte Ssignak, Uskend, Barchaligkend und Jenikend ein (das persische Kend lebt im englischen Kent fort). Dschind wurde neun Tage lang geplündert; zehntausend Uighuren des Heeres Dschudschi's wurden durch zehntausend Turkmanen ersetzt; das dritte, von drey mongolischen Generalen angeführte Corps setzte seinen Weg über Binakit nach Chodschend fort, dessen Befehlshaber Timurmelik mit einer Flotille den Schun hinabfuhr, und sich zu Chuaresm mit seinem Heere Dschelaleddin vereinte. Dschengis mit seinem Sohne Tuli stand vor Buchara, dessen in der altpersischen Sprache Gelehrtenversammlung bedeutender Name sich als Bokareis (Schriftgelehrten) in der Bibelübersetzung des Uphilas wieder findet. Dschengis eilt in die große Moschee, dieselbe für des Sultans Pallast haltend; als er aber hörte, dieß sey Gottes Haus, stieg er vom Pferde ab auf die Kanzel, und hielt die lakonische Predigt: »Das Feld ist verheert, schafft Futter für die Pferde.« Die Schränke des Korans wurden in Krippen für die Pferde verkehrt, Korane unter die Füße getreten; der Wein strömte aus Schläuchen, Tänzer und Tänzerinnen entheiligten die Moschee, die Ulema und Scheiche mußten als Knechte den Dienst des Stalles versehen. Dschengis redete außer der Stadt, wo der öffentliche Betplatz, zum Volke, und begehrte, daß man ihm die Reichsten bezeichne: »denn die Häupter des Volkes seyen die strafbarsten, »er sey Gottes Geißel, nur zur Bestrafung großer Verbrechen »gesandt; er begehre nicht die Angabe ihres ob der Erde befindli»chen Vermögens, das er schon so finden werde, sondern die der »verborgenen Schätze.« Nach zwölftägiger tapferen Vertheidigung ergab sich die Citadelle, welche sammt der Stadt geplündert und verheert ward; die Einwohner der Stadt, aus derselben getrieben, vom mongolischen Heere umzingelt, wurden unter daßselbe getheilt; Viele zogen freywilligen Tod dem Gräuel der Schändung vor, so der Imam Rukneddin und der Richter Bedreddin, welche, Zeuge der Entehrung ihrer Frauen, mit den Waffen in der Hand fielen. Dschengis zog von dem rauchenden Schutte Bochara's durch das zauberische Thal von Soghd, welches seiner Schönheit willen unter die vier Paradiese Asiens gerechnet wird, nach dem fünf Märsche entlegenen Samarkand, das von vierzigtausend Türken und Persern besetzt, sich dennoch ergab. Dreyßigtausend Kankli, die sich auf die Versicherung, daß sie als (angebliche) Stammverwandte der Mongolen verschont werden sollten, wurden, nachdem man sie, um sie so sicherer zu machen, nach Art der Mongolen geschoren und

gekleidet hatte, niedergemetzelt. Dreyßigtausend Handwerker und Künstler vertheilte Dschengis als Geschenk unter seine Söhne, Offiziere und Frauen; funfzigtausend andere Gefangene lösten mit zweymalhunderttausend Goldstücken die Erlaubniß der Rückkehr nach der Stadt. Von Samarkand hatte Dschengis zwey Truppenabtheilungen unter den Befehlen Nujan Tschepe's aus dem Stamme Jisut, und Subutai Behadir's aus dem Stamme Uirangit wider den Sultan Chuaresm's abgeordnet, zwey der berühmtesten Feldherren, deren Namen später in dem Feldzuge wider Persien und Kiptschak den Bewohnern dieser Länder als schreckliches Zwillingsgestirn aufging; sie schwammen über den Sihun, sich an den Schweif ihrer Pferde haltend, und ihre Waffen und ihr Geräthe auf mit Büffelhaut bedecktem Zweiggeflechte nachschleppend. Die beyden Feldherren durchstreiften Chosasan, dessen vier Hauptstädte Merw, Herat, Nischabur und Balch. Die Bewohner der Stadt Sawe, an welcher die Mongolen schon vorbeygezogen waren, büßten den Uebermuth, womit sie das vorüberziehende Heer musicirend von den Mauern verspotteten, durch den Ruin ihrer Stadt. Die Oerter, welche sich ergaben, erhielten mongolische Befehlshaber mit gestämpelten Patenten (Temgha). Tschepe Nuwian forderte Nischabur durch eine Proclamation in uighurischer Sprache im Namen Dschengischan's auf: »Befehlshaber, Große »und Volk! wisset, daß Gott mir die Herrschaft der Erde vom »Osten bis zum Westen gegeben; wehe denen, die widerstehen, »sie werden mit ihren Weibern, Kindern und Schützlingen er»würgt werden.« Die Städte Chorasan's: Chabuschan, Tus, Isferain, Demaghan, Simnan, wurden verheert; eine Abtheilung des Heeres zog nördlich gegen Masenderan, die andere westlich durch die Landschaft Kumis gegen Irak; die Hauptstadt Rei war der Schauplatz mongolischen Gräuels. Auf diese Nachricht zerstreute sich das Heer Chuaresmschahs, welcher den ihm vom Fürsten Laristans Hesarasp gegebenen guten Rath, sich hinter die Gebirgskette, welche Fars von Lur trennt, zu werfen, und sich mittels eines aus den Stämmen Lur, Schul, Fars und Schubankiare aufgebrachten Heeres zu vertheidigen, nicht befolgte, sondern erst nach dem Schlosse Karun, dann gegen Bagdad, dann nach dem nordwestlich von Kaswin auf einem hohen Berge gelegenen Schlosse Serdschihan und von da nach Gilan und Masenderan floh. Er folgte dem Rathe der Emire Masenderan's, sich einige Zeit auf einer Insel des kaspischen Meeres aufzuhalten, entging aber mit Noth den Pfeilen Rokneddin's, des Herrn von Kebud-dschame

(Blaukleid) in Masenderan, welcher das Blut seines von Chuaresmschah hingerichteten Oheims und Vetters rächen wollte. Chuaresmschah starb am Seitenstechen in einer kleinen Insel des kaspischen Meeres, nachdem er von seinen drey Söhnen Dschelaleddin zum Nachfolger ernannt. Hier wird kein Datum angegeben, die zwey Blätter früher angegebenen sind falsch ausgerechnet *).

Den großen Herrschertugenden Chuaresmschahs war, laut der Zeugnisse des persischen Geschichtschreibers Dschuweini, und des arabischen Sehebi, Unentschlossenheit und Furchtsamkeit beygemischt, welche sein Ruin und der seines Reiches. Turkan Chatun ließ, ehe sie flüchtete, das Dutzend der von ihrem Sohne entthronten und eingekerkerten Prinzen, nämlich: die zwey Toghrule des letzten Sultans der Seldschuken in Irak, die zwey Söhne des Fürsten von Ssighnak, die zwey Söhne Mahmuds, des letzten Fürsten von Ghur, die zwey Fürsten von Balch (Vater und Sohn), die Fürsten von Termid, Bamiam und Wachsch, in den Oxus werfen; nur des zwölften, des Sohnes des Fürsten von Jaser, schonte sie für den Augenblick, in der Hoffnung, daß er ihr auf ihrer Flucht behülflich seyn werde; er half ihr fort, aber in der Nähe von Jaser ließ sie ihn köpfen. Turkan Chatun, aus dem Stamme Bajaut, einem der östlich vom Jaik wohnenden Türken Kankli, ist eine der berühmtesten Walide oder Königinnen Mütter des Morgenlandes; sie theilte die Herrschaft mit ihrem Sohne; bey zwey widersprechenden Befehlen der Mutter und des Sohnes wurde der von früherem Datum vollzogen, von jedem eroberten Lande wurde ein Theil dem Kammerbeutel der Mutter zugeschlagen; sieben Männer von großem Verdienste waren ihre Staatssekretäre; ihr Tughra, d. i. verschlungene Unterschrift, lautete: Beschützerin der Welt und des Glaubens, Frau der Türken (Turkan Chatun), Herrscherin der Frauen der Welt; ihr Siegelspruch: Die göttliche Gnade ist meine Zuflucht; ihr Titel: Chudawendi Dschihan, d. i. Herrscherin der Welt (S. 141). Dschengif führte sie nach seiner Hauptstadt Karakorum, wo sie i. J. 1233 starb. Ihre Enkel wurden getödtet, zwey ihrer Töchter dem Hareme des Prinzen Dschaghatai zugetheilt, die dritte einem Kämmerer Dschengischan's vermählt; die Prinzessin Chan

*) So ist S. 112 der 12. Ssafer 617 der 18te und nicht der 6. April, der 7. Rebiulewwel der 12. May und nicht der 30. April. S. 185 der 19. Rebiulewwel der 24ste und nicht der 12. May, der 1. Rebies-sani der 5. Junius und nicht der 23. May.

Sultan, die Witwe Osman's, des Herrn von Samarkand, ward eines Färbers Weib [1]). Der Schatz Chuaresmschah's, zehn Chatouillen mit Edelsteinen, welche der Befehlshaber Erdehan's, eines festen, nördlich von Rei gelegenen Schlosses, bewahrte, fiel mit dem Schlosse in die Hände Dschengischan's, welcher, nachdem er sich Samarkands bemächtigt, i. J. 1220 zwischen dieser Stadt und Nachscheb campirte. Dschelaleddin der Sohn, Nachfolger Mohammedschahs von Chuaresm, entfloh von der gleichnamigen Hauptstadt dieses Landes, und siebzigtausend unzufriedene Kankli nahmen zu Nisa die Partey seiner beyden Brüder. Die drey Söhne Tschengischan's, Dschudschi, Dschaghatai und Oghotai, wurden zur Belagerung von Kurkendsch, der Hauptstadt Chuaresms, befehligt. Uneinigkeit zwischen Dschudschi und Dschaghatai und die daraus entstandene Abspannung mongolischer Kriegszucht, verlängerte die Belagerung ein halbes Jahr. Dschengis benahm den veruneinten Brüdern den Oberbefehl, den er ausschließlich dem Oghotai übertrug, dessen Milde und Klugheit die Brüder versöhnte, die Kriegszucht wieder herstellte, die Stadt eroberte; von den Einwohnern wurden nur die Handwerker mit Weibern und Kindern in die Sclaverey geschleppt, die anderen mit Säbeln, Hauen und Beilen getödtet, oder sie ertranken im Oxus, welcher nach durchstochenem Damm die Stadt ersäufte. Nach der Rast auf der Ebene von Nachscheb begann Dschengis den Feldzug wieder mit der Belagerung und Eroberung von Termid; zu Seman überwinternd, ließ er das östlich von demselben gelegene Bedachschen verheeren, während sein Sohn Tului Chorasan zu verheeren auszog. Im Frühjahr ging Dschengis über den Oxus, verbrannte und schleifte Balch, und zerstörte nach siebenmonatlicher Belagerung die starke Festung Nußretkuh, d. i. Siegesberg, in der Landschaft Talkan. Tului, nachdem er den größten Theil Chorasan's verheert, züchtigte das empörte Tus, und schleifte die Mauern. Nuwian Taghatschar, der Eidam Dschengischan's, belagerte mit zehntausend Mann Nisa. Den Ruin seiner Vaterstadt hat Mohammed von Nisa, der Geschichtschreiber des letzten der Chuaresmschahe, Sultan Dschelaleddin Minkberni, umständlich beschrieben [2]). Taghatschar fiel am dritten Tage nach dem Angriffe von

[1]) Nach dem Geschichtschreiber Mohammed von Nisa die Gemahlin Dschudschi's.

[2]) Diese treffliche, von d'Ohsson zu seinem Werke benützte Biographie befindet sich bisher in Europa nur auf der königl. Bibliothek zu Paris.

Nischabur durch einen Pfeil der Belagerten; sein Nachfolger im Befehle ließ zu Sebsewar siebzigtausend von dessen Bewohnern, und die der Schlösser Kar und Nokar niedermetzeln: Tului erschien vor Merw Schachdschan, der alten Residenz der seldschukischen Sultane Melikschah und Sindschar mit siebzigtausend Mann, die Einwohner wurden gemordet, das Grabmal Sandschars zerstört, sein Grabmal aufgewühlt, die Mauern geschleift; von da zog Tului nach Nischabur, der Stadt Schabur's, welche vormals die Hauptstadt Chorasan's, auch Iran genannt ward. Im J. 1153 durch die wider Sandschar empörten Oghusen i. J. 1308 durch Erdbeben zerstört, aber wieder aufgebaut, und jetzt von dreytausend Ballisten und fünfhundert Katapulten vertheidigt, wurde sie von Tului, um des Schwagers Taghatschars Tod zu rächen, belagert; siebzig Breschen wurden von zehntausend Mongolen erstürmt, Mittwochs am 7. April 1221 *). Am Freytag war die Stadt erobert, vierzehn Tage lang ward gemordet, in die Furchen der umgepflügten Stadtmauern Gerste gesäet. Tului's Heer verwüstete die Grabmäler Harun Raschids und des achten Imams Ali Risa (nicht Razi, wie d'Ohsson schreibt) und ganz Kuhistan, und lagerte vor Herat. Den Einwohnern schenkte Tului das Leben nach dem Morde von zwölftausend Angehörigen Sultan Dschelaleddins.

Zur Zeit dieses Einfalls der Mongolen in Chuaresm verließ der turkmanische Stamm Kaji, welcher in der Gegend von Mahan saß, seinen Wohnsitz, zog unter der Anführung des Stammfürsten Suleiman nach Armenien, von da nach Kleinasien, wo Suleimans Sohn Ertoghrul, der Vater Osman's, des Gründers des Reichs der Osmanen, zuerst auftrat. Dschengischan zog nach Ghasnin, wo Dschelaleddin sichere Zufluchtsstätte zu finden gehofft. Nach dem Falle des festen Schlosses Kerduan zog Dschengis über die Alpen des Hindukesch, und rächte den Verlust eines Sohnes Dschaghatai's durch Bamian's Ruin. Im Frühling 1221 stand Dschelaleddin an der Spitze von siebzigtausend Reitern in der Ebene von Perwan, in der Nähe von Bamian. Dschelaleddin schlug die Mongolen, aber der Sieg

*) D'Ohsson S. 224 rechnet den 12. Ssafer 618 irrig als den 24. März aus; den Irrthum hätte er schon dadurch gewahren können, daß der 24. März 1221 (Sonntagsbuchstabe C) kein Mittwoch ist, wie der Text angibt, wohl aber der 7. April nach der Berechnung der Hidschret vom 16. Julius an, was ein Beweis mehr für die Richtigkeit dieser Berechnung; eben so ist S. 230 der 15. Silhidsche 617 irrig als der 29. Jänner 1221 ausgerechnet, indem derselbe der 19. Februar.

brachte ihm keinen Gewinn, weil ob Zwist bey der Theilung der Beute seine Verbündeten, die Chulludschen und Turkmanen, das Heer verließen. Dschengis erschien, vierzehn Tage nachdem Dschelaleddin Ghasnin verlassen, eroberte die Stadt, und verfolgte den Sultan bis an das Ufer des Sind, wo er ihn am 9. Dezember 1221 schlug *). Dschelaleddin, mit dem Schilde auf dem Rücken, mit der Fahne in der Hand, stürzte sich zu Pferd von einer Höhe von zwanzig Fuß in den Sind, und durchschwamm den Fluß; mongolische Taucher fischten das Gold und Silber auf, welches Dschelaleddin in den Sind versenkt hatte. Die Einwohner von Ghasnin wurden (die Handwerker ausgenommen) alle niedergemetzelt; die Stadt, zwey Jahrhunderte lang die Hauptstadt des mächtigen, darnach genannten Reiches, wurde zerstört. In Chorasan züchtigte der Feldherr Iltschikedai den Aufstand der Stadt Herat (welche von siebzig Wackeren des Schlosses Neretu, die sich als Kaufleute verlarvt, hineingestohlen, aufgewiegelt worden waren, indem er dieselbe sechs Monate blokirte, und dann eine Woche lang allgemeinem Blutbade preisgab. Die Zahl jedoch von anderthalb Millionen erschlagener Bewohner einer einzigen Stadt verdient nicht historischen Glauben. Auch Merw, welches sich von der ersten Zerstörung erholt und empört hatte, büßte durch das allgemeine Gemetzel seiner Einwohner, und Balch wurde bey Dschengischan's Rückkehr zum zweyten Male verwüstet. Dschengischan, nachdem er auch den Aghrak, welcher mit seinen Chulludschen von Dschelaleddin abgefallen, geschlagen, sandte zwey Truppencorps über den Sind, um den Sultan zu verfolgen, der bis nach Dehli floh. Die Mongolen verwüsteten die Landschaften Lahur, Multan und Melkfur. Ende des Jahres 1222 zog Dschengischan nach Samarkand, und brachte dort den Winter zu. Am Ufer des Sihun empfingen ihn seine Söhne Dschaghatai und Oghotai. Dschudschi, welcher sich nach der Eroberung von Kurkendsch oder Dschordschaina, der Hauptstadt Chuaresms, nach Kiptschak zurückgezogen, sandte dem Vater ein Geschenk von zwanzigtausend, im Norden des Aralsee eingefangener Pferde. Auf seines Vaters Befehl hatte Dschudschi auch eine ungeheure Treibjagd wilder Esel gegen Kolantaschi veranstaltet; sie waren so müde, daß man sie mit der Hand fing, worauf sie nach eingebrannten Merkmalen wieder in Freyheit gesetzt wurden. Während Dschengis in Indien und

*) S. 239 ist der 22. Schewwal 618 abermals irrig als der 28. November, und S. 243 der 2. Dschemasiulewwel 619 als der 2. Julius ausgerechnet, während es der 14te ist.

seine Söhne in Chorasan Krieg führten, trugen denselben seine Feldherrn Tschepe und Subutai nach Persien und Kiptschak; sie verheerten die Hauptstädte Georgiens und Aserbeidschans, Tiflis und Tebris, und drangen bis nach Meragha vor, das sie am 29. März 1221 eroberten *). Der Chalife Naßir wandte sich an die Fürsten von Erbil, Moßul und Dschesiret um Hülfe, welche die beyden ersten leisteten, der letzte aber von seinem Bruder, dem Fürsten von Damaskus, aufgefordert, mit ihm den Bruder Kiamil in Aegypten wider die Kreuzfahrer zu Hülfe zu kommen, abschlug. Die Einwohner von Hamadan wurden alle zusammengehauen, Erbil und Bailekan wurden verwüstet, Nachdschiwan und Gendsche bloß gebrandschatzt. Die Verheerung Georgiens beschreibt das Sendschreiben der Königin Rusuwan und ihres Connetable Iwan an den Papst Honorius. Die Mongolen zwangen die Gesandten des Schahs von Schirwan (indem sie einen derselben tödteten), sie durch die Pässe des Kaukasus zu leiten, jenseits derer ihrer die vereinte Heeresmacht der Alanen oder Asen, der Lesger, Tscherkessen und Kiptschaken harrte (S. 97): Les Captchacs étaient connus des Russes sous le nom *Polovtsi* — des Hongrois et des Romains sous le nom de *Comans*, qui subsiste encore dans celui de Couban. Hier sind nicht weniger als drey Irrthümer zu berichtigen: erstens sollte statt den Römern Byzantiner stehen, denn bey diesen und nicht bey jenen kommen zuerst die Kumanen vor; zweytens hat der Fluß Kuban seinen Namen nicht von den Kumanen; drittens endlich werden diese mit den eingebornen Kiptschakern vermengt, während Constantinus Porphyrogenitus umständlich erzählt, wie die Patzmakiten, d. i. die Kiptschaken, von den Usen, d. i. von den Turkmanen oder Kumanen, verdrängt wurden. Zehntausend von den Mongolen vertriebene kiptschakische Familien gingen über die Donau in die Dienste des Kaisers Johann Dukas, und wurden theils in Macedonien, theils in Jonien angesiedelt. Der Verheerung Rußlands nach der Niederlage vor der Schlacht an der Kalka (31. May 1223) wird beschrieben. Ende desselben Jahres durchzogen die Mongolen das Land der Bulgaren und dann das der Chasaren längs den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres zu Dschengischan zurück; der erste Feldzug, in welchem mongolische Brandfackel in Rußland und Europa aufgeflammt. Die Annäherung der Mongolen lärmt das byzantinische Reich auf, das Gerücht vergrößerte die Schrecken ihres Gräuels, und die byzan-

*) S. 256 der 4. Ssafer 618 irrig als der 9. März statt als der 29ste ausgerechnet.

tinischen Geschichtschreiber sprechen von den Mongolen als einem Volke mit Hundsköpfen, das Menschenfleisch fraß. Dschengis war kaum in sein Lager zurückgekehrt, als er den Tod seines Sohnes Dschudschi vernahm, der im vier und dreyßigsten Jahre starb, und bey vierzig Kinder hinterließ. Während die Söhne Dschengischan's sich Transorana und Chorasan, seine Feldherren sich Georgien und Aserbeidschan unterwarfen, setzte sein Feldherr Mukoli China's Eroberung durch große Fortschritte in Schansi, Pe-tsche-li und Schanton fort. Ende des Jahres 1225 brach Dschengis aus seinem Ordu zur Eroberung von Hia oder Tangut auf; das Heer des Königs von Hia, das die persischen Geschichtschreiber auf eine halbe Million, die chinesischen glaubwürdiger auf dreyßigtausend Mann angeben, wurde vernichtet. Der Geschichtschreiber Reschideddin und Vincentius Bellovacensis sprechen beyde von den Gewohnheiten der Mongolen, auf der Wahlstadt die Zahl der Todten durch einen mit in die Luft gestreckten Füßen köpflings aufgestellten Leichnam zu bezeichnen, nur sind sie in der Zahl der Leichname, welche dadurch bezeichnet ward, um das Zehnfache aus einander; laut der Angabe der französischen Geschichtschreiber des Mittelalters wurde nach jedem gezählten Tausend der Erschlagenen ein solcher Leichnam auf den Kopf gestellt; laut der Angabe des persischen Geschichtschreibers nach jedem Zehntausend. Da nach dem Siege über das tangutische Heer drey solcher Leichname als Trophäen die Füße in die Höhe streckten, so war die Zahl der Erschlagenen nach jener Angabe dreyßigtausend, was mit den chinesischen Berichten übereinstimmt; während, wenn die zweyte Angabe richtig wäre, nur dreytausend geblutet hätten. Hr. v. d'Ohsson sagt in einer Note (S. 282), daß der Bericht Reschideddin's durch die Angabe des Vincent berichtigt wäre, aber es ist vielmehr dieser aus jenem zu berichtigen, weil dreytausend Mann Todter in gar keinem Verhältnisse mit der gänzlichen Niederlage des tangutischen Heeres, wenn dasselbe statt einer halben Million auch nur dreyßigtausend Mann stark gewesen seyn sollte. Dschengischan, durch einen Traum oder durch körperliches Gefühl seinen herannahenden Tod gewahrend, und, nachdem er seinen Sohn Oghotai zum Nachfolger ernannt, dann die Huldigung des neuen Königs von Leao-tong empfangen hatte, starb im August des Jahres 1227, zwey und siebzig, und nach Angabe Ssetsen's sechs und sechzig Jahre alt *).

---

*) Die persischen Geschichtschreiber geben sowohl die Geburt als den Tod Dschengischan's im Jahre des Schweines an, was in dem Verlauf von sechs zwölfjährigen Cyclen und der angegebenen Le-

Dschengis wurde in der Gebirgskette Burharkaldun beerdigt, wo auch die Gräber seiner Nachfolger von dem Stamme der Oiranguten bewacht. Hr. v. d'Ohsson bemerkt in der Note (S. 288), daß Reschideddin an zwey Stellen das Grab Dschengischan ins Land von Karakorum, in einer dritten nach Burhankaldun, in einer vierten nach Nudaundur am Selinga, Marco Polo nach dem Berge Altschai (Altai) und Gaubil nach dem Berge Han verlegt. Diesen scheinbaren Widerspruch hat schon Ritter gelöst *), und Schmidts Vermuthung widerlegt; schade daß jener diesem die falschen chronologischen Angaben des Alters Temudschin's nachgeschrieben. Höchst naiv und morgenländisch alterthümlich sind die Gesänge, welche der mongolische Geschichtschreiber Ssetsen dem Kilukeu Baghatur (Behadir) erst als Todtenklage und dann als Antreibung des Todtenwagens in den Mund legt, als auf dem Leichenzuge nach Burhankaldun die Räder des Leichenwagens in blauem Thongrunde stecken geblieben. Die Todtenklage:

»Wie ein Falke schwebtest du daher, jetzt muß dich ein knarrender Wagen wegrollen, du mein Herrscher! Hast du deine gesammten Unterthanen wirklich verlassen, du mein Herrscher! Wie ein Adler freudig umherkreiset, also fuhrst du dahin, du mein Herrscher! Wie ein unerfahrenes Füllen bist du niedergestürzt, du mein Herrscher! Nach sechs und sechzig Jahren deines Lebens wolltest du den neun Farben deines Volkes Freude und Ruhe gewähren, und nun entfernst du dich von demselben, du mein Herrscher!«

Dann der Treibergesang, als alle Mühe, den Wagen in Bewegung zu setzen, wiewohl die stärksten Pferde der fünf Farben des Volkes vorgespannt waren, ohne Erfolg blieb:

»Von dem blauen ewigen Tegri (das türkische Tanri, Gott) wunderbar erzeugter Löwe der Menschen, du Tegri-Sohn, mein Bogda-Herrscher! Willst du dein ganzes großes Volk im Stich lassen, und hier allein bleiben? Mein Bogda! die dem erhabenen Standpunkte deiner Geburt angemessene Gemahlin, treu anhängliches Volk, — alles ist dort! Deine in Liebe dir befreundeten Gemahlinnen, dein goldener Pallast, deine auf Recht gegründete Reichsverwaltung, das versammelte Volk deiner Unterthanen — alles ist dort! Dein Geburtsland, das Wasser, in welchem du gewaschen wurdest, deine Unterthanen, das

---

benszeit von zwey und siebzig Jahren übereinstimmt; der mongolische Geschichtschreiber setzt die Geburt Dschengischan's ins Jahr des Pferdes, welches das siebente des Cyclus, und nach welchem das Jahr des Schweins als das zwölfte und letzte des Cyclus, das fünfte nach dem Jahre des Pferdes folgt. Selbst wenn diese Angabe als wahr angenommen wird, starb Dschengischan nur 65, und nicht 66 Jahre alt.

*) S. 481 und 482, doch sind die Seitenzahlen von Schmidts mongolischer Geschichte falsch citirt.

furchtbare Volk der Mongolen, deine vielen Würdenträger, Fürsten und Edle, Deligun Buldak am Onon, der Ort deiner Geburt, — alles ist dort! Dein aus schwarzen Hengstschweifen verfertigtes Feldzeichen, deine Pauken, Becken, Trompeten und Pfeifen, dein goldener Pallast, der alles Nennbare in sich schließt, die Grasfläche am Kerulen, dieser Ort, wo du den Thron als Chaghan der Arulad bestiegst, — alles ist dort! Deine in früher Jugend dir angetraute treffliche Gemahlin Bürte Dschuschin, Borchatu-chan, dein glückliches Land, und das große Volk Boghardschi und Muchuli, deine zwey vertrauten Freunde, deine in allen Stücken vollkommene Reichsverwaltung und Regierungsordnung, alles ist dort! Deine chübilghanische Gemahlin Chulan Chatun, deine Lauten, Flöten und übrigen musikalischen Instrumente, deine reizenden zwey Gemahlinnen Dschißu und Dschißuken, dein goldener Pallast, Sammelplatz alles Merkwürdigen — alles ist dort! Hast du, weil die Gegend am Chargune-chan warm ist, weil der von dir besiegten Tanggud viele sind, und weil die Kürbeldschin Chatun schön ist, dein altes Volk der Mongolen wirklich im Stich gelassen? Konnten wir gleich deinem edlen Leben nicht zum Schilde dienen, so wollen wir doch deine, dem Edelsteine Chas gleichen Ueberreste in die Heimat führen, dieselben deiner Gemahlin Burte Dschuschin zeigen, und den Wünschen deines ganzen großen Volkes genügen.«

Nicht minder merkwürdig, als dieses poetische Leichenlied des mongolischen Geschichtschreibers, ist die von Hrn. v. d'Ohsson gegebene gedrängte Uebersicht der Satzungen und Einrichtungen Dschengischan's aus den besten Quellen des Morgen- und Abendlandes, nämlich aus den Geschichten Dschoweini's und Makrisi's, und aus den Reisebeschreibungen von Rubruquis und Plan Carpin. Musterhaft war die Einrichtung und Zucht seines Heeres; je neun aller waffenfähigen Männer wurden vom zehnten, die zehn Decurionen von einem Hunderter, die zehn Hunderter von einem Tausender, die zehn Tausender von einem Zehntausender befehligt. Diesen vier Offizieren (dem Zehner, Hunderter, Tausender und Zehntausender) ward blind gehorcht; der erste Befehlshaber des Heeres, wie der letzte Mauleseltreiber desselben unterwarf sich mit gleichem Gehorsam der über ihn verhängten Prügel- oder Todesstrafe. Der Geist, das Wesen, das System des Heeres war Raub und Plünderung; statt Sold zu erhalten, mußte jeder Soldat einem Offizier jährlich eine bestimmte Anzahl von Hausthieren, Filzmatten oder dergleichen abliefern, ohne deßhalb von der Zeltsteuer des Stammes enthoben zu seyn, welche in seiner Abwesenheit vom Hause sein zurückgebliebenes Weib entrichten mußte. Unablässliche Bewegung, beständige Uebung im Reiten, Ringen, Schwimmen und Schießen, erhielt das Heer fortwährend in lebendiger Thätigkeit. Zum Jahresanfang mußten die Befehlshaber vom Dschengis ihre besonderen Verhaltungsbefehle einholen; vor jedem Feldzug wurde

das Heer auf das strengste gemustert. Außer den Waffen (Bogen und Pfeil, Schild und Beil) mußte Jedermann mit einer Feile, einem Siebe, einer Ahle, und mit Nadel und Faden versehen seyn; nur die vollständigst Bewaffneten führten Säbel, Helm und Panzerwamms. Jedem Feldzuge ging allgemeine Berathung der Anführer im Kuriltai (der mongolische Landtag) voraus. Bey Belagerungen wurden von Tausenden gefangener Sclaven Erdwälle aufgeführt, bis diese die Mauern überragten; Balisten und Katapulten schleuderten Steine und brennendes Naphta in die Städte, deren Thore sich eben so oft durch List und Verrath, als durch Sturm und Gewalt öffneten. Gegebenes Wort wurde fast nie gehalten, und allgemeiner Plünderung folgte allgemeines Blutbad; weder Weiber, noch Kinder wurden verschont, sondern nur Künstler und Handwerker, welche zu Tausenden auf Tausende von Meilen weit von ihrem Vaterlande verpflanzt wurden. Zu Pferde schossen die Mongolen fliehend, wie die alten Parthen; die in der Schlacht aus Furcht des Todes sich abwandten, fanden denselben von der Hand ihrer Befehlshaber; alles Land, das sie durchzogen, wurde verheert und entvölkert, die Sclaven in Heerden zusammengetrieben, und wie das Vieh behandelt; viele waren in voraus bestimmt, ihren Herren lebendig in das Grab zu folgen. Viele Völker haben vor den Mongolen sich unmenschlicher Barbarey schuldig gemacht, aber bey den Mongolen ward Raub und Mord systematisch betrieben, und ihre Herrschaft kannte keine andere Grundlage, als die tiefste Erniedrigung der Sclaverey. Im Frieden, sagte Dschengis, müsse der Soldat sanft und ruhig seyn, wie ein Kalb; im Kriege wie ein Sperber auf seinen Raub stürzen; seinen Feldherren, welche auf die Frage, was des Menschen größtes Vergnügen sey, geantwortet: Jagd zu Pferd am schönen Frühlingstage, wenn der Falke seine Beute heimbringt, entgegnete Dschengis: »Nicht »so! des Menschen größter Genuß ist, seine Feinde zu besiegen, »vor sich herzujagen, sie zu plündern, ihre Pferde zu reiten, ihre »Weiber zu umarmen.« Er empfahl seinen Söhnen die Jagd als die Schule des Kriegs; die großen Jagden wurden im Winter mit derselben Ordnung, welche in den Schlachten herrschte, betrieben; das ganze Heer jagte in Treffen; acht Tage dauerten die Feyerlichkeiten; Geschenke des Wildes wurden weit und breit versandt. Die Strenge seiner Gesetze that dem Ehebruche und Diebstahl, welche vor ihm die häufigsten Laster der Mongolen, Einhalt, indem die Todesstrafe darauf gesetzt war; deßgleichen auf die Verhehlung des gestohlenen Gutes, auf die unbefugte Einmischung im Zweykampf, auf die Zurückbehaltung gefundener Waffen, auf den Gebrauch von Zaubermitteln, um zu behexen.

Der Angeklagte wurde nur auf sein Geständniß verurtheilt, dieses aber durch die Folter erzwungen. Mehrere Gesetze Dschengischan's sind die Sanction uralten asiatischen Aberglaubens; es war verboten, Feuer, Tisch oder Teller zwischen die Füße zu nehmen, ins Wasser oder auf den Sand zu pissen, die Hände in fließendes Wasser zu tauchen oder darin Kleider zu waschen. Nichts durfte gewaschen werden, denn nichts war unrein; ein wahrer Codex der Schweinerey. Die Thiere wurden geschlachtet, indem der Bauch aufgeschlitzt, das Herz zerdrückt ward. Wer ein Thier nach Art der Moslimen tödtete, indem er demselben den Hals abschnitt, ward dafür auf gleiche Weise getödtet. Die größte Gastfreyheit war anempfohlen, und der Wirth mußte seinem Gaste die Speisen vorkosten. Dschengis glaubte an ein höchstes Wesen und verehrte die Sonne nach Weise der Schamanen; seinen Nachfolgern empfahl er alle Religionen gleich zu dulden; alle Priester, Bettler, Aerzte und Gelehrte waren von allen Auflagen frey. Die mongolischen Verbote vom Pissen und das Feuer mit keinem Messer zu berühren oder mit Eisen zu schüren, sind rein pythagoräisch [1]). Unter dem vorzüglichsten Aberglauben der Tataren und Türken steht der vom Regenstein Dschede (Jade) und die Wahrsagerey aus den Schulterplatten der Schafe oben an; noch sind die geflügelten Dämonen Elije (Elehim? oder Elfin?) genannt, zu bemerken, deren die voriges Jahr zu Petersburg von Hrn. Schmidt entzifferte Inschrift eines am Flüßchen Kondui in Sibirien aufgefundenen Granitblockes erwähnt; ein höchst merkwürdiges historisches Denkmal über die Besiegung Kutschlukchan's (i. J. 1219 oder 1220), wodurch das Daseyn mongolischer Schrift, von der man bisher allgemein glaubte, daß sie erst unter Kubilai eingeführt worden, schon zur Zeit Dschengischan's außer allen Zweifel gestellt ist [2]). Dschengis begnügte sich mit dem Titel Chan oder Kaan, und haßte die Floskeln des persischen Styles. Ob sein Siegel wirklich eine Schildkröte mit zwey auf ihrem Rücken verschlungenen Drachen vorstellte, wie Ssetsen (S. 71) erzählt, läßt sich bezweifeln, da die ganze Erzählung von dem Steine, aus welchem dasselbe gesprungen seyn, und auf welchem der fünffarbige Vogel Dschengis! Dschengis! ausgerufen haben soll, reine Fabel. Das Gesetzbuch Dschengischan's (die Jasa) wurde i. J. 1225 bey seiner Rückkehr aus Persien redigirt. Dschengis hatte fünfhundert Weiber und Beyschläferinnen, und doch fünf rechtmäßige

---

1) Πυρ μαχαιρα μη σαλευειν, πρὸς ἥλιον μη μιχειν.

2) Siehe den Bericht hierüber im Morgenblatte Nr. 120 des Jahres 1833.

Gemahlinnen mit dem Titel: Große Frau, die erste Burka, Mutter der vier Prinzen (Dschudschi, Dschaghatai, Oghotai und Tului), und von fünf, an Stämmfürsten vermählten, Prinzessinnen führte den Titel Fugin, welcher der der chinesischen Kaiserinnen. Hr. v. d'Ohsson nennt die vier anderen nach Reschideddin, Ssetsen (S. 83), die zwey Schwestern Dschisu und Dschisuken, Tatarinnen, die er beyde auf einmal zu Gemahlinnen nahm.

Es wäre zu wünschen, Hr. v. d'Ohsson hätte aus Reschideddin auch die Tafeln der Nachkommenschaft Dschengischan's und der verschiedenen Stämme ausgezogen, wie er die Genealogie Dschengischan's bis auf seinen vier und zwanzigsten Ahn rückwärts gegeben. Die Lücken derselben hat Hr. Schmidt in seinen Noten zur Uebersetzung Ssetsen's bemerkt; aus Ssetsen vervollständigt, enthält diese Tafel zwölf Ahnen, von dem angeblichen Auszuge aus Erkenegun herunter bis auf Alankuwa, und diese ist die zwölfte Ahnfrau Dschengischan's. Diese ganze Anordnung scheint eine künstliche zu seyn, der Zahl vier und zwanzig zu Liebe, welche in der türkischen Genealogie eine so große Rolle spielt, und nach welcher auch die Stammväter der Türken (jeder von Oghuschan's vier Söhnen hatte deren sechs) vier und zwanzig sind; eine Zahl, die in der jüngsten Zeit bis auf die vier und zwanzig Bege der Mamluken in Aegypten sich als eine Cardinalzahl türkischer Herrschaft herausgestellt hat. Dschengischan's von ihm, kurz vor seinem Tode, bestimmter Nachfolger war Oghotai, welcher seiner Weisheit und Milde willen nach dem Romulus Dschengis der Numa dieses Herrscherhauses. Oghotai war aber nur der Kaan Oberherr, der Erbe des Stammvermögens und der Regent bis zur Proclamirung des neuen Kaans war Tului. Oghotai theilte das zweyte Reich seines Vaters mit seinen beyden Brüdern Dschaghatai und Tului und mit Batu, dem Sohne Dschudschi's. Tului, als der jüngste, hatte nach tatarischem Herkommen des Vaters Lager, seine Pferde, seine kostbarsten Effecten, sein Stammgebiet zwischen Karakorum und den Quellen des Onon geerbt; Oghotai beherrschte das vom Imit bewässerte Land, Dschaghatai sollte von den Gränzen der Uighuren bis an die des Oxus, Batu in Kiptschak herrschen. Dschengischan hinterließ ein Heer von hundert zwanzigtausend Mann, hundert eintausend wurden dem Tului vererbt, das Mitteltreffen bestand nur aus tausend Mann Leibwache; den rechten Flügel von acht und dreyßigtausend Mann befehligte der Nuwian Burghudschi aus dem Stamme Erlat, den linken von zwey und sechzigtausend Mann der Dschelaïre Mukoli, die übrigen acht und zwanzigtausend

wurden nach Dschengischan's letztem Willen so vertheilt, daß Batu, der Sohn Dschudschi's, Dschaghatai und Oghotai, und Bulkan, der fünfte Sohn Dschengischan's aus einer anderen Gemahlin als Burta, jeder viertausend, Otdschigin, der jüngere Bruder Dschengischan's, fünftausend, der Sohn seines Bruders Katschiun dreytausend, seine Mutter Ulun dreytausend, und der Sohn seines Bruders Dschudschi-Kaßar tausend erhielt. Trotz dieser Austheilung, nach welcher der Kern der ganzen Heeresmacht in den Händen Tuluis, und trotz dem mongolischen Herkommen, nach welchem das Stammgut in die Hände des jüngsten Sohnes und nicht in die des ältesten übergeht, wurde auf dem im Frühling des Jahres 1229 gehaltenen Kuriltai, bey welchem alle Prinzen mit ihren Söhnen (unter denen allein sieben Brüder *), die Söhne Dschudschi's) erscheinen, nicht Tului, sondern Oghotai, welchen schon Dschengis zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, zum Kaan erwählt. Das Ceremoniel bestand darin, daß ihm der Becher mit Stutenmilch dargereicht ward, daß die Prinzen mit entblößtem Kopfe und auf den Rücken geworfenen Gürteln vor ihm dreymal das Knie beugten, worauf der neue Kaan aus dem Zelte ging, um mit dreymaliger Kniebeugung die Sonne anzubeten; hierauf begann das Fest, an dem die Prinzen zur Rechten, die Prinzessinnen zur Linken des Thrones sitzend Theil nahmen. Alle Glieder der Familie schwuren den Huldigungsschwur: »So lang »von deiner Nachkommenschaft ein Stückchen Fleisch übrig, wel»ches ins Gras geworfen den Ochsen hindern würde, davon zu »fressen, und ins Fett geworfen, dem Hunde verböte, es zu be»rühren, werden wir keinen Prinzen einer anderen Dynastie auf »den Thron setzen.« Vierzig der schönsten aus den ersten Familien gewählten, mit reichen Kleidern und Juwelen ausgeschmückten Mädchen, wurden, wie der Geschichtschreiber Reschideddin sich ausdrückt, dem Dschengischan zum Dienste in der anderen Welt mitgegeben. Oghotai bestätigte die Jasa, d. i. die Satzungen Dschengischan's, und erweiterte dieselben auf des weisen Wesirs Jelu Tschutai's Vorschlag, indem er die Rangstufen der Beamten ordnete, die willkürliche Macht der mongolischen Statthalter über Leben und Tod einschränkte, Formen des Gerichts anordnete, und zum ersten Male die jährlichen Steuern bestimmte. Die Feldzüge wurden auf dem Reichstage beschlossen, Nuwian Tschormaghu wurde befehligt, der Herrschaft Sultan Dschelaleddins, welcher nach dem Tode seines Vaters sich einiger von

---

*) Arda, Batu, Scheiban, Tangkut, Borka, Bergatschar und Bukatimur.

dessen Ländern bemächtigt hatte, ein Ende zu machen. Ein zweytes von Goktai und Subotai befehligtes Heer sollte das von Dschudschi noch uneroberte Land der Kiptschaken, Saksinen und Bulgaren erobern; Oghotai, von Tului und mehreren Prinzen begleitet, marschirte, um China's Eroberung zu vollenden. Im J. 1232, als Oghotai nach Unterjochung China's zurückkehrte, ward er noch jenseits der großen Mauer gefährlich krank; Tului opferte sich für ihn, indem er nach mongolischer Religion den Zorn des Himmels auf sich selber rief, damit der Bruder verschont bleibe. Tului, d. i. der Spiegel (der Tapferkeit und Kriegszucht), starb bald hernach, nur vierzig Jahre alt. In dem Kuriltai des Jahres 1234 (es sind gerade 600 Jahre) wurde wieder dreyfacher Feldzug beschlossen wider das noch ununterjochte Reich Sung, wider das unterjochte Korea, welches das Joch abgeschüttelt, und wider Kiptschak und den Westen, welchen Batu, der zweyte Sohn Dschudschi's, unterjochen sollte. Auf demselben Landtage wurde festgesetzt, daß die Eigenthümer der Herden Eins vom Hundert, die Landbebauer den Zehent ihrer Ernten geben sollten; auch wurden Posten durch das ganze Reich eingerichtet. Jelu Tschutschai hatte den Oghotai in den Lehren des Tschuking und Konfutse unterwiesen, und ihm acht Maximen derselben als die Grundmaximen der Regierungskunst vorgelegt. Das Reich Sung wurde unterjocht, in Korea stellten zwey und siebzig mongolische Befehlshaber die Ordnung wieder her.

Während im Osten die Heere Oghotai's das Reich Sung eroberten, und das empörte Korea wieder zum Gehorsam brachten, im Westen aber Rußland, Polen, Ungern und Mähren verheerten, überließ sich der Kaan in seiner neu erbauten Residenz Karakorum ruhig seinem Hange für die Jagd und für den Trunk. Karakorum war mit der chinesischen Gränze durch sieben und dreyßig Stationen der Kavallerie, welche je von fünf zu fünf Stunden aus einander lagen, verbunden. Alle Tage langten fünfhundert Wagen mit Lebensmitteln und Getränke für das Bedürfniß des Hofes und der Stadt an; den Sommer brachte er unter einem chinesischen, inwendig mit Goldstoff gefütterten Zelte aus weißem Filz zu, welches tausend Personen faßte, und welches Sira Ordu, was nicht zu verwechseln mit der goldenen Horde (Serin Ordu). Oghotai verkürzte sich das Leben durch unmäßigen Trunk, und starb sechs und funfzig Jahre alt *).

*) Das Datum vom 5. Dschemasiul-sani 619 ist falsch, indem es der 3. Dschemasiul II. 689 ist, welcher dem 11. Dezember und nicht dem 29. Nov. 1241 entspricht.

Persische Geschichtschreiber sind einstimmig in dem größten Lobe seiner Gerechtigkeit, Milde, Duldung und Sanftmuth, die nur selten der Strenge mongolischer Satzung wich. Hr. v. d'Ohsson gibt ein Dutzend solcher Anecdoten aus Reschideddin und Dschihanguscha. Er hätte die Zahl derselben leicht verdreyfachen können, wenn er seine Quellen hätte erschöpfen wollen. Beweis dessen tragen wir einige solcher charakteristischen Züge aus Mirchuand hier nach, bemerken aber noch vorläufig, daß in der Note Hrn. von d'Ohsson's zur ersten Anecdote der Werth des Balisch auf fünfhundert Dukaten angesetzt ist, indem der Werth des ungeprägten Goldes mit dem des geprägten vermengt worden; nur von jenem galt der Balisch auch laut dem Zeugnisse Waßafs fünfhundert Miskale, der des geprägten Goldes hatte aber laut Mirchuand und Burhani katii einen ganz anderen Werth. Hr. v. d'Ohsson hat zwar beyde unter den Quellen angeführt, aber nichts weniger als gehörig benützt. In der Anecdote, wo Oghotai dem übermüthigen Chinesen in Erinnerung brachte, daß nach Dschengischan's Jasa das Strafgeld für den Todschlag eines Chinesen nicht höher als auf den Werth eines Esels, das eines Musulmans aber auf vierzig Goldbalische angesetzt sey, fügt Mirchuand hinzu, daß der Goldbalisch acht Dinare (Goldstücke) und zwey Danik oder acht Dirhem werth sey. Das Wörterbuch Burhani Katii gibt den Werth des Goldbalisch auf acht Miskale und zwey Danik oder auf acht ein sechstel Dukaten an. In Waßaf ist zu Ende des siebenten Abschnittes, welcher von der Thronbesteigung Kubilai's handelt, der Balisch des ungeprägten Goldes von dem Balische des Papiergeldes genau unterschieden; der Balisch ungeprägten Goldes wird als fünfhundert Miskale werth gleich zweyhundert Balischen Papiergeldes oder zweytausend Dinaren, der Silberbalisch gleich zwanzig Balischen Papiergeldes oder zweyhundert Dinaren, der Balisch Papiergeldes auf zehn Dinare angesetzt; ein merkwürdiger Beytrag zum damaligen Verhältniß des Goldes, Silbers und Papiergeldes, welcher eine neue Ausgabe des Werkes Jakobs über die Production und den Verbrauch der edlen Metalle bereichern könnte. Nach dieser Angabe Waßafs hatte im dreyzehnten Jahrhundert in China und in der Tatarey unter der Herrschaft der Mongolen das Gold den zehnfachen Werth des Silbers, und das Papiergeld galt nur zwanzig Prozent des gemünzten. Wenn in der obigen Anecdote der Werth des Balisches zu fünfhundert Goldstücken angenommen würde, so hätte das Strafgeld, welches Dschengischan mit vierzig Balischen auf den Tod eines Moslims gesetzt, nicht weniger als zwanzigtausend Dukaten betragen, was auch ohne nähere Bekanntschaft mit den obigen Stellen Mir-

chuands und Waßaf's Hrn. v. d'Ohsson als ungereimt hätte in die Augen springen sollen. Ein Seitenstück zu der von Hrn. v. d'Ohsson erzählten zweyten Schatzanecdote sind die beyden folgenden: 1) Man hinterbrachte Oghotai, in der Nähe des Jurds, d. i. des Hortes des dschengischanischen Hauses, habe sich eine Inschrifttafel gefunden, vermög welcher der berühmte Schatz Efrasiab's dort begraben liege. »Was brauchen wir,« sagte Ogotai, »die Schätze Anderer; laßt uns nur die, so wir besitzen, unter unsere Diener und Angehörige vertheilen.« — 2) Die Einwohner der chinesischen Stadt Thalghu trugen unterthänigst vor, daß sie achttausend Balische schuldig seyen, welche von ihren Gläubigern unerbittlich eingetrieben würden; sie baten um einen Befehl, wodurch ihnen Zahlung in Terminen gestattet würde. Ogotai sagte, die Terminzahlung könnte die Gläubiger ruiniren, weit besser ists, wir zahlen die Schuld aus unserem Schatze, und gab die nöthige Anweisung dazu. — 3) Ein armer Pfeilschifter kniete mit zehn Pfeilen vor den Thron hin, und trug unterthänigst vor, daß er siebzig Balische schulde; er bat um diese Summe, wofür er zehntausend Pfeile für die Kuridschi (Leibwachen) liefern wolle. Ogotai nahm die zehn Pfeile als Geschenk, und befahl, ihm dafür hundert Balische auszuzahlen. — 4) Ogotai ermuthigte durch seine Freygebigkeit den Ackerbau, vor ihm war die Gegend um Karakorum wüste und unbebaut; einem Bauern, der dort zuerst Rettig gepflanzt, und ihm den ersten Rettig dargebracht, ließ er für die hundert Blätter derselben eben so viele Balische auszahlen. — 5) Ein anderer hatte in der Nähe des Lusthauses, welches Ogotai zwey Parasangen von Karakorum unter dem Namen Terkubaligh gebaut, Weiden und Mandelbäume gepflanzt, für deren jeden er ihm einen Balisch auszahlen ließ. — 6) Ein Mann von Schiraf kniete vor dem Throne mit der Bitte um fünfhundert Balische, die er schuldig; Ogotai ließ ihm tausend auszahlen, und sagte den Beamten der Finanzen, die ihm wider solche Verschwendung Vorstellungen machten: da er so weit über Land und Meer gekommen, so würde ich, wenn ich ihm nur das Begehrte gegeben hätte, ihn doch unbeschenkt entlassen haben. — 7) Als Ogotai eines Tages indischen Kaufleuten begegnete, die für ihr Elfenbein fünftausend Balische begehrten, die er ihnen sogleich auszahlen ließ, machten ihm die Nowabe (Nobobe) Vorstellungen wider solche gegen Aufrührer und Ungläubige übel angewandte Freygebigkeit; er antwortete ihnen: ich kenne keine Aufrührer und Ungläubige:

Wenn Herz und Hand ist Schacht und Meer,
Thut Herz und Hand wie Gott der Herr.

8) Einem Derwisch, welcher ihm in einem Sacke die Haut seines einzigen Schafes darbrachte, dessen Fleisch er unter die Armen vertheilt hatte, ließ er hundert Balische und tausend Schafe mit der Weisung geben, daß wenn das Geld und die Herde zu Ende, er sich um andere melden möge. — 9) Seine Gewohnheit war, die drey Wintermonate zu jagen, in den neun andern Monaten des Jahres aber alle Tage nach geschlichteten Reichsgeschäften auf einem Stuhle vor dem Thore des Pallastes zu sitzen, wo vor ihm Kleider und Stoffe in Haufen aufgeschichtet lagen, die er unter Moslimen und Mongolen vertheilte. Jeder nahm oder erbat sich so viel er konnte. Einer, der mit Kleidern überladen, eines derselben auf dem Wege verzettet hatte, kam zurück, dasselbe wieder zu begehren; Ogotai sagte: Ein Kleid sey der Mühe des Weges nicht werth, er möge nehmen, so viel er wolle. So machte Ogotai's Freygebigkeit die Sage von der Hatimtai's wieder neu. — 10) So ließ er einem, der ihm zweyhundert Weidengerten zum Geschenke gemacht, dafür zweyhundert Balische auszahlen. — 11) Eines Tages ging er über den Markt, wo er schöne Trauben sah, nach denen ihm gelüstete; als er nach Hause gekommen, gab er einem Danischmend (angehenden Gelehrten), dem er begegnete, einen Balisch, um ihm von jenen Trauben zu kaufen. Der Danischmend brachte einen ganzen Karren Trauben für einen Viertel-Balisch, welcher das Doppelte ihres Werthes, und gab den Rest zurück; der Kaan zürnte sich darüber gar sehr, und sandte dem Traubenverkäufer zehn Balische. — 12) Eines Tages hatte er für einen Armen hundert Balische als Almosen angewiesen; die Minister sagten: der Padischah muß sich geirrt, und statt Balischen (Goldstücke) Dirheme (Silberstücke) gemeint haben; sie legten die hundert Balische auf einen Haufen zusammen, so daß sein Blick darauf stoßen mußte; er fragte, was das sey? auf die Antwort, daß es das angewiesene Almosen, fand Ogotai, daß es zu wenig, und befahl, das Doppelte zu geben. — 13) Eines Tages sah er einen Derwisch an der Schwelle des Pallastes stehen, den er für einen Kaufmann hielt, welcher ihm für hundert Balische Waaren verkauft hatte; er befahl ihm, die hundert Balische auszuzahlen. Der Derwisch gab sie, als ihm nicht gehörig, zurück; Ogotai befahl, sie ihm zu lassen, weil Gold, das einmal aus dem Schatze geflossen, wenigstens nicht auf demselben Wege dahin zurückkehren müsse. — 14) Von einem Spaziergange zurückkehrend, stieß Ogotai auf eine Inderin, welche zwey Kinder auf dem Rücken trug; Ogotai befahl einem seiner Begleiter, ihr fünf Balische zu geben; dieser gab ihr nur vier, indem er einen einsteckte; das Weib ward dieses Betruges gewahr, sie kam zurück, sich darüber zu be-

klagen, und Ogotai erlaubte ihr, aus dem Schatze so viel Goldes zu nehmen, als sie tragen konnte. — 15) Einer seiner Leibwachen kam mit einem kranken Falken, und trug vor, daß dieser nur durch Vogelfleisch gesunden könne; Ogotai weist ihm einen Balisch zur Fütterung des Falken mit Vogelfleisch an, die Schatzmeister gaben ihm dafür eine Aequivalent in Vögeln, um damit den kranken Falken zu füttern. Ogotai, als er es vernahm, ärgerte sich gar sehr, und verwies den Zahlmeistern ihre Eigenmächtigkeit, indem der Bittsteller nicht um Vogelfleisch, sondern um Geld, solches zu kaufen, gebeten habe, und indem solches, und nicht lebendige Vögel, angewiesen worden seyen. — 16) Einem Bogenschifter, welcher in den Ruf gekommen, schlechte Bogen zu machen, ließ er nichts destoweniger, um ihn in seinem Handwerke zu ermuntern, den Bogen mit einem Goldbalisch bezahlen. — 17) Einem Goldschmiede, welcher den ihm zur Ausbesserung anvertrauten goldenen Gürtel verkauft, und das Geld in Sang und Tanz durchgebracht hatte, ließ er nichts destoweniger hundert funfzig Goldbalische mit dem Bedeuten auszahlen, daß er sich bessern möge. — 18) Einen Abyssinier, welcher ihm einen Becher gebracht, ließ er erst dafür zweyhundert Balische auszahlen, und ihm dann abermal mit einem Reisepasse zweyhundert Balische zustellen, mit dem Auftrage, daß er ihm einen abyssinischen Sclaven bringen möge. — 19) Einem Armen, der ihm einen Becher aus Gemshorn dargebracht, befahl er, funfzig Balische auszuzahlen, und als es die Höflinge zu viel fanden, verdoppelte er die Summe. — 20) Ein uighurischer Emir stellte seinem moslimischen Schuldner, der nicht zahlen konnte, nur die Wahl frey, entweder vom Islam zum Götzendienste abzufallen, oder auf dem Markte hundert Prügel zu erhalten. Ogotai verwies dem Uighuren auf das schärfste diesen Glaubenszwang, theilte dessen Weib und Haus dem Musulman, und noch obendrein zweyhundert Balische, dem Uighuren aber die hundert Prügel auf öffentlichem Markte zu. — 21) Ein Seid Alide aus Buchara, welcher vom Schatze ein Darlehen erhalten hatte, verweigerte die von den Schatzmeistern begehrte Zurückzahlung aus dem Grunde, daß er die Summe schon in die Hände Ogotai's bezahlt. Ogotai ließ ihn vorfordern, fand, daß er ihn nie gesehen, und fragte, wann er ihm denn das Geld gegeben haben wolle. »Als,« antwortete dieser, »Niemand zu deinem Dienste gegenwärtig war als ich.« Wiewohl dieses eine Lüge war, befahl Ogotai dennoch, von ihm weiter nichts zu fordern, damit nicht in der Folge der Verdacht entstehen könne, der Kaan läugne zum Vortheile des Schatzes. — 22) Eine Prinzessin, seine Verwandte, kam eines Tages in das Harem, um den Schmuck und

die Schätze desselben zu schauen; Ogotai befahl dem Mahmud Balawadsch *), alle Perlen des Schatzes zu bringen; Balawadsch brachte zwölf Tassen voll, deren Werth achtzigtausend Dukaten. Ogotai goß sie alle in den Schoß seiner Verwandtin mit den Worten: »Nun wirst du von Perlen gesättigt, dich um die Juwelen der Männer nicht weiter bekümmern.« — 23) Die Kerne eines ihm dargebrachten Granatapfels ließ er unter die Genossen seiner Gegenwart vertheilen, und dann eben so viele Balische auszahlen, als Kerne waren. — 24) Ein Musulman von Karatasch, das an Tangut's Gränze, brachte ihm einen Korb Eßwaaren mit der Bitte um einen Reisepaß; Ogotai gab ihm diesen, und noch obendrein einen Korb Balischen. — 25) Beym fürstlichen Gastmahle des Kaans wurde ein Becher entwendet; da alle Nachforschungen vergebens, ließ Ogotai ausrufen, daß, wer ihn zurückbringe, nicht nur von aller Strafe frey, sondern auch seines Wunsches theilhaftig werden solle; der den Becher entwendet, brachte ihn zurück, und antwortete auf die Frage, was er damit beabsichtigt habe: »nicht Diebstahl, denn sonst hätte ich etwas von größerem Werthe genommen, sondern ich wollte den Kaan bloß warnen, besser auf seiner Huth zu seyn.« Die Wesire stimmten für seine Hinrichtung. Ogotai sagte, das kann ich nicht über mein Herz bringen, nur Neugierde könnte mich bewegen, seinen Busen zu spalten, um zu sehen, welch ein Herz dieser Mann haben müsse. Er ließ ihm fünfhundert Balische auszahlen, und sandte ihn als Befehlshaber über einige Tausend Reiter nach China. — 26) Bey einer zu Karakorum aus Hagelschauer entstandenen Mißernte ließ Ogotai ausrufen: die Feldbebauer sollen guten Muthes seyn, indem ihnen der Ausfall der Ernte von dem Schatze ersetzt werde. — 27) Unter der Regierung Alaeddin Keikobad's, des Sultans der Seldschuken, welcher gleichzeitig mit Ogotai herrschte, gab in einer der Städte Rums einer einem armen Possenreißer den Rath, sich nach der Tatarey zu begeben, wo jetzt ein Kaiser herrsche, welcher das Gold nur wie Staub ansehe; der Possenreißer ging auf den Rath ein, hatte aber keinen Pfenning, um sich auf den Weg zu begeben. Die Gesellschaft schoß Geld zusammen, ihm einen Esel zu kaufen, auf dem er nach Turkistan ritt. Drey Jahre hernach fand der Rathgeber den Berathenen wieder in derselben Stadt im größten Reichthume und Wohlleben. Dieser erzählte jenem, wie er sich mit einem Teller trockener Früchte, die er mitgenommen, zu Karakorum auf den Weg des Kaans gestellt, wie dieser

*) Es scheint dieser Baläwadsch der Wesir Dschagatai's zu seyn, welcher bey d'Ohsson S. 372 Yelvadje geschrieben ist.

die Früchte angenommen, einen Theil eingesteckt, die anderen unter seine Begleiter vertheilt, und diesen gesagt: dieser Mann hat auf seinem Wege viele heilige Stätten und Oerter der Andacht durchwallet, und sich mit Heiligen Gottes befreundet; der Mundvorrath solch eines Mannes ist hoch in Ehren zu halten, ich will diese Früchte unter meine Kinder vertheilen, thut deßgleichen mit den eurigen. Im Pallaste angelangt, fragte Ogotai seinen moslimischen Kämmerer, wo der Mann aus Rnm wohne, als dieser ihm hierüber nicht Bescheid wußte, schalt er ihn sehr aus, daß er sich um seinen Bruder Moslimen, der so weiten Weges hergekommen, so wenig bekümmere. Am andern Morgen wurden siebenhundert Balische aus einer neu eroberten Landschaft eingebracht, und diese sogleich dem Reisenden aus Rum geschenkt. — 28) Ein Mann aus Bagdad bat den Kaan um Almosen, damit er seine zehn Töchter aussteuern könne; Ogotai fragte, warum er sich nicht an den Chalifen gewendet; der Mann antwortete: so oft er sich an ihn gewendet, habe er jedesmal nur zehn Goldstücke erhalten, was seinen zehn Töchtern kaum für Brot und Zugemüse genüge; Ogotai befahl, ihm aus dem Schatze tausend Balische zu geben. Ich bin ein alter Mann, sagte der Bagdader, und kann nicht mehr als zwey Balische tragen; Ogotai wies ihm die nöthigen Pferde und Lastthiere an. Ich laufe Gefahr, sagte der Greis weiter, auf dem Wege ausgeraubt zu werden, und so mit meinen Töchtern der Gnade des Kaans verlustig zu gehen. Ogotai gab ihm Wegweiser und Geleite, und als der Mann auf dem Wege starb, wurden die tausend Balische den Töchtern zur Aussteuer gesandt. — 29) Bey der Vermählung der Tochter eines der Herren des Hofes hatte ihr Ogotai ein Kästchen mit Perlen bestimmt. Bey dem Feste füllte er aus dem vor ihm stehenden Kästchen einen Becher mit Perlen, und theilte dieselben an die Tischgenossen aus; einer bemerkte, daß dieses das Schmuckkästchen der Braut; sogleich befahl Ogotai, ihr ein anderes von gleichem Gehalte zu geben. — 30) Einer, der zu Karakorum einen Beutel mit Gold und Juwelen verloren, ließ denselben mit dem Zusatze, daß er den Inhalt desselben mit dem redlichen Finder theilen wolle, ausrufen. Ein Musulman, der ihn gefunden, brachte denselben dem Eigenthümer; dieser behauptete, es sey mehr darin gewesen; sie gingen vor den Richter, und von diesem vor den Kaan; beyde beschworen ihre Aussage; da entschied Ogotai, daß dieses der verlorene Beutel nicht seyn könne, und daß denselben also der redliche Finder ganz behalten könne. — Aus einem halben Hundert solcher von Mirchuand nach seinem Gewährsmanne Mewlana Behaeddin Turkistani erzählt, hat Hr. v. d'Ohsson nur funfzehn, Recensent aber diese

dreyßig (deren letzte den meisten Lesern wohl dem Wesen, aber nicht dem Ursprunge nach bekannt) zur Charakterschilderung Ogotai's aufgenommen.

Während Ogotai zu Karakorum sich seinem Hange für Freygebigkeit und Trunk überließ, verwüsteten seine Heere unter der Anführung von zwölf Feldherren (welche alle, bis auf einen, Prinzen vom Geblüte) die Länder des Westens, Rußland, Polen, Ungern, Schlesien, Mähren, Dalmatien und Kroatien. Hr. v. d'Ohsson hat mit Benützung der russischen, polnischen, ungrischen, schlesischen und österreichischen bekannten Quellen über die Mongolen-Einfälle noch in den Noten die bisher unbekannten wichtigsten Stellen morgenländischer Geschichtschreiber hierüber, nämlich aus dem Geschichtensammler [1]) des Wesirs Reschideddin und aus dem Welteroberer [2]) des Wesirs Dschuweini beygefügt. Es ist zu bedauern, daß die eigenen Namen der Oerter in den von ihm benützten Handschriften (so wie in der auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Reschideddin's) meistens der diacritischen Punkte ermangeln, so daß bey den meisten unmöglich sie mit Gewißheit zu entziffern. Von allen europäischen Geschichtschreibern über die Mongolen-Einfälle hat keiner so viele Namen der mongolischen Feldherren dieses Gräuelzuges überliefert, als Rogerius [3]), und es lohnt sich der Mühe, die bey ihm erhaltenen neun Namen mit den zwölf von den morgenländischen Geschichtschreibern gegebenen zu vergleichen. Nach diesen waren die zwölf Feldherren, welche den Gräuel der Verwüstung anführten, vier Söhne Dschudschi's, des ältesten Sohnes Dschengischan's, nämlich Batu, Orda, Schiban (richtiger Scheiban) und Tangkut. Der Name Batu's ist aus allen europäischen Geschichten bekannt, und sogar, weil er von einigen Batui, von anderen Batiü oder auch anders geschrieben worden, von russischen Geschichtschreibern, wie Rütschkow [4]) und Naumow (im vorliegenden Werke S. 26), überflüssiger Weise für eine doppelte Person angenommen worden. Orda, der ältere Bruder Batu's, ist der Stifter der weißen, um Ssaghanak, Ssabran und Otrar angesiedelten Horde, deren Fürsten später auf den Thron Kiptschaks gelangten, von welcher aber europäische Geschichtschreiber bisher keine Notiz genommen, deren Fürsten aber sowohl von Munedschimbaschi als von Dschihannuma (S. 371) nach Ghaffari als die

[1]) Dschamiet-tewarich. [2]) Dschihanguscha.

[3]) Rogerii Hungari miserabile carmen in Schwandtner's script. ser. hung. Vindob. I. Bd. p. 380.

[4]) In seiner Geschichte Kasan's; Petersburg 1767, S. 30.

Chane der weißen Horde (Akorda), im Gegensatze ihrer Vorfahren, der Chane der blauen Horde (Kökrda), aufgeführt werden. Schiban oder Scheiban gab seinen Namen den Tataren Schibansky (Dschihannuma S. 374). Von den Nachkommen Dschagatai's, des zweyten Sohnes Dschengischan's, hatten der Sohn Baidar und der Enkel Buri Befehlshaberstellen: von den Söhnen Ogotai's, des dritten Sohnes Dschengischan's, seine Söhne, die Prinzen Kopuk und Kadan und der Bruder Kulkan; von den Söhnen Tului's, deß vierten Sohnes Dschengischan's, seine Söhne, die Prinzen Mangu und Bodschek, endlich der Feldherr Subutai Behadir, derselbe, welcher mit Tschepe Nujan noch beym Leben Dschengischan's den Feldzug wider Fars und Iran befehligt hatte. Vergleichen wir nun diese zwölf Namen mit den bey Roger erhaltenen neun, so ist kein Zweifel, daß der König und Herr der Tataren *), Bathus, kein anderer als Batu oder Batui. Der nächste an ihm, Bochetor, ist Baidar, und Cadan Kadan; Coacton scheint Köjuk, Feycan oder nach einer anderen Lesart Seycan scheint Scheiban, Peta scheint Bodschek und Cheb Ocadar Subutai Behadir zu seyn. Für den gar nicht mongolisch, sondern lateinisch oder griechisch klingenden Hermeus bleiben noch vier Namen übrig (Orda, Tangkut, Buri und Kulkan), von welchen demselben aber auch nicht ein einziger etymologisch zu Gesicht steht. Hr. v. d'Ohsson behält den Namen Peta bey, wiewohl derselbe in den morgenländischen Geschichtschreibern nicht vorkömmt, an welcher Verdopplung weniger gelegen, als an dem historischen Irrthume, welcher S. 401 die Kiptschaken als einen und denselben Stamm mit den Kumanen aufführt, während, wie Constantinus Porphyrogenitus ausdrücklich erzählt, daß jene (von ihm Patzinakiten geheißen) von diesen (die er Usen nennt) vertrieben wurden; jene waren die ältesten türkischen Bewohner Kiptschaks, diese spätere turkmanische Eindringlinge. Es ist auch möglich, daß der Peta der europäischen Geschichtschreiber kein anderer, als Subutai, und Ocadar nur eine Verstümmlung von Orda sey; den zweyfachen Irrthum, daß Batu in Ungern zusammengehauen worden und daß damals nicht Bela IV., sondern Wladislaus geherrscht, hat schon Rütschkow in Betreff Batu's, und neuerdings Naumow in Betreff Bela's widerlegt; ob Kökorda wirklich, wie Naumow (S. 25) nach Karamsin dafürhält, eine Stadt, und eins und dasselbe mit Serai gewesen sey, läßt sich mit gutem

*) Rex Regum et Dominus Tartarorum, qui Hungariam intraverunt, Bathus, Cap. XIX.

Grunde bezweifeln; denn außerdem, daß Kökorda unter den fünf und zwanzig, von Hrn. Staatsrath von Frähn [1]) aufgeführten Namen der Münzstädte der goldenen Horde gar nicht vorkömmt, so scheint die Stelle Abul Ghasi's [2]) bloß den Ort der Ansiedlung der blauen Horde zu bezeichnen, welche die Dschudschi's war; das Dschihannuma spricht von keiner Stadt Kökorda, sondern erklärt diesen Namen bloß als die Chanschaft der dem großen Jürt (Karakorum) rechts gelegenen Stämme, im Gegensatze von Ak Orda, d. i. der weißen Horde, deren Ulus am Alatagh war [3]).

Hr. v. d'Ohsson erzählt die Begebenheiten der Regierungen Kajuks, Mangu's und Kubilai's nach den persischen Quellen, mit stetem Rückblicke auf die glaubwürdigen Nachrichten, welche die Reisebeschreiber Plan Carpin, Rubruquis und Marco Polo von deren Regierungen sowohl, als den Sitten und Gebräuchen der Mongolen aufbewahrt haben; ganz kurz erwähnt er des zweyten Einfalls der Mongolen in Ungern i. J. 1285 nach Thurocz und des Streifzugs in Polen nach Cromer, und schließt mit gutem Grunde aus den bey norwegischen Geschichtschreibern erhaltenen Kunden von der Einwanderung der Einwohner Permien's in Norwegen unter der Regierung Hocan II., welcher von 1217 bis 1263 regierte, daß sich die Verheerungen der Mongolen bis Permien erstreckten; nur in einigen Zeilen erwähnt er der beyden nächsten Thronfolger Batu's, nämlich seines Sohnes Sertak's, welcher von Mangu i. J. 1256 zum Herrscher in Kiptschak ernannt, auf dem Wege dahin starb, und dessen Nachfolgers, nämlich dessen minderjährigen Sohnes Ulughtschi, unter der Vormundschaft seiner Mutter Boraktschin; als auch dieser nach einigen Monaten starb, gelangte erst Berke oder Burka, der Bruder Batu's, zur Herrschaft von Kiptschak. Dieser beyden Herrscher zwischen Batu und Berke erwähnen Abul Ghasi, Mirchuand und Deguignes, welcher denselben gefolgt, nicht, wohl aber drey weit ältere und wichtigere Quellen, aus denen jene Perser geschöpft, nämlich die Geschichten Reschideddin's, Dschoweini's und Waßaf's, und endlich nach der Ghaffari's (Dschihanara) die türkische Universalgeschichte Munedschimbaschi's. Diese Quellen kannte Nau-

[1]) Die Münze der Chane von Ulus Dschudschi's, Petersburg 1832, S. 42.

[2]) In der türkischen Ausgabe S. 67, Z. 4.

[3]) Kök Orda ulugh jurtün ssagh dschanibinde olan kabail Chanlighidür, Ak Orda Alatagh hududinde olan Ulus hukumeti dür.

mow nicht, und schwankt daher zwischen den Angaben Abul Ghasi's und des Deguignes, und zwischen denen der russischen Geschichtschreiber Lüslow und Schtscherbatow, welche in Uebereinstimmung mit den persischen Quellen den Sertak und Ulaghtschi [1]) als Herrscher in Kiptschak aufführen, und so größeren Glauben verdienen, als sie von den persischen Geschichten keine Kunde hatten. Mit Ulaghtschi's Tod und Berke's Thronbesteigung endet die Geschichte des Uluses Batu's in Kiptschak bey Hrn. v. d'Ohsson, und hier tritt Naumow's Geschichte der Verhältnisse der russischen Knesen mit den mongolischen Chanen als Fortsetzung ein; eine der besten bisher gelieferten Vorarbeiten zur Beantwortung der von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften im vorigen Jahre aufgegebenen Preisfrage einer Geschichte der mongolischen Herrscher von Kiptschak; doch fehlt es dem Werke Naumow's hauptsächlich an der von der Academie geforderten Kenntniß orientalischer Quellen. Naumow erzählt die Einrichtungen Borke's in dem eroberten Rußland durch Decurionen, Centurionen, Tausender und Zehntausender, die letzten hießen im Russischen Temnik, was eben sowohl von dem slawischen Tma, als dem mongolischen Toman (eines und das andere bedeutet eine Summe von Zehntausend) abgeleitet werden mag. Der Metropolit von Kiew ernannte einen russischen Bischof, der zu Serai [2]) residirte; die mongolischen Vögte in Rußland hießen Baskak, ihnen war die Aufsicht [3]) über die russischen Fürsten übertragen. Die russischen Völker zahlten damals doppelte Abgabe, die russische und besermenische, d.i. musulmanische, denn Besersmen ist die schon bey Herberstein vorkommende russische Verstümmlung des Wortes Musulman. Im J. 1434 zahlte der Großfürst für sein ganzes Land oder für Moskau in allem siebentausend Silberrubel; die russische Münze hatte auf einer Seite russisches, auf der anderen tatarisches Gepräge; die Spuren tatarischen Münze und Maße haben sich noch in den als russisch gäng und gäben Wörtern Altün (Gold) oder Alti (sechs), Arschin (Elle), Sschtschoti (eine Rechenmaschine) erhalten.

[1]) Улавчїя, Naumow S. 30.

[2]) Die Note S. 15 bezweifelt sehr mit Unrecht, ob Serai, die Hauptstadt der Chane der goldenen Horde, zu Saratow an der Wolga oder zu Seraidschik am Ural zu suchen sey; jenes war die Hauptstadt der Chane der goldenen Horde, dieses die des späteren Zweiges derselben.

[3]) надзирать; dieses Wort, mit allen russischen, davon abgeleiteten Wörtern ist das rein arabische نظارة, Nasaret.

Tatarische Herolde (Bawerdschi, im Russischen Biriutschai) verkündigten den Bojaren und Welmoschen die Jarlik, d. i. die Bestätigungsdiplome ihrer Fürsten. Als Burka i. J. 1265 gestorben, folgte ihm Mangu Timur, welcher aber nicht, wie Naumow dem Deguignes nachschreibt, der Bruder, sondern der Enkel Batu's war; er schwächte die Herrschaft Kiptschaks, indem er dem Behadirchan, dem Sohne Scheibani's, die weiße Horde in Turan oder Sibirien, und seinem Neffen Oren Timur, dem Sohne Toghai Timur's, die Krim überließ. Dem Mangu Timur folgte sein Bruder Tuda Mangu, und diesem sein Neffe Telabuga, der i. J. 690 (1291) erschlagen ward, worauf Tuktagu, wie ihn die Münzen oder Toktaghai, wie ihn die Geschichten nennen, der Sohn Mangu Timur's, den Thron bestieg, unter welchem Noghai, sein von Michael dem Paläologen gefürchteter Feldherr in der Krim, von diesem die Tochter Euphrosine zur Frau erhält, weßhalb ihn russische Annalisten, wiewohl mit Unrecht, als einen Herrscher der goldenen Horde ansetzen. Die russischen Geschichtschreiber nennen den Toktaghai auch Tochtaghu, oder, nach den Byzantinern, Tochtu; ihm folgte im J. 1318 der große Herrscher Usbeg, welcher ein eben so frommer Moslim, als sein Vorfahrer und Oheim Toktaghai ein eifriger Götzendiener war, wiewohl Münzen mit der Glaubensformel des Islams von demselben vorhanden sind *). Der von Naumow (S. 52) bemerkte Widerspruch, daß russische Annalisten erst unter Usbeg die Einführung des Islams anführen, während schon Burka Moslim gewesen, hebt sich durch die von den persischen Quellen bezeugte Thatsache, daß, wiewohl Burka und seine drey Nachfolger Mangu Timur, Tuda Mangu und Telabuga Moslimen waren, doch der vierte, Toktaghu, wieder dem Götzendienste zugefallen war. Der Verfasser bemerkt S. 48, daß russische Annalisten mit Unrecht den Mangu Timur Telabuga nennen, indem sie jenen mit diesem seinen zweyten Nachfolger vermengen. Ein Beweis der Staatsweisheit Usbeg's ist das zu Gunsten des Metropoliten Peter erlassene Jarlik, welches sich im Originale von Karamsin's Geschichte befindet, aber in der deutschen Uebersetzung leider, wie so viele andere wichtige Erläuterungen, übergangen ist; dieß ist aber auch der einzige Beweis von Usbeg's der russischen Kirche gewährten Gerechtigkeit, denn durch die Hinrichtung sieben russischer Fürsten hat er wenigstens um Rußland nicht den Titel eines gerechten Herrschers verdient. Seine Schwester (Agathiu wird sie von

*) Frähn: Mohammedanisches Münzkabinett, S. 87.

den russischen Schriftstellern genannt) war die Gemahlin des Knesen Joria, dessen Einstreuungen hauptsächlich die Hinrichtung des Fürsten Alexander Michailowitsch Schuld gegeben wird. Nichts desto weniger füllte der Ruhm der Gerechtigkeitsliebe Usbeg's ganz Asien, und nach ihm nannte sich hernach die Dynastie der Usbegen zu Bochara. Nach seinem Tode bestieg sein ältester Sohn Tinibeg den Thron, dessen jüngerer Bruder Dschanibeg, nachdem er sowohl den Erstgebornen Tinibeg als den dritten Bruder Chidhrbeg aus dem Wege geräumt, sich des Thrones von Kiptschak bemächtigt. Von diesem Tinibeg macht, wie der Verfasser bemerkt, Abul Ghasi keine Erwähnung; es scheint derselbe zu seyn, welchen andere morgenländische Geschichtschreiber als einen Zwischenregenten zwischen Usbeg und seinem Nachfolger Dschanibeg unter dem Namen Insanogli als einen Nachkommen Ssain's, d. i. Batu's, des Sohnes Dschudschi's, aufführen. Die russischen Fürsten ergriffen für keinen der Kronprätendenten Theil, so lange der Thron noch streitig; aber als Dschanibeg denselben nach Hinwegräumung seiner Nebenbuhler behauptet hatte, begaben sich die Knesen und der Metropolit in die goldene Horde, wie der Metropolit Peter, und hernach i. J. 1283, unter der Regierung Tuda Mangu's, der Metropolit Theognost. Wie Usbeg und vor ihm Burka nach Persien gezogen, so zog Dschanibeg wider Eschref, den tyrannischen Herrscher aus der Familie Tschoban zu Aserbeidschan; unter ihm ward Rußland von der schwarzen Pest verheert; nach seinem Tode blieb sein Sohn Berdibeg, welchen tatarische Geschichtschreiber einen unwürdigen und harten Herrscher nennen, noch einige Zeit in Persien, während im Lager die Chanin Taidul die Verwaltung führte, welche dem Metropoliten Alexis durch ein Wunder ihre Heilung dankte. Berdibeg war kaum aus Persien zurück, als er den Beginn seiner Regierung durch den Mord seiner Verwandten bezeichnete, wofür er ebenfalls blutigen Tod fand, aber nicht schon i. J. 1352, wie russische Annalisten sagen; die Münzen besagen, daß er noch i. J. 1359 lebte. Mit seinem Tode erlosch die Linie Mangu Timurs, und es begann das funfzehnjährige Zwischenreich bis zur Herrschaft Uruschans, bis auf welchen Deguignes nur vier Herrscher (Kildi, Newruf, Chidhr, Timurchodscha), Herr Staatsrath von Frähn aber aus Münzen nicht weniger als funfzehn aufführt *). Naumow nennt nach Schtscherbatow den Kulpa als einen Sohn Berdibegs,

*) Das muhammedanische Münzkabinett des asiatischen Museums zu St Petersburg 1821. S. 53 — 57.

der nur fünf Monate herrschte, und geht dann, wie Abul Ghasi, mit Ueberspringung des ganzen Zwischenreichs, sogleich auf Uruschan über, welchen, sagt er, die russischen Annalisten Nauruschan nennen; diese Ueberspringung ist aber nur eine scheinbare, indem mehrere der Zwischenregenten sogleich folgen, und scheint eine bloße Vermengung des Urus mit Newrus, dem Nachfolger Kulpa's, im Zwischenreiche zu seyn. Nach den russischen Annalisten, welche hier die Lücken der persischen füllen, folgte auf Urus, d. i. Newrus, Chadir, d. i. Chidhr, ein Fürst der sajaiskischen, d. i. transuralischen Horde, welcher an der Wolga ihn sammt seinem Sohne Tomis und der Gemahlin Taidul erschlug, und sich zum Chan erhob. Chidhrchan wird von den russischen Annalisten als ein milder Herr geschildert, er ward mit seinem jüngeren Sohne Kutlu (Kutlugh) von seinem älteren Sohne Timurchodscha erschlagen, dieser aber selbst nach einigen Tagen vom Fürsten Mamai ermordet, welcher, den Thron von Kiptschak selbst zu besteigen nicht wagend, einen Fürsten Abdullah auf den Thron setzte, während andere den Fürsten der Horde der Murad, den angeblichen Bruder Chidhr's, zum Chan erwählten. Die Herrschaft Kiptschaks war nun unter zwey Chane getheilt, zwischen Abdullah, dem Chane der Horde im Gebirge, und zwischen Murad, dem Chane der Horde in der Ebene. Bald darauf zerstückte sich die Herrschaft von Kiptschak in noch mehrere Horden, so daß deren neun gezählt wurden, von denen Naumow sechs nennt, nämlich: die goldene, die jenseits des Jaik gelegene, die krimische, die perekopische, die donische, die wolgaische. Die russischen Fürsten hielten sich zuerst an den Chan Murad der wolgaischen Horde, als den mächtigeren; aber durch Mamai's List erhielt bald Abdullah, der donische, den Vorzug. Karamsin aber sagt in der vom Verf. in der Note S. 67 angeführten Stelle, daß Mamai die goldene oder serainische Horde mit der wolgaischen vereint habe, was der vorhergehenden Angabe des Textes wenigstens scheinbar widerspricht. Mamai stieß bald darauf den von ihm eingesetzten Abdullah von dem Throne der goldenen großen oder serainischen Horde, setzte Mohammed Sultan, wahrscheinlich einen Nachkommen der vorigen Chane, darauf, und erklärte sich, nachdem er auch diesen ermordet hatte, erst zum Regenten der Horde, bald hernach aber zum Chan, und ward von den Russen zu Basch besiegt. Er zählte zu seinen Verbündeten den lithauischen Fürsten Jagello und Gleb, den Fürsten von Rjäsan. Er zog mit zahlreichen Heeren aus Kiptschak oder Rußland bis an die Ufer des Don's, von welchen sie der Held Dimitri zurücktrieb, welchem von

diesen Siegen der Beyname des Donischen blieb. Mamai legte sich selbst den Titel des furchtbaren östlichen Chans der großen Horde und Herrschers anderer Horden und Herrschaften bey.

Von Mamai, von welchem troz dieses glänzenden Titels der Chanschaft keine Münze vorhanden ist, geht Naumow mit Verschweigung von Urus, den er oben mit Newruſ vermengt hat, auf Tochtamisch über; nachdem Tochtamisch den Mamai an der Kalka geschlagen, und sich der donischen Horde bemächtigt, trat er die Herrschaft von Kiptschak an; er forderte die russischen Fürsten auf, zur Anerkennung seiner Herrschaft in der Horde zu erscheinen; ihre Saumseligkeit hatte die Einäscherung von Moskau zur Folge. Da er undankbar gegen seinen Wohlthäter Timur, der ihn auf den Thron von Kiptschak gesetzt, wider denselben die Waffen ergriffen, setzte Timur an seiner Statt den Koiritschak Aghlen, welchen N. Koitschirak nennt, einen angeblichen Sohn Uruschan's, welchem Timur Kutlugh, der Enkel Uruschan's, i. J. 1395 die Herrschaft entriß. Mit dem lithauischen Fürsten Withold verbündet, versprach er diesem die Städte Pskow, Nowgorod und ganz Rußland; dem Timur Kutlugh folgte schon nach fünf Jahren sein Sohn Dschanibeg (nicht Tschanibeg), der Bruder (nicht der Sohn) Kutlugh Timur's, und diesem i. J. 1407 sein Sohn Pulad Sultan. Nun trat ein zweyter Mamai in Kiptschak in der Person des Edigu auf, welchen die russischen Annalisten Edigei nennen, und welcher, wie vormals Tochtamisch und Mamai, vor Moskau erschien. Im J. 1411 wurde Pulad von einem gewissen Temirchan, wie N. sagt, besiegt, und nach mongolischen Quellen war Temir der Bruder des Pulad. Dem Temir folgte Dschelaleddin, der Sohn des Tochtamisch, welchen die russischen Annalisten Seleni Sultan (den grünen) nennen, von welchem der Großfürst Wasili Dimitriewitsch in der Horde empfangen ward; seinem Beyspiele folgten die übrigen Fürsten Rußlands. Im J. 1412 erlag, nach den russischen Quellen, Dschelaleddin den Waffen seines Bruders Kerim, welchen die russischen Geschichtschreiber von Jaremferdei und Geremferdei unterscheiden, obwohl er mit dem letzten einer und derselbe zu seyn scheint; es müßte denn einer dieser beyden Männer für Kadirberdi gemeint seyn, welchen nur die mongolischen Quellen und die Münzen, aber nicht die russischen Geschichtschreiber kennen. Hingegen kömmt Kerimberdi weder in den mongolischen Geschichten, noch auf den Münzen vor, deren Berdi den Kadirberdi zu bezeichnen scheint. Nach dem Geschichtschreiber Dschenabi ist Kadirberdi einer

und derselbe mit dem großen Mohammed Dschelalberdi, und Kerimberdi derselbe mit dem kleinen Mohammed (Kitschim Mohammed), welcher als eilfjähriger Knabe den Thron bestieg, und von welchem die Chane der Krim abstammen sollen. Nach Dschenabi ist Dschelaleddin (der Seleni der Russen), auch der große Mohammed beygenannt, ein Sohn des Tochtamisch; nach den russischen Geschichtschreibern ist Ulu Mohammed ein Sohn Dschelaleddin's; nach Naumow herrschte vor Kerimberdi in der Horde Ulu Mohammed. Nach Rütschkow wurde Kerimberdi, der i. J. 1418 Chan geworden, von seinem Bruder Jaremferdei oder Gerimferdei erschlagen. Von dem sehr glaubwürdigen persischen Geschichtschreiber Abder-risak wird i. J. 825 (1421) die Gesandtschaft Mohammeds, des damaligen Herrschers in Kiptschak, erzählt, welches nur Ulu Mohammed gewesen seyn kann, welcher i. J. 1432 durch einen transuralischen Fürsten Edigei aus der goldenen Horde vertrieben ward, worauf (laut Rütschkow, welchem Naumow folgt) i. J. 1452 Seid Ahmedchan den Thron Kiptschaks bestieg. Naumow zweifelt, ob dieß derselbe Edigei sey, der i. J. 1408 vor Moskau erschienen; nach aller Wahrscheinlichkeit kein anderer, da die morgenländischen Quellen nur Einen Edigu kennen, und auch Karamsin vom alten Edigei spricht, welcher die Horde von Kiptschak oder die von der Wolga den Söhnen (Nachkommen) des Tochtamisch abgetreten, an den Ufern des schwarzen Meeres (jenseits des Jaik) herrschte. N. folgt weiter den russischen Annalisten, nach denen Ulu Mohammed ums J. 1431 von seinem Bruder, den sie Kitschim Achmet heißen, der aber von den morgenländischen Quellen Kutschuk Mohammed genannt wird, vertrieben ward; Karamsin setzt diese Vertreibung (wahrscheinlicher) erst ins J. 1437. Der aus Kiptschak vertriebene Fürst ward der Erneuerer Kasan's und der Gründer des kasanischen Reichs, welches da beginnt, wo das der goldenen Horde aufhört. Seid Ahmed, mit welchem Deguignes mit Unrecht das Reich von Kiptschak erst i. J. 1506 aufhören läßt, herrschte über die sajikische Horde am Aralsee, welche Karamsin *) die blaue oder noghaische, im Gegensatze mit der ordinskischen, serainischen, wolgaischen, kiptschakischen oder großen goldenen Horde nennt; erster Herrscher der nogaischen war, laut Dschenabi und anderen Quellen, Edigu; N. kennt nach Karamsin als Chan der großen Horde nach Ahmed, den Sohn Kitschims (Kutschuk Mohammed), welcher i. J. 1461 das Rjäsanische Pereßlawl belagerte; dieser ist wohl kein anderer, als der Mohammedchan des türkischen Geschichtschreibers

*) V. Bd. S. 270 der deutschen Uebersetzung.

Riswanpaschasade, welcher aus tatarischen Quellen geschöpft, und nach welchem dieser Mohammed Nachfolger Kutschuk Mohammed, erst i. J. 880 (1475) starb; Dschenabi nennt einen gewissen Mahmud (von welchem auch Münzen vorhanden sind), welcher die Chanschaft dem Kutschuk Mohammed entriß, dann aber auf der Jagd von dem Usbegen Abulchair erschossen ward, welcher sich mit der Tochter Mahmuds vermählend, i. J. 854 (1450) Samarkand den Händen Mirsa Abdullahs entriß, und dem Ebusaid zurückstellte. Diese Begebenheit hatte also dreyßig Jahre früher, als der Tod des letzten Mohammed und letzten Herrschers der goldenen Horde Statt, in deren östliche und westliche Länder sich schon seit der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts die Chane der Noghaien und der Krim getheilt, während der Rest derselben der Usbege Abulchair beherrschte; denn Hadschi Girai, welchen Russen und Polen Ediger nennen, saß schon i. J. 1452 auf dem Throne der Krim, und über die Noghaien herrschte Seid Ahmed, welcher noch dem Großfürsten von Moskau, Johann Wasilewitsch, mit der Forderung des Tributs den Abdruck seines Bildnisses (Baßma) sandte, welches dieser mit Füßen trat. Naumow übergeht drey andere frühere Prätendenten auf den Thron der goldenen Horde, welche Karamsin zwischen Kerimberdi und Ulu Mohammed nennt, mit Stillschweigen, nämlich: Betsabula, welchen Withold zu Wilna zum Chane von Kiptschak ausrief, Barak, den Sohn Koiritschaks, und Kuidadat, welcher i. J. 1422 Odojew belagerte; außer diesen dreyen nennt Chuandemir noch sechs andere, von denen in den russischen Annalisten keine Spur, nämlich. Kibak, Tschegre, Tschanberdi, Derwisch Ben Ilahi, Dewletberdi und Ghajaßeddin, den Sohn Schadibegs; der letzte scheint der Kuidadat der russischen Annalisten zu seyn. Der Verfasser erzählt das Ende der goldenen Horde i. J. 1480 nach Karamsin durch die Uebermacht der schibanischen oder tjumenischen, und der noghaischen oder aralischen Horde, welches Jahr mit dem von den morgenländischen Geschichtschreibern angegebenen Todesjahre des letzten Chans der goldenen Horde vollkommen übereinstimmt; nur nennen ihn diese, wie gesagt, Mohammed statt Ahmed; es scheint hier eine Verwirrung mit Seid Ahmed, dem Chane der Noghaien, obzuwalten, weschen Alexander, der Großfürst von Lithauen, gefangen nach Polen führte, wo Herberstein im Schlosse Trokii mit ihm zu Mittag aß; auch Herberstein, dessen Nachrichten mit denen der russischen Quellen in Betreff der Tataren vollkommen übereinstimmen, irrt sich, indem er diesen Seid Ahmed Scheachmet den Sauolhensisch künig

nennt; die savolhinsische Horde (deren Hauptstadt Serai an der Achtuba) war dieselbe mit der goldenen Horde, deren letzter Fürst Mohammed auf dem Schlachtfelde wider die schibanische und noghaische Horde blieb; die Hauptstadt der noghaischen Horde war Seraidschik am Ausflusse des Jaik, weßhalb die Horde auch die jenseits des Jaik gelegene heißt. In den Noten zum Schlusse seines Werkes fügt der Verfasser noch einiges Interessante über die Gebräuche der Russen, welche unverkennbar Reste des Einflusses tatarischer Oberherrschaft: wie die Scherung des Hauptes oder bloß die des Hinterhauptes, dessen Blöße vom hohen aufstehenden Kragen des Kleides bedeckt ward; dann zwey Gattungen von Mützen, die Skufa und Tafie, welche beyde rein tatarischen Ursprungs; die Skufa war aus goldenen oder silbernen Faden geflochten, mit Perlen und Edelsteinen verziert, über derselben erhob sich die mit schwarzem Fuchs ausgeschlagene oder auch mit Perlen besetzte hohe Mütze (Schapka). Die Skufa besteht noch heut unter dem Namen Uskuf im osmanischen Reiche, und solche goldgestickte Uskufe wurden von Murad I. bey der Eroberung des Schlosses Apollonia (i. J. 1372) für die Leibwachen und andere Hofbeamten angeordnet *); das Wort Tafie ist nur die Verstümmlung des türkischen Takie, nämlich Mütze, von welchem Klaproth, ehe er auf das persische Terg verfiel, nach den Chinesen den Namen der Türken herleiten wollte! Diese Mützen wurden wie Turbane oder Kalpake auch in Gegenwart der Vorgesetzten auf dem Kopfe behalten, und der Kirchenrath des Joan Wasilewitsch mußte ein Verbot erlassen, wodurch mit denselben in die Kirche zu gehen verboten ward. Der Czarewitsch Dimitri Joanowitsch trug hernach eine tücherne, mit Hyacinthen geschmückte, welche noch zu Moskau in der Kathedrale der Erzengel aufbewahrt wird. Von den Tataren schreiben sich die mit silbernen Beschlägen und Nägeln und auf den Nahten verzierten, mit Perlen besäeten, spitzen, geschmückten Stiefel her, welche die Reichen trugen; so auch die Art der Schuldeintreibung (Derschat na prawesch), nach welcher der Gläubiger den Schuldner, bis er zahlte, einzusperren, und täglich auf die Fußsohlen prügeln zu lassen berechtigt war; endlich die Knut, welche Karamsin ausdrücklich von den Tataren herschreibt, und welche Naumow unter der allgemeinen Benennung körperlicher Strafen begreift. Weit mehr hätte Hr. N. in Aufzählung von dergleichen Resten tatarischer Sitten und Gebräuche leisten können, wenn er die ins Russische eingewanderten rein tatarischen (türkischen) Wörter berücksichtigt hätte. Ohne der in allen euro-

*) Gesch. d. osman. Reichs, I. Thl. S. 171.

päischen Sprachen gäng und gäben, sey es durch die Kreuzzüge, sey es durch die Mauren und Türken nach Europa gekommenen persischen, arabischen und türkischen Wörter zu erwähnen, wie z. B. Moslim, Musulman (woraus die Russen Busurman gemacht), Turban (Dülbend), Kalpak, Mamluk, Moschee (Mesdschid), Minaret, Miskal, Mirsa, Magazin (Machsen), Serai, Guittare (Sitare), Scherbet, Soffa, Kanape (Chanabe), Admiral, Arsenal, Algebra, Alchymie, Almanach, Alkove, Ambra, Amulet, Alkohol, Chan, Wesir, Köschk, Talisman, Safian, Tarif, Sultan, Chalife, Serasker, Diwan, Kaffeh, Schakal, Shawl u. s. w.; ohne die Wörter slavischen Ursprungs zu berühren, welche mit persischen oder arabischen wurzelverwandt, hätte er leicht ein Paar Hundert von türkischen, arabischen oder persischen, durch die tatarische Herrschaft ins Russische eingewanderten Wörter, die in keiner andern europäischen Sprache das Bürgerrecht erhalten haben, aufführen können *). Jedes dieser Wör-

*) Als z. B. Azam (Adschem), tatarisches Sommerkleid; Altün (Alti), Werth von drey Kopeken; Denga (Deng), ein halber Kopek (Hund); Aluii (Al), scharlachroth; Araba (Ghalaba), Gedränge; Arba (Araba), Wagen; Argamak (Urugmak), Rassenpferd; Armud (ganz so), Birne; Arkan (Orghan), Strick; Artel (Orta), Kameradschaft; Arschin (ganz so), Elle; Achan (Agh), Netz; Baba, Großmutter (Baba, Vater); Baschan (Bas), Falk; Baidak (Piade), Kahn; Barakun (Berkan), eine Art von Kamelot; Barüsch (Barisch), Vortheil, Gewinn; Bars (Pars), Pardel; Bachtscha (Bagdsche), Garten; Baschmak (Baschmak), Frauenschuh; Bulad (Pulad), Stahl; Bulanüi (Bulanik), Falbe; Buntschuk Mendschuk), Fahnen- oder Roßschweifkugel; Bogatür (Behadir), Held; Busü (Besed), Perlen (falsche); Bataga (Batak), Fischerey (im Sumpf); Dewter (Defter), Diplom, Register; Dest (Deste), ein Buch Papier; Erlük (Jerligh), Diplom; Saem (Saim), Darlehen, Lehen, daher Saimitze, große Wiese; Sep (Dschib), Sack; Isium (Usum), Weinbeere; Kalatsch (Goladsch), Kolatschen; Karakula (Karakul), Schecke, Zwergbaum; Karaulit (Karaul), Schildwache; Katorga (Kadrigha), Galeere; Kuka (ganz so), eine Mütze; Künschal (Chandschar), Dolch; Küsa (Kise), Börse; Küschla (Kischlak), Meierhof (Winterquartier); Kischmisch (eben so), eine Art kleiner Weinbeeren; Kon (Kian), Mine; Korwan (Kurban), Schatz (Schlachtopfer); Kulmuk (Kol), Flußarm; Kul (Kil), Getreidmaß; Kumatsch (Kumasch), reicher Stoff; Kurgan (Gurgan), Grabhügel; Kutla (Kotnu), gestreifter Baumwollenstoff; Kuschak (eben so), Gürtel; Lal (eben so), Rubin (Spinell); Metsch (eben so), Schwert (Bratspieß);

ter genauer betrachtet und erläutert, beleuchtet eine tatarische Sitte, Gewohnheit oder Aberglauben; dasselbe gilt auch von

---

Nagaika, eine noghaische Peitsche; Naziranie (Nasaret), Inspection, und Naziratel (Nasir), der Aufseher; Nakra (Nakara), Trommel; Otschag (Odschak), Herd; Pai (eben so), Theil, Portion; Paki (Baki), von Neuem (übrigens); Polk (Buluk), Regiment; Pusch (ganz so), Pelzwerk (Bedeckung); Ründa (Rind), Pagen der alten Czaren (Trunkenbold); Saidak (Ssandük), Schachtel, Kiste; Sagla, Hütte der Bergbewohner des Kaukasus, von Ssaklamak (bergen, hüten); Santabetz (Sandal), kleines Schiff; Sandaliü (Ssandal), Sandale, die Fußbekleidung; Sandal (Ssandal), Sandelholz; Sochatüi (Ssolok), Elendthier; Safjan (Sachtian), Saffian; Sitetz (Tschit), Zitz; Sukno (Tschoka), Tuch; Sulema (Suleimani), sublimirter Merkur; Surmilo (Sürme), schwarze Farbe für die Augenbrauen; Surna (ganz so), ein Blasinstrument; Tamga (ganz so), Stämpel, Taxe; Tara (ganz so), die Tara der Waaren; Tarchan (ganz so), ein Privilegirter; Taliga (ganz so), ein Karren; Tensui (Tensu), Moschuspastille; Tormas (Turmas), Hemmkette, ohne welche der Schlitten oder das Rad (nicht steht); Ulus (ganz so), Nomadenlager, Hauptstamm; Feregi (Feradsche), Festkleid der russischen Bäuerinnen; Ferg (Fersin), die Dame im Schachbret); Fetfa (Fetwa), Entscheidung des Mufti; Fistakschi (Fistik), Pistazien; Fial (Piale), Schale; Fonar (Fener), Laterne; Chanscha, Bigott, vielleicht von den Frauen der Chaninnen, die es minder oder mehr waren; Chartsch (Chardsch), Lebensmittel, daher der Markteinkäufer im Türkischen noch heute Wekilichardsch; Chram (Harem), Tempel, Kirche, Heiligthum; Tschüngan (Tschinghane), Zigeuner; Tschadra (Tschadir), Weiberschleyer; Tschai (ganz so), Thee; Tschakan (Tschewgan), Czakan; Tschekmen, tatarischer Kapot (was übergeworfen wird); Tscherdak (Tschartak), der Boden eines Hauses unter dem Dache (das Belvedere auf dem Dache); Tscheta (Dschete), ein Paar; Tschik (Dschikdschik), Gezwitscher der jungen Vögel; Tschin, Ordnung, Gebrauch, Ceremoniel, Stufenordnung, Rang, was alles aus China (Tschin); Tschubuk (ganz so), Pfeife zum Rauchen; Schaman (ganz so), der Schamane; Tschater (Tschadir), Zelt; Schafran, Safran; Schelk (Silk), Seide (schon als Faden gewunden), Scherenga (Schetreng), Rang, Reihe, Glied (der Name des Schahspiels, von der viertheiligen indischen Heeresanordnung); Schert (Schart), Schwur der Moslimen oder Heiden (Bedingniß); Schestoper (Schesper), Morgenstern (die Waffe); Schirinka, viereckiges seidenes Tuch der Weiber der Kosaken am Ural, das Schirinische, wohl nicht von Schirin, dem persischen Ideale weiblicher Schönheit, sondern von dem Schirinbegen der Krim, welche selbst ihren Namen von Schirin, dem mongolischen Feldherrn, Eroberer der Krim, haben; Jurte (Jurd), Hort; Ordu, Horde; Juft (Keimucht), Juften oder richtiger Juchten; Jam (ganz so), Poststation.

den Sprichwörtern, deren mehrere rein türkisch, wie z. B. Beretz Deneschku na tschernui den, d. Silbergeld, aufbehalten für den schwarzen Tag, garder une poire pour la soif, ist ganz das Türkische. Bejas akdsche kara gün itschundür, d. i. weißes Geld ist für schwarzen Tag, oder Slawnü bubnü sa gorami, d. i. schön schallet die Trommel jenseits der Berge, a beau mentir qui vient de loin, ist ganz das türkische Tabl usakden güsel tschalar, d. i. die Trommel schallt schön von ferne. Um ein Beyspiel zu geben, wie jedes in der Note enthaltene Wort lehrreich für Sitten, Gebräuche und Aberglauben erläutert werden könnte, nehmen wir das Wort Boronetz (Alraune) in der folgenden Stelle Herbersteins:

»Wann man diesen Saamen inn die erden gesetzet, seye etwas hürfür kommen so einem schaaf geleich, vnnd fünff zwerch hand hoch gewesen. Dises werde in ihrer spraach Boranetz, das ist ein schäfflein geheißen; dann es habe ein haupt, augen, ohren vnnd alle andere glider wie ein schaaff so erst an die welt kommen, darzu ein gar subtil fäl, welches die leut im selbigen land gemeinlich brauchen die hüet mit zu füeteren. Es haben auch ihrer vyl bezeuget, daß sy die selbige fäl gesehen. Hiemit zeigt er mir an, daß dasselbig erdgewächß (wann man es erdgewächß nennen darf) auch blut habe, aber doch kein recht fleisch: dann anstatt daß fleisch hat es ein matery wie deß krebs fleisch. Sonst hat es nicht hürnene hüff wie die schaaff, sonder dise sind mitt haar bedecket, als wann es hürnen were. Die wurtzel und der stammen seye an dem nabel mitten in dem bauch; es lebe auch also lang, biß die kreiter darumb gar abkommen und die wurtzel auß mangel der narung erdorre. Dieses soll ein wunderbar süeß vnnd wohlgeschmackte Planta oder erdgewächß seyn, darumb jm auch die wölff vnd andere raubende thier ernstlicher zusetzen.«

Alles dieses erzählen die morgenländischen Naturgeschichten von der Mandragore Jebrudsch, woraus das russische Boronetz verstümmelt worden ist; zu solchen Parallelstellen gibt Herbersteins moskowitischer Historien wahrhaftige Beschreibung vielfältigen Stoff, so z. B. die Wörter, welche er am Schlusse des Abschnittes von den Tataren, als die Namen ihrer Aemter angibt.

»Chan [1]) heißet ein Künig als vorgemeldet, Soltan [2]) ist des künigs sun. Bü (Beg) [3]) heißt ein Fürst. Mursa [4]) (Mirsa) deß fürsten sun. Olboud (Alp) [5]) ist ein edler, oder ein rathsgenoß. Olboadulu (Alpoghli) [6])*) ist des edelmans sun. Seid [7]) ist der

1) خان 2) سلطان 3) بك 4) ميرزا 5) آلب 6) الب اوغلي

7) سيد

*) Die Alpen Osmans, des Gründers der Osmanen, Karualp, Torghudalp, Oighdualp. S. Gesch. des osman. Reichs, I. Bd. S. 55.

oberste priester: ein mensch der für sich selbs lebt ist Ksij (Kesi) [1], vnter den empteren ist Vlau (Kalgha) [2] die höchste würdigkeit nach dem Künig; dann es haben der Tartaren künig vier nammen, welcher rathschlegen sy sich fürnemlich in wichtigen sachen gebrauchen. Der erst vnder jnen heißet Schirni (Schirinbeg) [3]. Der ander Barni. Der dridt Gargni. Der vierdt Tzipzan.«

Von den drey letzten finden sich bey Peyssonel drey, worunter der Arquin und Barun. Die Tzipzen sind weder in Peyßonel noch in Siestrzencewicz zu finden, und selbst das Sebi es-sejar, d. i. die sieben Wandelsterne, die beste Geschichte der Chane der Krim, gibt hierüber keine Auskunft. »Also vil hab ich wollen von den Tartaren anzeigen. Jetz muß »ich auch etwas vonn dem land Littauw eröffnen,« sagt Herberstein zum Schlusse seines Abschnittes von den Tataren, und so gehen denn auch wir hier von den Mongolen zu den Mandschu über.

Wir haben uns so lange bey den Tataren von Kiptschak aufgehalten, weil die Geschichte ihrer Herrscher wirklich noch sehr im Dunkeln liegt, und selbst durch die Vergleichung der in den russischen Annalisten enthaltenen Nachrichten mit denen der morgenländischen Quellen und der Münzen kaum mit Gewißheit ausgemittelt werden dürfte; um so kürzer können wir uns über das schätzbare Werk Hrn. Plath's fassen, aus welchem schon andere Zeitschriften umständliche Auszüge gegeben. Der Verfasser gibt diese Geschichte der mandschurischen Herrschaft über China unter den drey Dynastien der Chitan oder Liao, der Jutschi und der Mandschu nur als Fragment eines größeren Werkes, nämlich einer Geschichte des ganzen östlichen Asiens; wir wünschen recht sehr, daß die gute Aufnahme des vorliegenden Theiles die baldige Erscheinung der übrigen verbürgen möge; denn wenn der Verfasser auch nicht aus neuen morgenländischen Quellen geschöpft, so hat er doch die vorhandenen europäischen, besonders die weniger bekannten russischen, auf das fleißigste benützt, und aus denselben sehr anziehende ethnographische und historische Gemälde mit geographischen und statistischen Notizen reich ausgestattet zu Tage gefördert. Der Mangel aller Abtheilungen bleibt trotz des Eingangs gegebenen Inhaltes doch immer sehr fühlbar, und es ist zu wünschen, daß der Verfasser demselben in den folgenden Bänden abhelfen möge. Nach dem geographischen und ethnographischen Ueberblicke der Mandschurey und ihrer Bewohner, zunächst der Tungusen, welche wohl mit

---

1) كسي 2) قلغه 3) شيرين بك

Recht von jeher für das unreinste Volk gehalten, da sie Hände und Gesicht mit Urin wuschen, und daher den Namen der Tungusen *) in dem Sinne, in welchem dieselben benachbarte Völker als einen türkischen auslegten, d. i. den der Schweinischen, wohl verdienen. Nach diesem Ueberblicke beginnt die Geschichte der Chitan in China, welches von jeher sich eines so kräftigen Organismus erfreute, daß es sich alle fremden Eroberer assimilirte, und fremde Tyranney in dem starken Magen seiner Kultur wie der Strauß das Eisen verdaute. »Eine eigenthümliche Entwicklung der Kultur läßt sich bey diesem und allen tatarischen »Reichen nicht erwarten; alles trägt chinesischen Zuschnitt und »Färbung, nur daß natürlich der Bär oft noch unter dem Schaf»felle hervorguckt. Die ganze Staatseinrichtung war die chine»sische« (I. S. 102). Deßhalb war ihre Religion die dreyfache China's, der altchinesische Cultus, die Lehre der Tao-sse und der Budhismus; der alte Cultus ist der Naturdienst des Himmels und der Erde, der Berge, Flüsse und Seen, der Ahnendienst der Vorfahren ohne Tempel und Priester, der Kaiser allein ist zugleich hoher Priester, er allein des Himmels Sohn Thian-tseu opfert dem Himmel und der Erde, den Hauptbergen und Hauptflüssen, während die untergeordneten Fürsten und Beamten jeder in seinem Kreise den Flüssen und Bergen seines Gebietes, der Einzelne nur seinen Ahnen opfert. Einer der Nachkommen Apaochi's, des Fürsten der Chitan, welchen die moslimischen Geschichtschreiber Nusitaischir, die Chinesen Ye-liu Ta-tche (in der Uebersetzung Hyakinth's Jelini-Daschi) nennen, zog gegen Westen, wo ihn Ilik Chan, der Fürst der Hoei-hou oder Hoei-ke, d. i. der moslimischen Uighuren, welche, mit den Kankli im Kriege um Hülfe anrief; der Chitane schlug den Sultan Sandschar, und ging über Derbend längs den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres nach Turkistan zurück, wo er zu Kaschghar als Herrscher der Karachitanen den Titel Gurgan annahm, denselben, welchen später der Chan der Keraiten zur Zeit Dschengischan's, dann Timur und mehrere seiner Nachfolger führten. Hr. P. schreibt denselben irrig Cour-khan (wie überhaupt seine Beybehaltung französischer Orthographie im Deutschen verwerflich), und leitet denselben irrig von Kur ab, wie das Land nördlich der Wüste Kobi heißen soll. Das Herrscherhaus von Karachitan waren also Tungusen, die Unterthanen aber Türken, und weder diese noch jene Hunnen oder Mongolen, als welche

*) Tongkus, heute Domus ausgesprochen, heißt auf Türkisch ein Schwein.

dieselben der H. H. H. aufführt. Die Tongusen kommen in der ältesten Zeit unter dem Namen der Ylíu, später unter dem der Ju-tchin, und hernach unter dem der Mu-ky vor. Ein Stamm der letzten herrschte wieder über China unter dem Namen der Ju-tchin. Ihr Fürst Aguthá ward i. J. 1115 der Gründer der goldenen Dynastie (Kin), weßhalb die Herrscher derselben von den persischen und türkischen Geschichtschreibern Altunchane, d. i. goldene Chane, genannt werden. Der Vernichtungskrieg Dschengischan's und seiner Nachfolger wider das goldene Reich wird nach Mailla, Gaubil und Vizdelou erzählt; die Dynastie endete unter dem neunten Herrscher, nachdem sie hundert zwanzig Jahre gewährt. Der Verfasser überblickt die äußeren und inneren Verhältnisse, die Verfassung und Regierung Chinas unter der Dynastie Jutschi. »Es würde »nicht schwer seyn,« sagt Hr. P., »die sämmtlichen chinesischen »Staatseinrichtungen schon bey den Kin nachzuweisen, falls die »Quellen vollständig zu Gebote ständen.« Das Tribunal der Prinzen, das der Opfer, sieben Grade von Mandarinen, ein Ministerium der Gebräuche, eine kaiserliche Akademie, ein kaiserliches Collegium u. s. w. sind lauter chinesische Einrichtungen, welchen augenscheinlich Dschengischan und seine Nachfolger die mongolischen Staatseinrichtungen nachgebildet haben. Die Religion der Kin war die ihrer Vorfahrer, der Chitan; der Kaiser opferte dem Himmel und der Erde und anderen Geistern; ihre Literatur bestand in Uebersetzungen chinesischer Werke, ihre Sprache zeigt, daß sie Stammverwandte der Mandschuren und Sprachgenossen der Tungusen, während es von den Chitan noch zweifelhaft, ob sie wirklich zu den Tungusen gehörten (S. 73 und 225). Hundert zwanzig Jahre hatte die Dynastie der Kin geherrscht, hundert zwanzig Jahre verflossen wieder unter der Herrschaft der mongolischen Dynastie Juan und unter der Dynastie Ming bis zum J. 1645, wo die Mandschuren China eroberten und die Dynastie Tsim begonnen. Das Reich der Ming wurde durch zwey Anführer von Rebellen herbeygeführt, deren einer, Tchsang-hien-tchsung, das gräßlichste Ungeheuer von Tyranney und Blutvergießung, dessen die Geschichte erwähnt, gegen welchen alle Pharaonen und Neronen, die berühmtesten Blutvergießer in der arabischen Geschichte, Hedschadsch, der blutige Statthalter der Beni Ommeije, und Seffah, der blutige Gründer des Hauses Abbas, ja die Massenmorde der Bevölkerungen ganzer Städte, wie sie von Dschengischan und Timur verübt wurden, als unbedeutend in den Schatten treten. Zwey und dreyßigtausend Gelehrte des Reichs, die er unter dem Vorwande von Prüfungen und Beförderungen versammelt hatte, ließ

er auf einmal niederhauen, damit er den Stamm der Wissenschaft mit Einem Hiebe ausrotte; weil ein Bonze von ihm unehrerbietig gesprochen, ließ er nicht nur alle Bonzen, sondern auch 25,000 andere Bewohner derselben Landschaft niedermetzeln. Von seinem hundert achtzigtausend Mann starken Heere waren 40,000 zum Feinde übergegangen, die anderen 40,000 ließ er erwürgen. Wir wollen zur Ehre der menschlichen Natur dieses um so weniger glauben, da zur Erwürgung eines Heeres von 40,000 Mann eines von wenigstens 200,000 nothwendig gewesen wäre. So wollen wir auch zur Ehre der historischen Kritik die folgenden Angaben bezweifeln. Sechsmal hunderttausend Einwohner der Hauptstadt der Landschaft Se-tschah sollen mit Ketten belastet auf einmal zum Tode geführt worden seyn; nicht einmal die Thiere wurden verschont, sondern Pferde, Ochsen und Schafe erwürgt, die Bäume mit Stumpf und Stiel zerstört, die Häuser und Mauern geschleift. Seine Soldaten mußten durch das Opfer ihrer Weiber, Beyschläferinnen den Beweis ablegen, daß sie durch keine andere Bande, als durch die militärischer Zucht gefesselt würden; zweyhundert vier und achtzig seiner Kebsweiber schickte er als Beyspiele des großen Mordes voran, in welchem viermal hunderttausend Weiber geopfert worden seyn sollen. Endlich machte ein Pfeil feindlichen Geschwaders seinen Unthaten ein Ende, welche alle Arme zum Widerstande gelähmt zu haben schienen. Lieber als auf solchem Scheusal weilt der Blick auf dem Kaiser Chang-hy, d. i. dauernder Friede, dieß war sein Regierungsname, welcher nebst dem Tempel- und Todtennamen außer den gewöhnlichen vier, jedem Chinesen gebührenden Namen nur dem Kaiser allein zukommen; diese vier gewöhnlichen Namen sind: 1) der Familienname (Sing), 2) der Eigenname (Ming), 3) der Vorname (Hao), 4) der Ehrenname (Piao-te); von diesen vier Namen wird der Ming erst nach abgelegtem Kindernamen (Siao-ming) angenommen; den Kindernamen des Kaisers auszusprechen ist unter Todesstrafe verboten, weil, wenn er ausgesprochen würde, die Majestät dadurch Gefahr liefe, kindisch zu erscheinen; diese Vorsicht geht so weit, daß selbst die Charaktere, welche den Kindernamen bezeichnen, während der Regierung des Kaisers in den Wörterbüchern nicht anders als verstümmelt erscheinen dürfen. Der Todten- und Tempelnamen sind der Ausspruch des Todtengerichts, welches durch die Beylegung derselben seine Regierung lobt oder schimpft; der Regierungsname, welchen er aber vermuthlich auch nicht selbst, sondern seiner Statt der Staatsrath wählt, ist gleichsam der Wahlspruch, welcher den Geist seiner Regierung bezeichnet. Die vier Regenten, welche unter der Obervormundschaft der Mutter die

Regierung statt des achtjährigen Chang-hy übernahmen, verbannten die Bonzen, verjagten fünftausend Eunuchen, und gaben das weise Gesetz, welches die Eunuchen unter der Herrschaft der Mandschu von Würden und Aemtern ausschließt. Chang-hy liebte die Astronomie, Geometrie und Musik; er bekriegte den mongolischen Stamm der Oelots oder Euluten, welche, weil sie den linken Flügel dieses stets zum Aufsitzen bereiten Reitervolks bildeten, Sungaren, d. i. die von der linken Hand, hießen. Der Häuptling (Taitschi) der Eleuten war der berühmte Kaldan, den Russen unter dem Namen Bochto Chan bekannt, welcher die Kalkasmongolen bekriegte, deren neun und vierzig Fahnen von ihm hart bedrängt, sich alle chinesischer Hoheit unterwarfen. Die Gränzstreitigkeit mit Rußland wurde durch einen Vertrag beygelegt; die Missionäre Chang-hy's waren Drechsler, Uhrmacher, Stückgießer, Instrumentenmacher, Kalendermacher, Maler, Unterhändler, Spediteure u. s. w.; aber die Verbreitung des Christenthums ward dennoch durch das Edict vom 20. März 1692 verboten, während sich die Dominikaner und Jesuiten in Europa über die zweckmäßigste Methode des Unterrichts stritten. Chang-hy war Meister im Schönschreiben, welche die vorzüglichste der sechs Künste, in denen die Bildung des chinesischen Jünglings besteht; die anderen fünf sind das Bogenschießen, das Wagenlenken, das Rechnen, die Musik, die Ceremonien. Chang-hy hatte die neun klassischen Schriften der Chinesen, nämlich die fünf King und die vier Sse-schu aus dem Grunde studiert; außerdem noch Geschichte, Arzneykunde und Musik; er bevorwortete selbst die hundert Bände über Pietät, deren Herausgabe schon sein Vater begann, veranstaltete unter dem Namen des Quellenspiegels Eklogen alter Literatur, trug dreyßig Gelehrten die Verfassung des großen Wörterbuchs Tseu-thian auf, wozu er selbst die Vorrede schrieb, und begann das Riesenwerk der Auszüge aus alten und neuen Büchern (Ku-kin-tu-schu) in sechstausend Bänden, ließ die vorzüglichsten chinesischen Werke ins Mandschurische übersetzen, und veranstaltete die Herausgabe des mandschurisch-chinesischen Wörterbuches nach Ordnung der Materien. In seinen Denkwürdigkeiten, die er selbst schrieb, gibt er die umständlichsten Nachrichten über seine Diätetik, Tagesordnung, Pietät, von seinen Jagden und Thaten seiner Regierung. Er starb nach funfzig Jahren derselben, einer der weisesten Herrscher China's.

Je mehr die Geschichte neuerer Zeit naht, desto mehr gewinnt sie durch Reichhaltigkeit der ihr zuströmenden Quellen an Interesse, so die der Regierung Jung-tsching's, welcher vom J. 1723—1735

regierte, welcher, wiewohl kein eigentlicher Literator, wie Chang-hy, mehrere sogenannter kaiserlicher Werke zu Tage förderte; er commentirte die sechzehn Maximen Chang-hy's, und gab die zehen Vorschriften für die Kriegsleute heraus; hiebey ist jedoch zu bemerken, daß die chinesischen Kaiser in literarischen Werken eben so wenig, als in anderen öffentlichen das, was sie selbst machen, von dem, was sie durch andere machen lassen, unterscheiden. Deßgleichen haben wir noch jüngst von dem Wörterbuche des indischen Sultans von Aud gesehen, welcher das von mehreren Gelehrten seines Hofes zusammengetragene Werk als das seinige herausgegeben, und an die Bibliotheken Europas als Geschenk versendet hat. So tragen denn die obigen Werke eben so den Namen Jung-tschhing, wie der größte der chinesischen und aller übrigen Gärten; er heißt der Garten der vollendeten Klarheit, und umfaßt Berge, Thäler, Flüsse und Seen mit den mannigfaltigsten Pflanzungen und Nachahmungen der Natur, eine Unzahl marmorner Lusthäuser, und sogar eine kleine Stadt. Hier müssen dem Kaiser seine Eunuchen ein Paarmal des Jahres das wirkliche Leben als Schauspiel aufführen; Märkte werden gehalten, Handwerke betrieben, Felder bestellt, Lager geschlagen, Gerichte abgehalten, und der Sohn des Himmels mengt sich hier wie ein anderer Mensch in das Gewühl der Menschen, deren Treiben und Wirken ihm außer den Gränzen seines Hofstaates selbst zu sehen und zu beobachten durch die Gesetze des Reichs verwehrt ist. Benedict XIII., welcher auf chinesisch als Papst Kiao-hoa-oang, d. i. das Haupt der blühenden Religion, hieß, schickte Gesandte an ihn. Im J. 1725 wurde in einem an der Gränze gehaltenen Congresse der Vertrag mit Rußland erneuert; die Gränze gegen die Mandschurey blieb die alte, die gegen die Mongoley wurde erweitert, und den Russen eine Kirche mit vier Priestern und sechs jungen Leuten zu Peking zu unterhalten erlaubt, eine Mission, deren Früchte in der neuesten Zeit die Reisebeschreibung Timkowsky's und die Werke Hyakinth's. Nach dem Tode Jung-tschhing's bestieg den Thron Chian-lung, dessen funfzigjährige Regierung der längsten und glücklichsten eine, deren sich China rühmen kann, und welche den größten Theil des zweyten Bandes des vorliegenden Werkes füllt. Die merkwürdigsten Begebenheiten der Regierung Chian-lungs sind die Vernichtung der Macht der Eleuten i. J. 1757, die Ausdehnung der chinesischen Herrschaft gegen Westen, die Unterwerfung Tibet's, welche umständlich erzählt wird. Er vernichtete die Sungaren, ihre Steppen wurden von Kirgisenhorden eingenommen, nur die Turbeten (Derbeten), die treu geblieben waren, bestanden

noch weiter und bestehen noch; die kleine Bucharey ward der chinesischen Herrschaft unterworfen. Statistisch interessant ist der von Tschao-hoei am 13. September 1759 über diese Eroberung erstattete Bericht.

»Er spricht: von der Beamtung unter den Muhamedanern, dem Hakim und dem Hichehan, seinem Gehülfen; dem Hatse oder Kriminalrichter; dem Marab, der über die Gefälle; dem Nekeb über die Gewerke; dem Patachab über die Polizey; dem Motachep, Vorstand der Schüler und Religion; dem Moutoukoli, über den Handel; dem Touknae, über die Posten, und unter ihm dem Chehoun, dem Poutchiker über die Accise; dem Kerentcharab über die Zölle; dem Arabab oder Dorfzöllner; dem Pakmaitar oder Feldwächter; endlich dem Minbek, Befehlshaber über Tausend.«

Es ist sehr zu beklagen, daß alle diese Namen, so wie andere in diesem Werke, schon von dem ersten Berichterstatter gräulich verstümmelt worden sind, und daß Hr. P. aus Mangel der Kenntniß orientalischer Sprachen nicht im Stande, dieselben in ihrer ursprünglichen Form herzustellen. Außer dem ersten und letzten, dem Hakim und Mingbeg, sind alle übrigen fast bis ins Unkenntliche verstümmelt; so ist der Hichehan der Kiaja[1]), der Hatse der Kadi[2]); der Marab vermuthlich der Mirab[3]), welcher aber über keine andere Gefälle als die des Wassers gesetzt ist; der Nekeb (Nakib)[4]) lebt im osmanischen Reiche als Nakibol Eschraf, d. i. der Vorsteher der Emire, fort; der Motachep soll Mohtesib[5]) heißen, d. i. der Polizeyvogt; Moutoukoli (Motewwekil)[6]) u. s. w. »Nachdem ich die West»gränze meines Reiches beruhigt hatte,« sagt Chian-lung, »ließ »ich die Ländereyen meiner Domainen am Ily anbauen, min»derte die Tribute der Muhammedaner, ordnete an, daß die »Khosaken und Burutten die äußere Gränze meines Reiches von »dieser Seite bilden, und nach Art der fremden Horden regiert »werden sollten. Die Völker von Antchiyen (Andedschan) und »Badakchan (Bedachschan) ließ ich da noch ferner wohnen, »frey und ohne Tributzahlung.« Im Nordwesten Chinas wohnen die Kirgis-Kaisaken, welche der Verfasser Kirgis-Khosaken schreibt, und dadurch die Kaisaken[7]) mit den Kosaken[8]), so wie auch die kleine Horde mit der mittleren (Orta) vermengt. Südwestlich von den Kaisaken der Rechten oder der großen Horde wohnen die Burutten (Buräten?),

---

1) كتخدا 2) قاضي 3) ميراب 4) نقيب 5) محتسب 6) متوكل
7) قيساق 8) قزاق

auch schwarze Bergkirgisen genannt; auf diese folgt das Chanat von Chokend, dessen Gesandte noch unlängst in der osmanischen Staatszeitung figurirten; südlicher Bolor, dessen Gesandte Säbel und Justeine (Jaspis) als Tribut bringen; noch südlicher Bedachschan, dessen Sultan ebenfalls Gesandte mit Degenklingen und Streitaxen nach Peking sendet.

Ausführlich wird die Geschichte der Einwanderung der Torgoten nach China i. J. 1771 erzählt, eine Begebenheit der Wanderung der Juden aus Aegypten vergleichbar. Der mongolische Stamm der Eleuten oder Oeloten theilte sich in vier Zweige der Sungaren, Choschoten, Derbeten und Torgoten; von den letzten befanden sich Schaaren in den Heeren Timur's, aus denen sie in Kleinasien zurückblieben, wo sie sich in der nach ihnen genannten Landschaft Torghud Ili niederließen, und wo deren die osmanische Geschichte mehr als einmal erwähnt. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist von der Verbindung zwischen Ajuka, dem Chane der Eleuten und der Pforte in den osmanischen Reichshistoriographen mehr als einmal die Rede. Zehn Jahre vor dieser großen Wanderung bestieg Ubascha, der Urenkel Ajuka's, den Herrscherstuhl über die Torgoten, die hunderttausend Hütten stark, eine grasreiche Steppe viermalhunderttausend Quadratmeilen vom Jaik bis zum Don, zwischen dem Terek und der Samarra einnahmen; sie bezahlten zwar keine Abgaben, mußten aber den russischen Heeren im Kriege selbst bis nach Deutschland folgen; Ubascha war noch besonders darüber unzufrieden, daß Rußland die Sarga, d. i. den Fürstenrath, durch Saisane, die jeder Stammfürst selbst ernennen konnte, vermehrte, dadurch seine Macht minderte, und die Saisane der Regierung in Petersburg unterwarf. Die Seele der Unzufriedenen waren Scheibek Dorschi, ein Enkel Donduk Ombo's, des ebenfalls aus der osmanischen und russischen Geschichte bekannten vorletzten Chans, und Losang Dschaltgan, ein ehrgeiziger Priester; groß war das Elend des Zugs durch die Verfolgung der Kosaken; am Jaik soll Ubascha 70,000 Hütten gezählt haben. Chianlung verewigte die Begebenheit der Einwanderung der Torgoten in China durch ein Denkmal am Ily mit mandschurischer, mongolischer, chinesischer und tübetischer Inschrift. Tübet ist keine chinesischen Gesetzen gänzlich unterworfene Provinz, sondern lebt nach den seinigen, nur unter Chinas Einfluß und Schutz. Der theokratische Fürst Tübets, der Dalai Lama und der nächste nach ihm, der Bandjün Lama, erhalten erst durch des Kaisers Patent ihre Bestätigung. Wechselweise schicken die beyden Lama am Geburtstage des Kaisers wie der Chutuktu (der lamaische Oberpriester in

der Mongoley) Geschenke von Bildern, heiligen Schriften mit goldenen Buchstaben, silbernen Obelisken, fünffärbigem Papier mit Prognostiken u. s. w. nach China. Im J. 1779, als der Dalai Lama unmündig, und der Tischu Lama oder Bogdo Bandjün die Vormundschaft führte, ließ Chianlung diesen zu sich kommen, und diese Reise des Tischu Lama zu Chianlung nach Peking wird mit der nur um drey Jahre späteren Pius VII. zu Joseph II. nach Wien in Parallele gestellt. Tübet wurde vom Fürsten Nipal's (des Reiches, welches sich mit einem schmalen Streife im Süden von Tübet hinzieht) mit Krieg überzogen, welcher durch die Dazwischenkunft des chinesischen Heeres glücklich beendigt ward. Minder glücklich war Chianlung in den Kriegen mit Mian (Ava) und Tung-king. Diese Feldzüge werden nach Symes und Bissachere, und dann nach den Berichten der Missionäre die inneren Vernichtungskriege gegen die Miao-tseu (i. J. 1775) und in Kan-su gegen die Mohammedaner (i. J. 1784) erzählt. Das Signal der Beendigung des Krieges wider die Miao-tseu war die Ankunft der großen rothen Fahne zu Peking, die Gefangenen wurden hingerichtet, die siegreichen Feldherren wurden mit den größten Auszeichnungen belohnt; der Oberfeldherr erhielt die Pfauenfedern mit zwey Augen, den Rubinknopf und den Grafentitel, welcher aber im Chinesischen etwas länger als das deutsche Graf: Tschengmeu jing jung kung, lautet; es wurde ihm der gelbe Gurt und der Mantel mit vier goldgestickten Drachen, welcher nur das Attribut der kaiserlichen Prinzen, zu tragen erlaubt.

»Die anderen Oberoffiziere wurden,« sagt der Verfasser, »zu Marquis, Grafen, Baronen, nach unserer Art zu reden, mit Forterbung des Titels auf den ältesten Sohn erhoben. — Vom siegreichen Feldherrn und seinen Offizieren begleitet, begab sich der Kaiser zunächst als guter Sohn zum Gemache »des langen Lebens und Glückes« (dieser Benennung des chinesischen Harems scheint die des Osmanischen Pforte der Glückseligkeit nachgeahmt zu seyn), und brachte der Kaiserin Mutter seinen Glückwunsch und Dank dar. Zu ihren acht Titeln, jeder aus zwey chinesischen Charakteren, die eine besondere Eigenschaft bezeichneten, bestehend, fügte er noch einen: Ning-yu, bey, und alle wurden dann auf eine Goldplatte gegraben, vom Kaiser mit allem Pompe seiner Würde in ihr Gemach getragen. Besondere Mandarinen wurden beauftragt, den schützenden Geistern der fünf Berge (Yo) und der Ufer der vier Meere, seine Dankopfer zu bringen, während andere zu gleichem Zwecke in den Ty-ouang-miao sich begeben mußten, den Manen der früheren Kaiser seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Alle Mandarinen wurden um einen Grad erhöht, degradirte wieder eingesetzt, Verbannte begnadigt, die Soldaten, Lehrer und Schüler der acht Banner erhielten einen Monatsold, Brücken und Straßen wurden auf des Kaisers Unkosten hergestellt; den sechs und zwanzig gefallenen Oberoffizieren wurde ein Tempel mit der Inschrift: Trost der Treue, errichtet, wo ihre Namen auf

26 Tafeln, jede von drey Fuß Höhe, eingegraben, und diese auf einen Altar gestellt wurden.«

Die Mohammedaner nennt der Verfasser, nach Amiot, Hoei-tseu, ihre Secten unterschieden sie durch die Benennung von Rothmützen, Weißmützen und Kopfumwickelte; die Weißmützen waren die Orthodoxen, augenscheinlich die Sunni, im Gegensatze der Rothmützen, d. i. der Schii, welche von den Türken durch ein Paar Jahrhunderte nicht anders als Rothköpfe (Kisilbasch) genannt wurden. Zehntausend ruhestörende Familien von Orthodoxen waren aus Kansu vertrieben worden, was Anlaß großen Aufruhrs. Die ganze mohammedanische Bevölkerung wurde vernichtet. Akui, der Feldherr, Vernichter der Miao-tseu und Hoei-tseu, mußte i. J. 1780 auch den Fluß Hoang-ko, dessen Ueberschwemmungen das Reich verwüsteten, durch einen Kanal bekämpfen: »Gleichzeitig als Euer »Majestät Kiang-nae betraten, traten die Gewässer dort ein, »Euer Majestät ihre Huldigungen darzubringen,« berichtet Akui an den Kaiser, als der Kanal vollendet war. Wie der Hoang-ko die nördlichen Provinzen, hatte der Kiang-nae die südlichen verwüstet; die Insel Formosa wurde von den Wogen des Aufruhrs des Oceans verheert. Drey und fünf Jahre später wurden acht Provinzen mit Hungersnoth geschlagen. Die Mandarinen, die Gelehrten, die angesehenen und bemittelten Bürger, traten in Hülfsvereine zusammen, um Reis und Getreide anzuschaffen, aber die von den Hong-Kaufleuten in Kanton angetragene Beysteuer wurde hart zurückgewiesen, wie es scheint aus Stolz, weil das Reich der Mitte fremder Hülfe nicht bedarf. Der statistische Ueberblick von Chinas Bewohnerzahl, Finanzen, Militärmacht, Civiletat unter der Regierung Chian-lungs füllt zehn Blätter mit Zahlen. An der Spitze der Geschäfte stehen die sechs Ministerien der Anstellungen, der Finanzen, der Gebräuche, des Krieges, der Gerechtigkeit und der öffentlichen Arbeiten, welchen ein Dutzend von Collegien untergeordnet sind, als: das der auswärtigen Angelegenheiten, die Bittschriften des Criminalgerichts, der öffentlichen Opfer, der öffentlichen Feste, des Hofceremoniels, der Astronomie, der Medicin, des Zeugwesens, des Fuhrwesens, der Krone u. s. w. Wesentliche Theile der chinesischen Staatsverwaltung sind noch das Tribunal der Censoren, welches über die gesammte Verwaltung, selbst über den Kaiser, eine Art von Kontrolle führt; das Tribunal der Inspectoren, von welchen jedem der sechs Ministerien ein Mitglied beysitzt, um die Beschlüsse desselben, ob sie im Einklange mit den Reichsgesetzen, zu überwachen; also eine Censur und Kontrolle der Regierung in weit höherem Sinne, als unsere

Censurbehörden oder Rechnungscontrollen; dann das Collegium der Han-lin, eine Art von Akademie der Wissenschaften, aber angesehener und einflußreicher, indem die Prinzenerzieher, die Reichshistoriographen daraus genommen, und die Mitglieder vielfach zu Verwaltungsstellen berufen werden; endlich die kaiserliche Universität (Kue-tseu-kiae) als Bildungsanstalt für die höchsten Aemter. Da in China nur die höchste Geistesbildung den Anspruch auf die höchsten Aemter gibt, und die ersten Gelehrten auch zu den ersten Würden des Staates gelangen, so verdienen Regierungen, welche Gelehrte und Literatoren sorgfältig von Staatsämtern hintanhalten, nicht den Beynamen chinesischer.

»Auf literärische Bildung und Studium der klassischen Bücher ist in China die ganze Staatsverwaltung gegründet, und sie bildet die Stufen zu den höchsten Aemtern und Ehren. Jeder Baccalaureus des zweyten Grades hat Anspruch auf Anstellung. — Ein chinesischer Doctor nimmt eo ipso eine hohe Stelle im Staatsrathe ein, und die Minister selber sind Meister der großen Lehre, Hio-ße und Ta-hio-ße! Was sagen wir dazu, daß selbst der Kaiser gewissermaßen als Großmeister der Literatur über die King und Sse-tschu examinirt!«

Das kaiserliche Examen wird nach Amiot beschrieben, so auch die Ceremonie des Pflügens im Frühlingsanfange, wo nach dem Kaiser die Prinzen und die Großen, die Minister und Präsidenten der Tribunale das Feld ackern. Als hoher Priester seines Volkes führt der Kaiser noch die Feste des Natur- und Ahnendienstes, der Sommer- und Wintersonnenwende selbst an, und er fleht bey Sonnenfinsternissen, welche nach chinesischem Volksaberglauben höchst unglücklicher Vorbedeutung sind, um die Versöhnung des Himmels. Nebst dem chinesischen Naturdienste des Himmels und der Ahnen hat bey den Mandschuren der Dienst Fo's oder Buddha's Eingang gefunden.

»Der Chinese hat keine besonderen Priester; wie bey den Römern opfert der Hausvater, der Beamte, der Kaiser selbst. Die Mandschuren aber haben für mehrere Ceremonien, wie die Buddhisten, eigene Priester, mit einem indischen Worte Samanen (Schamanen) genannt.«

Allzu große Andacht chinesischer Frauen für einen lebendigen Fo veranlaßte eine kaiserliche Verordnung, wodurch den Frauen der Mandschuren untersagt ward, unter welchem Vorwande es sey, einen Miao (buddhistischen Tempel) zu betreten. Bey dem Gräberbesuche der Ahnen sollten sie vor Sonnenaufgang die Stadt verlassen, und ihre männlichen Verwandten auf die Vollziehung dieses Befehles wachen. In keinem Lande der Welt ist der Volksunterricht so verbreitet als in China; fast jeder Chinese kann lesen und schreiben; Maglhaens zählte in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts 90,000 Baccalaureen und uber 100,000

Licentiaten; in der Hauptstadt strömten jährlich 6 bis 7000 Licentiaten zusammen, um zu den dreyhundert fünf und sechzig Doctorgraden, die jährlich vertheilt wurden, zu promoviren; i. J. 1767 wurden nach Amiot 24,701 Baccalaurien promovirt. Bey dieser Ueberzahl von Gelehrten in Verhältniß der Aemter wies ein kaiserliches Edict diejenigen, welche keine Aemter erhalten hätten, an, Schulen zu eröffnen, Handel zu treiben oder das Feld zu bauen.

Chian-lung's Regierung war allerdings der längsten, glänzendsten und glücklichsten eine, welche China gehabt, und die Rechenschaft, welche er in seinen Denkwürdigkeiten von der Gewissenhaftigkeit ablegt, womit er die Regierungsgeschäfte versah, ist ein wahrer Fürstenspiegel; doch ist auch diese Regierung nicht von Beyspielen gesetzmäßiger Tyranney frey. Der Verfasser eines Buches, welcher sich hatte beygehen lassen, der Dynastie des Kaisers nur die Dauer von achthundert Jahren, und ihm nur sieben und funfzig Lebensjahre zu prophezeyen, und welcher sich erfrechte, den Kaiser und dessen Ahnen mit ihren kleinen Kindernamen zu nennen, wurde verurtheilt, in tausend Stücke zerhauen zu werden. Ein Gelehrter, welcher sich unterstanden, von dem Wörterbuche Chang-hy's einen Auszug zu machen, demselben zu widersprechen, und in der Vorrede die kleinen Namen des Confucius und des Kaisers zu gebrauchen, wurde wegen dieses Respectmangels, »welcher die Richter zittern machte,« verurtheilt, in Stücken gehauen, seine Güter sollen confiscirt, seine Verwandten über sechzehn Jahre hingerichtet, die unter sechzehn Jahren verbannt oder als Sclaven abgegeben werden. Der Kaiser milderte das Urtheil dahin, daß der Schuldige bloß enthauptet, die Hinrichtung der Söhne auf den Herbst aufgespart werden sollte. Als Beschützer und Freund der Literatur hat sich Chian-lung einen bleibenden Ruhm erworben, wäre es auch nur durch die größte aller Compilationen, welcher er den Titel: Sammlung aller Bücher der vier Magazine, gab, und die 168,000 Bände enthalten sollte, wovon 3460 Werke in 75,854 Heften wirklich erschienen sind.

»Ueber zweytausend Schreiber waren bey dem Werke beschäftigt. Sie waren auf zehn Jahre engagirt worden; zwey und sechzig von ihnen wurden wegen ihrer Talente vor Ablauf der Zeit in verschiedenen Tribunälen angestellt, und sieben und sechzig hatten die Han-lie in ihre Dienste genommen; 1584 erhielten wegen ihres Fleißes Geldbelohnungen; 760 hatten sich weiter nicht ausgezeichnet, und von 225 wußte man nicht, was daraus geworden war. Man rechnete, daß die Fleißigsten wohl im Ganzen jeder zwey, die nach ihnen anderthalb Millionen Charaktere geschrieben haben mochten, ein alter Tchhouan-Charakter galt dabey für zehn, ein Ly-tseu Charakter für fünf, jede Platte mit Figuren

für tausend Charaktere. Das ganze Werk schlug man — den Auszug wohl mit eingerechnet — zu 3,753,803,400 Charakteren an.«

Er beförderte die Sammlung alter und neuer chinesischer Denkmäler in mehr als hundert Bänden, veranstaltete die Herausgabe eines Ehrentempels chinesischer Tapferkeit und Diensttreue, d. i. eines Werkes, welches die rühmlichen Thaten der Offiziere und Gemeinen in den unter seiner Regierung geführten Kriegen erzählt, und stiftete ein Denkmal seiner Regentenweisheit durch die Herausgabe des Hoei-tien, einer Sammlung aller Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten der Tai-tsching. Die Geschichte der Ming, welche in 332 Büchern erschien, macht den Schluß der großen Geschichte China's, welche die zwey und zwanzig Geschichtschreiber heißt. Eine Commission unter der Aufsicht eines Prinzen vom Geblüte gab die große Reichsgeographie in hundert acht Bänden heraus, und erst jüngst (1818) ward die aus den Zeiten der Ming angefangene Beschreibung der einzelnen Provinzen in zweyhundert sechzig Bänden vollendet. Das größte Verdienst um solche Beförderung der Wissenschaften hatte, nächst dem gelehrten Kaiser, sein gelehrter Minister Juming-tschung, welchen Chian-lung aber auch auf alle mögliche Art auszeichnete. Wiewohl kein Soldat, wurde er durch die Pfauenfeder mit zwey Augen und durch den gelben Kriegsrock, den noch kein Chinese getragen, geehrt; er durfte (die höchste Gunst in China) die abgetragenen Hüte und Röcke des Kaisers an Ceremonientagen tragen, und an den vier großen Gallatagen des Jahres erhielt er überflüssige Eßwaaren und andere Sachen, die der Kaiser seinen Ministern zu senden pflegt. An seinem sechzigsten Geburtstage schickte ihm der Kaiser ein eigenhändig geschriebenes Patent; der alte Minister erbat sich dafür die allerhöchste Gnade, daß wenn der Kaiser, wie er sich vorgenommen, im zwey und achtzigsten Jahre der Regierung entsagt haben würde, ihm noch als Sekretär zu dienen, und wenn er auch nur als Ameise behandelt werden sollte. Für solche Treue sandte ihm aber auch der Kaiser sogar das drachengestickte Leichentuch. Nach seinem Tode wurde er ins chinesische Pantheon aufgestellt, und des Kaisers achter Sohn führte den Leichenzug an. Chian-lung war selbst Geschichtschreiber und Dichter; am berühmtesten ist seine Geschichte der Ming und sein von Amiot übersetztes Lobgedicht auf seine Residenz Mukden, das in zwey und dreyßig Ausgaben erschien; die besten Bücher der Mandschuren ließ er ins Chinesische übersetzen, und den mandschurischen Sprachspiegel neu bearbeiten. Der Verfasser erzählt hierauf die von Chian-lung veranlaßten astronomischen, geographischen und künstlerischen Arbeiten der Missionäre aus ihren Be-

richten, und gibt die Beschreibung seines inneren Lebens und seiner Frauengemächer aus seinen eigenen Werken. An seinem fünf und siebzigsten Geburtstage, welcher der funfzigste seiner Regierung, gab er allen Greisen des Reiches ein herrliches Fest. Im J. 1795 feyerte er den sechzigsten Jahrestag seiner Regierung, und eben wurden die Bereitungen zur Feyer seines neunzigsten Geburtstages gemacht, als er am 7. Februar 1799, neun und achtzig Jahre alt, starb. Die Trauer für ihn beschränkte er selbst auf 27 Tage; sein Testament, welches einen Ueberblick seiner ganzen Wirksamkeit gibt, hat Staunton bekannt gemacht. Die weiteren Beyträge zur Geschichte der Mandschuren in China seit Chian-lungs Tode sind nur sparsame Beyträge, aus englischen Zeitungen gesammelt; befriedigender ist der Schlußabschnitt des Werkes über die Sprache, Schrift und Literatur der Mandschu, welcher im Dreyscheine mit den zwey das Werk eröffnenden Abschnitten, dem ethnographischen und geographischen, als philologischer das Reinmandschurische des ganzen Werkes umfaßt, während die dazwischen liegende Geschichte der Dynastien Chitan oder Leao, der Kin oder Ju-tschi und der Mandschu eigentlich nur chinesische Geschichte ist. So fällt auch die Geschichte der Dynastie Ju-an, d. i. der Mongolen in China, nicht sowohl in der mongolischen, als in der chinesischen Geschichte Gebiet. Jos. v. Hammer.

Art. II. *Monumens inédits d'Antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine*, recueillis et publiés par M. *Raoul-Rochette*, Conservateur du cabinet des Médailles et Antiques, Professeur d'Archéologie, Membre de l'Institut de France etc. etc. Première Partie. Cycle Héroïque. Paris. Imprimé par autorisation du Roi, du 11 Décembre 1827, à l'Imprimerie Royale. MDCCCXXXIII. Vorrede: VIII S. Dritte Abtheilung: *Odysséide*. Text: 430 S. Großfolio, mit Kupfer-, Steindrucktafeln und Vignetten.

(Schluß.)

§. 8. Pag. 300 sqq. Die tragischen Schilderungen von dem Schicksale des Priamus und seiner Familie, des Blutbades nach Eroberung der Stadt, womit so viele Tragödien sich beschäftigt, und die der große Polygnotos gemalt hatte, kommen auf dem berühmten Gefäße Vivenzio in einem antiken Bilde vor, das aus dem Portefeuille jenes griechischen Malers genommen zu seyn scheint, ingleichen in einem Gemälde auf einem großgriechischen Gefäß in der Sammlung Blacas, wenn gleich nicht so meisterhaft, doch so vor, daß man

die großen Conceptionen darin durchschimmern sieht. Der Verf. theilt von letzteren hier (pl. LXVI) zum ersten Male eine Abbildung mit, und erläutert sie. Hiebey bemerkt Hr. R.-R. vorerst die kunstreiche Anordnung der Personen auf zwey Planen, vergleicht die Scene besonders mit der Beschreibung Virgils (Aeneid. II. 512 sqq.), nimmt als Local der Handlung den Tempel des Jupiter Herceus (Ζεὺς ἑρκεῖος) an, und verbreitet sich sowohl über die Bauart des Altars und seine Verzierungen, als auch, aus Anlaß zweyer über der Scene abgebildeter Halbzirkel, über die Oertlichkeit und Einrichtung des inneren Hofes oder des Impluvium der altgriechischen Wohnungen. — Wenn Hr. R.-R., dessen Erörterung dieser Gegenstände wir gerne in ihrem Werthe anerkennen, hiebey jedoch (p. 302, not. 3) mit der Behauptung auftritt, als seyen diese Dinge noch von niemand erläutert worden, so irrt er sehr. Schon Voß hatte diesen Gegenstand bey der Untersuchung über das homerische Haus zur Sprache gebracht; nach ihm hatte der ältere Schneider in einem eigenen Excurs zu Xenophon Memorr. Socrat. III. 8. 9 die Sache genauer behandelt; ferner habe ich selbst diese Fragen erörtert in den Commentationes Herodoteae p. 233 — 238. Endlich hätte auch Stuart nicht vergessen werden sollen. Man s. Stuart's und Revett's Alterthümer von Athen, Darmstadt 1829, I. p. 499 ff., mit den Anmerkungen der Herausgeber und meinen Nachtrag dazu p. 533 f. — Die auf jenen Hausaltar geflüchtete und großen Schrecken verrathende weibliche Person erklärt der Verf. für die Kassandra, und handelt gelehrt von der Gestaltung und Bekleidung des Minervenbildes in ihren Händen. Es werden sodann die übrigen Personen angedeutet, als Polyxena, Neoptolem, Ajax der Lokrier, im Begriffe, die Gewaltthat zu beginnen; ein alter Pädagog, der den jungen Polydoros diesen Gräueln zu entreißen sucht, eine alte Amme, endlich die Göttin Pallas selbst, die das Palladium als ihr eigenes Bild vertheidigen zu wollen scheint, wobey eine Erklärung Passeri's von einer ähnlichen Person in einem andern Vasenbilde (Picturae in vasculis, Tom. III, tab. 295) vertheidigt wird. In diesem Artikel sind wieder mehrere gelehrte Ausführungen aus den Noten auszuzeichnen. Ich muß mich beschränken, einige namhaft zu machen: Ueber die alte funeräre (d. h. auf Grab und Tod bezügliche) Bedeutung der jonischen Säule, wozu der Verf. anjetzt noch schätzbare Nachträge gibt; über die Darstellungen des Lokrischen Ajax; über das Vorkommen der Pädagogen und Ammen in alten Denkmalen; über die doppelte Darstellung einer und derselben Gottheit in Einer Handlung; über das Costume des Minervenhauptes mit Erwähnung der neuen französischen Kunsterwerbungen aus Olympia,

worunter auch ein Minervenbild, und mit Anführung einer Münze, die p. 337 in Abbildung mitgetheilt wird; über den Steigring oder den zum Aufsteigen aufs Pferd dienlichen und an den griechischen Lanzen angebrachten Zapfen; endlich über die Bedeutung einiger anderer, neulich bekannt gemachter und verschieden erklärter Vasengemälde.

§. 9. Hecuba, fährt unser Verf. fort (p. 309 sqq.), scheint der Gegenstand des allgemeinen Nationalhasses der Griechen gewesen zu seyn. Daher die Erzählungen von ihrem heftigen Charakter, von ihrem Fluchen über die Götter, bis sie in eine Hündin verwandelt, mit Steinen getödtet, dem Hundsmahl (*Κυνὸς σῆμα*) am thracischen Chersonnes den Namen gegeben (wobey der Verfasser eine, von Herrn Mionnet neulich herausgegebene Münze der Stadt Madytos, auf welcher ein Hund abgebildet ist, auf jene Sage bezieht). — Es sey zu vermuthen, daß die nachahmende Kunst, im Einklange mit jenem Nationalhasse, mit der Mäßigung, die der Schönheitssinn der Griechen forderte, diese unglückliche Königin mit allen Spuren des entstellenden Alters dargestellt habe, um in dieser Personalität das Moralisch-Häßliche des Charakters durch das Unschöne des Aeußeren dem Auge der Griechen sichtbar zu machen. Da über diesen letzteren Punct unter den neueren Archäologen eine Verschiedenheit des Urtheils sich kund gegeben habe, welches für die Gesetze der antiken schönen Kunst von allgemeiner Bedeutung sey, so müsse man um so mehr bedauern, daß Pausanias, von dem wir wissen (X. 25. 4), daß Polygnotos die gefangenen Trojanerinnen im Jammer der Knechtschaft dargestellt hatte, uns über die Art nichts Näheres berichtet, wie dieser Maler in seinem Bilde die Königin Hecuba vorgestellt hatte. Jedoch da Pausanias (X. 26. 3) bemerke, Aethra sey im Gemälde des Polygnot zum Zeichen der Trauer mit geschornem Haupte dargestellt worden, und da ein so denkender Künstler gewiß kein Mittel vernachläßigt haben werde, um die verschiedenen Lebensalter in beyden Geschlechtern gehörig abzustufen, so könne man um so mehr auch in diesem Stücke die Vasenbilder als getreue Nachahmungen der größeren Gemälde betrachten. — Hiebey erinnere ich an einen andern denkenden Künstler der nachfolgenden Periode: der griechische Maler Philochares, vermuthlich ein Bruder des athenischen Redners Aeschines, hatte durch genaue Darstellung verschiedener Altersstufen, verbunden mit der Familienähnlichkeit, allgemeine Bewunderung erregt, und das Hauptbild dieses Meisters hatte noch der Kaiser Augustus in eine Curie gestiftet (Plinius H. N. XXXV. 4. 10. Eius admiratio fuit, *puberem* filium *seni* patri similem esse, *salvâ aetatis differentiâ* etc. Vergl. Sillig. Catalog. artificum

p. 351, wo aber das patrem zu corrigiren ist). — Es werden sofort aus Vasenmalereyen Beyspiele angeführt, wie alte Personen mit Runzeln, gebleichtem Haupthaar und mit Stäben, worauf sie sich stützen, vorkommen. Hr. R.-R. macht (pl. LXXI. 2) ein Gefäß apulischer Fabrik aus der Sammlung des Herrn Gargiulo bekannt, welches mit beygeschriebenen Namen den Abschied des Ajax und Teukros von ihrem Vater Telamon vorstellt; in welcher Scene die Mutter Periböa mit ganz kahlem Haupte, der Vater Telamon mit einer Krücke erscheinen. Man muß die einzelnen lehrreichen Anmerkungen beym Verf. selbst nachlesen; nur dieß sey bemerkt, daß in dieser Figur des Telamon der an Verzweiflung gränzende Schmerz des Vaters, der sich jetzt in hohem, hülflosen Alter auf einmal seiner beyden Söhne beraubt sieht, aufs glücklichste ausgedrückt ist. Daß Hecuba auch selbst in diesem Sinne dargestellt worden, beweist Hr. R.-R. durch Mittheilung des Gemäldes auf einem Thongefäß in der Sammlung des Hrn. Politi in Girgenti (LVII. A.), welches Bild der Verf. für die Wegführung der Hecuba in die Sclaverey durch Ulysses erklärt; wobey nachgewiesen wird, wie getreu den Schilderungen des Euripides in der Hecuba und in den Troades diese Königin, von Alter und Unglück niedergebeugt, hier abgebildet worden, und wie unerläßlich daher für die Erklärung der griechischen Tragiker das Studium der Vasengemälde sey. Greise Locken fallen unter der Haube über das mit Runzeln bedeckte Haupt herab; ihr Körper ist ganz verhüllt, und schleppt sich an einem knotigen Stabe mühsam fort. Den Contrast dieses Alters und Jammers hat der Maler noch mehr dadurch hervorgehoben, daß er dem mit Helm und Waffen gerüsteten bärtigen Ulysses, der diese Königin Witwe an seiner Hand fortführt, eine hohe, stolze Gestalt und Haltung gegeben; wovon die dritte junge und unbärtige Person (nach dem Verf. der Herold des Ulyß, Eurybates) durch die einfache Chlamys und durch eine Doppellanze sich unterscheidet. Der Verf. macht auch auf die symbolischen Thiere auf den Stirnblättern der Helme aufmerksam, indem des Ulysses Helm eine Schlange und der des jungen Mannes eine Eidechse zeigt; in welcher letzteren eine chthonische Bedeutung nachgewiesen wird. Der Verf. geht noch einige Basreliefs römischer Periode durch, um die Ständigkeit dieser durch das Theater und durch die Bildnerey der Griechen einmal fixirten Vorstellung der Hecuba zu beweisen, und ergänzt in einer gelehrten Note seine in der Orestéide (p. 180) gemachte Bemerkung über das aus Asien herstammende und zur Charakteristik der Barbarinnen und somit auch der Hecuba erwählte viereckte Tuch als Kopfbedeckung; welches sich, wie die verschiedenen Namen und

Bildwerke beweisen, bis in die christlichen Jahrhunderte hinab erhalten habe.

Es wird darauf durch eine sinnreiche Erörterung Winckelmanns Erklärung der sogenannten Klagefrau (praefica) im capitolinischen Museum gerechtfertigt, nämlich daß es die noch im Unglück stolze und kühn zu den Göttern aufblickende Hecuba sey; der Zweifel der deutschen Herausgeber von Winckelmanns Werken an dem antiken Ursprung des Kopfes dieser Figur (pl. LVII. B) beseitigt; ein anderes Basrelief aus der Villa Pamfili, worauf Winckelmann auch eine Hecuba zu finden geglaubt, worin aber unser Verf. die Hypsipyle nachzuweisen sucht (pl. LXVII. A. Nro. 2; man vergleiche noch die Additions zu dieser Stelle p. 426 sq.), und eine kürzlich entdeckte Gruppe eines jungen Niobiden und seines Pädagogen mitgetheilt, um verschiedene in dieser Untersuchung ausgesprochene Sätze zu belegen. Der Bemerkung Winckelmanns folgend, wonach unter den heroïschen Personen ausnahmsweise Hecuba mit allen Zügen des höheren Alters von den Künstlern dargestellt worden, betrachtet Herr R.-R. eine merkwürdige Marmorbüste in der Villa Albani, vorstellend eine alte Frau, mit tiefen Runzeln im Gesicht, und mit jenem viereckten, an den Wangen herabhängenden Tuch auf dem Kopfe (pl. LVII. A. oben), und erklärt sie, dem consequenten Systeme der griechischen Kunst und der Theatercostumirung gemäß, für das Brustbild der Hecuba. In Folge der bisherigen Erörterungen erklärt der Verf. denn auch ein antikes Gemälde aus der Barberinischen Sammlung, welches eine alte, mit demselben Tuche oben bedeckte Frau an der Erde sitzend darstellt. Um das aufgehobene rechte Bein hat sie ihre Arme geschlungen, und unter dem einen Arm sieht man einen Spinnrocken. Bloß dieses letzten Attributs wegen ist diese Frau bisher als Parze bezeichnet worden. Hr. R.-R. hingegen verweiset vorerst auf Pausanias (X. 31. 2); erinnert an seine schon in der Achilléide (p. 59) bewiesene Beobachtung, daß jene Stellung die conventionelle des Kummers und der Trauer sey, und sucht dann mit Vergleichung von Stellen des Euripides (Hecub. ns. 466—491) und von andern Kunstwerken zu erweisen, daß Alter, Physiognomie, Gebärde, Costume und Attribut in dieser Frau die kummervolle Hecuba als Spinnerin in ihrem Sclavenstande nicht verkennen lasse. Endlich theilt unser Verf. die Abbildung einer kleinen Marmorstatue der Villa Pamfili mit (pl. LXXI. Nro. 2) nach einem Kupfer bey Ficoroni, welcher sie wegen der Aehnlichkeit mit der capitolinischen Statue für eine römische Praefica erklärt hatte. Es ist eine stehende alte Frau mit ein wenig gegen den Boden gewendetem Kopfe und mit Runzeln im Gesichte, mit

welkem Hals und Busen. Ein Peplus, der ihren Kopf bedeckt, ist vorn am Leibe zusammengeknüpft; ihre gesenkten Hände haben die Finger in einander verschränkt *). Dieses letztere ist ebenfalls eine Gebärde des Kummers (Plutarch. Demosthen. cap. 31; Analecta Grr. II. 465 Brunck.). Hieraus und aus den übrigen Eigenthümlichkeiten dieser kleinen Statue, ingleichen aus einem etrurischen Basrelief und endlich aus einer zu Constantinopel vorhanden gewesenen Statue (Christodorus in den Analectt. Grr. II. p. 463 sqq.) sucht nun Herr R.-R. darzuthun, daß auch jenes Bildsäulchen der Villa Pamfili die Hecuba vorstelle.

§. 10. Der Frevel des Ajax gegen die Kassandra war nach dem feineren Gefühl des bloß darauf anspielenden Homer, gegen die nichts verhüllende Erzählung der Cykliker, und insbesondere des Arktinos, selbst auf dem Kasten des Kypselos schon bloß als ein gewaltsamer Raub aus dem Heiligthume dargestellt worden. In demselben Geiste hatte auch Polygnotos, und zwar zweymal, diese Scene gemalt, und in keinem andern wird sie Panänos am Throne des Juppiter zu Olympia aufgefaßt haben; wie denn auch die Vasenmalereyen (z. B. die des Hrn. Vicenzio in: Homer nach Antiken von Schorn IX. tab. V. 3) als getreue Copieen größerer Gemälde sie in dieser gemilderten Weise vorstellen.

Eine gleiche Milderung erlaubte die Sage vom gewaltsamen Tode des Astyanax nicht. Doch ward diese Handlung nur selten abgebildet; wobey der Verf. noch darauf aufmerksam macht, daß nach der älteren Erzählung dieser Kindermord dem Menelaos oder dem Neoptolem, und erst durch die Tragiker, mit Ausnahme des Euripides, dem Ulysses zugeschrieben worden, nach einer conventionellen Weise, diesen letztern Helden als das Werkzeug aller Rachethaten der Griechen gegen die Troër zu bezeichnen. Herr R.-R. macht hier zum ersten Male ein Gemälde auf einem Gefäße Durand bekannt (pl. LX mit p. 321), worin die erste Handlung auf eine ganz eigene Weise vorgestellt ist, welche er mit der in andern Vasenbildern vergleicht, und dabey eine frühere Erklärung eines etrurischen Spiegelbildes (Achilléide pl. XX. 3 mit p. 120) berührt, welches letztere er nun auch auf den Raub der Kassandra, und nicht mehr auf die Opferung der Polyxena bezieht. Jenes Durand'sche Vasenbild zeigt, dem

---

*) Dem Verf. scheint bey Abfassung dieses Theils das schöne Werk des Herrn A. de Jorio, betitelt: La Mimica degli Antichi etc. Napoli 1832, noch nicht bekannt gewesen zu seyn, sonst hätte er bey diesen und andern Beobachtungen gewiß darauf verwiesen; z. B. hierbey auf p. 137 sqq.; vgl. p. 203 sqq.

Verf. zufolge, drey Töchter des Priamos: Medikaste, Polyxena und Kassandra, gleichsam als Repräsentantinnen der ganzen Familie, erstere zwey in gewöhnlicher griechischer Jungfrauentracht, letztere aber in einem langen, bis zu den Füßen herabfallenden, mit Aermeln versehenen und in kleine zierliche Falten gelegten Gewand über einem kürzeren Untergewande. Der Verf. zeigt den orientalischen Ursprung dieser Kleidung, ihre Alterthümlichkeit, und handelt eben so unterrichtend von dem hier ganz eigenthümlich dargestellten Palladium, welches eine scheffelförmige Kopfbedeckung trägt — eine Tracht, die Herr R.-R., mit Hinweisung auf die gelehrten Erörterungen des Herrn Gerhard (im Prodromus I. Anmerk. 47) als ein altes, ursprünglich den chthonischen Gottheiten angehöriges, davon aber auf die Localgottheiten übergetragenes Attribut erklären möchte. Ueberhaupt erkennt er in diesem, in einen Tronk auslaufenden Pallasbild die Form eines uralten Schutzbildes oder Xoanon (ξόανον). In dem Bilde auf der Kehrseite jenes Gefäßes vermuthet der Verf. keine unmittelbare Beziehung auf die Scene der Hauptseite. Es ist nach ihm die Abreise eines jungen Kriegers in der Umgebung von priesterlichen Personen, nämlich eines Priesters und einer Priesterin des pythischen Apollo. Die weibliche Figur auf der andern Seite mit großen Flügeln ist der Verf. geneigt, für Pytho oder Themis zu halten, und glaubt dafür in der Figur eines vaticanischen Vasenbildes (Orestéide pl. XXXVIII mit p. 191) eine Bestätigung zu finden, nur daß die Person auf dem Durand'schen Gefäße die Handlung der Libation verrichtet. In der das Haupt des jungen Kriegers umgebenden Strahlenkrone, zusammengenommen mit den priesterlichen Personen, möchte der Verf. eine Einweihungsscene vermuthen.

Herr R.-R. mustert darauf (p. 323 sq.) mehrere Vasenbilder aus, in denen man den Mord des jungen Astyanax, wie er zu zeigen sucht, mit Unrecht hat erkennen wollen. Irrig sey es auch, wenn man den Polygnot diese Scene darstellen lasse in dem Galleriegemälde zu Delphi, wo vielmehr ganz im entgegengesetzten Sinne Astyanax an der Brust seiner Mutter Andromache gemalt gewesen (Pausan. X. 25. 4: Andromaque tenant près d'elle son fils à la mamelle«). — Im griechischen Texte steht: γέγραπται μὲν Ἀνδρομάχη, καὶ ὁ παῖς οἱ προσέστηκεν ἑλόμενος τοῦ μαστοῦ. Herr Siebelis sucht dort diese Lesart gegen Claviers Vorschlag: ἐχόμενος, zu vertheidigen, bemerkt aber nichts über das zunächst vorhergehende. Da Herr R.-R. auch darüber schweigt, so will ich doch bemerken, daß der vor seiner Mutter stehende und säugende Astyanax eine orientalische Anschauung gewährt, welche in einem Gemälde Po-

lygnots wohl kein müßiger Zug war. So sehen wir in ägyptischen Malereyen den knabenartigen Horus an der Brust der Isis stehend saugen; und noch im römischen Zeitalter gab es in Aegypten Kinder, die bis ins achte Jahr, wo sie schon die Schule besuchten, noch an ihren Ammen saugten. Porphyrius de vita Plotini, cap. 3. — Hingegen glaubt der Verf., Astyanax sey auf einem Gefäße der zweyten Hamilton'schen Sammlung (II. 6) wirklich vorgestellt, aber mit Personen und Umgebungen, die sich schwer erklären ließen.

Es wird sodann umständlich (p. 324 sqq.) von einem in einem Etruskergrabe der römischen Campagna gefundenen Gefäß gehandelt, dessen Malerey in den Annali de l'Instituto Archeolog. III. p. 361 sqq. anders erklärt worden; ingleichen von einem bey Tivoli gefundenen Musaico, des Astyanax Tod vorstellend, mit den beygeschriebenen Namen: *ΑΣΤΥΑΝΑΞ ΠΥΡΡΟΣ*. Der Verf. lenkt durch mehrere gehaltreiche Untersuchungen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf die in Neapel befindliche Kolossalgruppe, worin Winckelmann und seine Nachfolger den Atreus, den Leichnam seines geopferten Neffen auf den Schultern tragend, sehen wollten, während neuere Archäologen sie ganz übersehen haben, um zur endlichen Ausdeutung dieses merkwürdigen Sculpturwerkes zu gelangen (hierzu: pl. LXXIX, Nro. 1 u. 2). — Ganz verschieden von solchen Kunstwerken seyen die Erzeugnisse der etrurischen Werkstätte, wie sich Hr. R.-R. absichtlich ausdrückt, indem er diesen Begriff aus einer griechisch-ägyptischen Inschrift im Turiner Museum erläutert, worin von dem Vorsteher einer Werkstätte, Namens Protys (*Πρώτυτος ἐργαστηριάρχου*) die Rede ist; welcher Name in die Künstlerverzeichnisse nunmehr einzutragen sey. Jene etrurischen Zunftgenossen, unter Einfluß der späteren Griechenkunst arbeitend, mußten Werke anderer Art hervorbringen, wie man aus den Darstellungen von des Astyanax Tod aus der etrurischen Schule von Volterra ersehen könne. — Arbeiten, welche vermuthlich nach dem Astyanax des römischen Dichters Attius entworfen worden. Mehrere derselben seyen von Gori und Guarnacci bekannt gemacht, aber bloß für mithraïsche Menschenopfer erklärt worden; andere lägen in Zeichnungen noch zur Zeit in den Portefeuilles der Archäologen begraben. Es wird darauf die Abbildung eines Basreliefs dieser Classe mitgetheilt (pl. LXVII. A. Nro. 1), das auf einfach harmonische Weise den Frevel gegen die Kassandra und den Tod des Astyanax vereint vorstelle; von welcher Verbindung der Verf. sich keines zweyten Beyspiels unter den bis jetzt bekannten griechischen und etrurischen Bildwerken erinnert. Links erscheint, nach des Verf.'s Ansicht, Kassandra, das (jetzt sehr verstümmelte) Palla-

dium in den Armen haltend, vor ihr ein Bote, den ihr bevorstehenden Ueberfall ankündigend; rechts die Amme mit dem jungen Astyanax auf dem Arme, und gegen sie gewendet mit aufgehobener Hand der drohende Ulysses. Die Einführung der Amme wird vom Verf. durch Hinweisung auf eine Stelle der kleinen Iliade des Lesches (beym Scholiasten des Lykophron vs. 1263—69) bestätigt, und gibt ihm zugleich Gelegenheit, ein Vasenbild Nolanischer Fabrik in der Sammlung Durand bekannt zu machen (pl. XLIX. Nro. 3). Die Personen dieses Bildes sind im Basreliefstyle gemalt, welches bey dieser Art von Gefäßen selten sey. Die Scene, bemerkt der Verf., erinnern an die Trojanerinnen des Euripides, und sey nach wahrhaft attischem Styl in Theaterperspective behandelt, welches diesem Gemälde einen hohen Werth verleihe. In der Note wird es mit einem Basrelief in den Monumenti Winckelmanns (Nr. 137) verglichen, und letzteres etwas näher betrachtet. Der Verf. beschreibt sodann kürzlich zwey etrurische Basreliefs, den Tod des Astyanax vorstellend; wobey er den in dieser Scene vorkommenden Genius mit großen Flügeln für den Thanatos oder Todesgeist erklärt.

Dagegen theilt er (pl. LXVII. Nro. 1 u. 2) Abbildungen von zwey unedirten Urnenbildern der Sammlung Cinci mit, die er mit andern Denkmalen dieses Sujets vergleicht, und wovon er das zweyte besonders auszeichnet, nämlich als ein Werk, das unter den Erzeugnissen der Etruskerkunst einen vorzüglichen Rang behaupte. In einem Hofraume (τέμενος) hält ein auf einem Altar sitzender Krieger seine rechte Hand mit einem Schwerte über dem auf seinen Knieen liegenden Astyanax empor. Auch unter den andern Personen vermuthet der Verfasser Priamos, Hekabe, Odysseus und Neoptolemos. In zwey gehaltvollen Anmerkungen wird zuvörderst vermuthet, die Etrusker hätten eine Sage gehabt, Astyanax sey in einem Heiligthume umgebracht worden; sodann wird von dem Schutzgeländer in den Tempeln gehandelt *), und auf die hier abgebildete eherne Schutzwehr (Barrière), als einzig in ihrer Art, aufmerksam gemacht; endlich wird der unter den üppigen Etruskern bey beyden Geschlechtern übliche Hals-

*) Es scheint διάφραγμα geheißen zu haben. In diesem Sinne, als Scheidewand für Gemächer eines Gebäudes, braucht es Thucydides I. 133. Plato hatte dieses Wort zuerst vom Zwergfelle gebraucht, wie es denn auch von der Nasenscheidewand gebraucht ward (Eusthat. ad Iliad. XI. 575, p. 55, ed. Lips.) Im jüdischen Tempel war διάφραγμα das Geländer zwischen dem Schiffe und dem Opferaltar. So kommt es im apokryphischen Protevangelium Jacobi cap. 23 vor (wozu jetzt Herrn Thilo's Anmerkung nachzulesen ist).

schmuck, welcher gewöhnlich mit kostbaren Steinen besetzt war, aus Oberasien abgeleitet, und bemerkt, daß noch im Justinianischen Zeitalter die Römer diese Halsbändertracht den Persern nachgeahmt haben.

§. 11. Hr. R.-R. beschließt diese Betrachtung der das Schicksal der Priamiden vorstellenden Denkmale (p. 330 sqq.) durch Mittheilung der Abbildung einer cista mystica der Townley'schen Sammlung, jetzt im britischen Museum (pl. LVIII), worauf der Tod des Astyanax und der Polyxena zu sehen ist. Bevor er zur Beschreibung dieses Bildes übergeht, zählt er die verschiedenen heiligen Kistchen auf, die man, wie eben jenes selbst, in Palestrina, dem alten Präneste, gefunden hat, und vertheidigt aus dem Umstande, daß in diesen Kistchen neben andern heiligen Geräthe auch Spiegel gefunden werden, den von ihm schon früher behaupteten Satz, daß diese runden Scheiben mit Griffen keine Schalen (paterae), sondern wirklich Spiegel, und in der Mehrzahl mystische Spiegel zu nennen seyen. Auch schließen, urtheilt der Verf. weiter, andere Geräthschaften, die neben ihnen gefunden werden, den religiösen Gebrauch dieser Spiegel nicht aus. — Für den religiösen Gebrauch dieser Spiegel hat Referent anderwärts bestimmte Zeugnisse griechischer Autoren beygebracht, und hält es daher für überflüssig, darüber noch ein Wort zu verlieren. — Mit Beziehung auf Herrn Gerhards Abhandlung über die Thesmophoriengottheiten von Präneste (im Prodromus S. 45 — 116), so wie auch auf Stellen der Alten (man vergl. Oudendorp zu Appulei Metamorph. IX. 181. p. 606) wird nun der Satz aufgestellt, daß die großen Göttinnen Ceres und Proserpina in Präneste einen sehr ausgebreiteten und ceremoniereichen Cultus gehabt haben. — Der Zusammenhang dieses Cultus mit den Religionen von Lemnos und Samothrace, füge ich hinzu, geht jetzt noch deutlicher hervor aus der Erzählung zweyer kürzlich erst bekannt gewordener Mythographen, nämlich aus den Sagen vom Vulcanus und seinem Sohne Cäculus, dem Erbauer von Präneste. Man s. Mythographum I. und II. cap. 84 und cap. 184 in Angelo Mai's Collectio Auctorum e Vaticann. codd. edd. Tom. III. p. 33 u. p. 149. — Sodann wird die Bedeutung dieses Kistenbildes für die Geschichte der Kunst hervorgehoben, das Verhalten der Künstler bey diesen Linear-Umrissen und die Verwandtschaft desselben mit der Vasenzeichnung betrachtet, und auch in dieser Hinsicht jenem Kistchen ein großer Werth beygelegt. Der Verf. sucht darzuthun, daß es eine Arbeit aus der Zeit der über Etrurien schon ausgebreiteten Römerherrschaft sey; daß es gegen das fünfte Jahrhundert der Stadt gefertigt worden, als bereits die griechische Vasenmalerey auf die Etrusker

und Römer einen großen Einfluß ausgeübt, daß die Zeichnungen darauf sich schon von der trockenen Manier der etrurischen Künstler entfernt, und sich der naiven und leichten Methode der griechischen Gefäßmalerey angenähert; und, troß der Strenge des Gegenstandes und einer gewissen etruskischen Härte der Formen, verrathe doch keine Zeichnung auf den bis jeßt bekannt gewordenen Kistchen so sehr die unmittelbare Einwirkung der hellenischen Vasenmalereyen, als eben dieses Townley'sche. In dieser Composition, welche auf Einem Plane eine Reihe von dreyzehn Personen aufstellt, glaubt unser Verf. links vom Beschauer den zu Füßen eines Altares liegenden Astyanax zu erkennen, bemerkt dabey die Abweichung der italisch-etrurischen Sage, daß Hektors Sohn auf einem Altare geopfert worden. Die Namen von drey nebenan stehenden Kriegern wagt er nicht zu bestimmen. Der eine, der die Opferung vollbracht, hat noch den bloßen Degen in den Händen; die zwey Frauen rechts bezeichnet er als Hecuba und Andromache, obwohl keine Verschiedenheit ihres Alters angedeutet ist. Der Ausdruck ihres Entsetzens sey hier durch ernste religiöse Haltung und durch das feyerliche Gefühl eines grausam waltenden Schicksals gleichsam gebunden. Dieselbe Empfindung in demselben Grade herrsche in der andern Scene bey der Opferung der Polyxena. Das junge Mädchen, gegen die anständigere Griechensitte hier ganz entkleidet, ist auf die Kniee zu den Füßen zweyer Personen gelegt, wovon die eine bloß Zeuge der Handlung, die andere Neoptolemos sey, der durch eine Bewegung der rechten Hand den Befehl zur Vollziehung des Opfers zu geben scheine, während der damit beauftragte ältere Krieger die Jungfrau mit seinen beyden Armen hält. Der Verf. erkennt auch in diesem Bilde ein Gepräge einer hieratischen Physiognomie, das sich nicht leicht in einem andern Bildwerke dieser Art wieder finden dürfte. Dieser Ausdruck stimmt ganz zu der andern Gruppe, welche uns die eleusinischen Gottheiten: Ceres-Demeter, Liber-Dionysos und Libera-Kora, vor Augen stellt. Kora hat ein unbedecktes Haupt, trägt ein Zepter, und legt die linke Hand auf die Schulter ihres Gemahls Dionysos, welcher durch Thyrsusstab und Schlangen, die er in jeder Hand hält, kenntlich gemacht ist. Besonders verdient die Figur der Demeter-Ceres Aufmerksamkeit; sie ist durch das hieratische Symbol der Strahlenkrone auf ihrem Haupte bezeichnet, so wie durch die beyden andern Attribute, die Schlange und das mystische Schweinchen. Weil dieses leßtere Thier zu Sühnopfern gebraucht ward, meint der Verf. könnte es mit jener Opferung des Astyanax und der Polyxena in Verbindung stehen. Endlich glaubt er aus der jonischen Säulenordnung des hier vorgestellten Heiligthumes schlie-

ßen zu können, daß das Innere des eleusinischen Tempels selber dargestellt sey; so wie er das hier angebrachte Abwaschungsgefäß, welches aus einem Löwenmaule Wasser empfängt, und die auf den jonischen Säulen aufgestellten drey eyförmigen Körper mit der Idee einer dadurch angedeuteten Reinigungshandlung in Zusammenhang bringt, und zuletzt bemerkt, daß diese Sinnbilder in einem so wichtigen Denkmal und in solcher Umgebung eine große archäologische Bedeutung gewinnen. Auch übersieht er die Palmetten über und unter dem Bildwerke dieses Kistchens nicht. Sie seyen gerade so wie auf den Wasserkrügen (hydriae) mit schönen Malereyen verziert, die man noch jetzt in der Umgegend von Rom nicht selten findet, und gäben auch einen Beweis, daß der Bildner dieses Kistchens griechische Muster vor Augen gehabt.

Zweyter Theil. §. 1. Pag. 338 sqq. Die Aussöhnung des Menelaus mit der Helena war als ein Gegensatz jener blutigen Begebenheiten der griechischen Kunst willkommen gewesen; sie war schon auf dem Kasten des Kypselos in der uralten einfachen Weise, wie Menelaus seine untreue Gattin mit dem Schwerte verfolgt, und dann, in den Anblick ihrer Schönheit versunken, das Mordgewehr aus den Händen fallen läßt, übrigens aber mehr oder weniger in der alten silhouettenartigen Manier auch auf gemalten Gefäßen dargestellt worden; wovon mehrere belehrende Beyspiele angeführt werden. Früher hatte der Verfasser (Achilléide, p. 11 sq.) in dieser einfachsten Darstellungsweise, die nur zwey Personen in die Scene bringt, vielmehr eine sinnbildliche Vorstellung der Heirat, welche nach alter Sitte als eine Art von Jungfrauenraub behandelt wurde, für die einfachste Erklärungsweise gehalten. Vorjetzt will er bloß von den Bildwerken reden, welche sich auf jene Versöhnung beziehen. Demgemäß handelt er erst kürzlich von einigen Vasenbildern der Sammlung Canino und von Neapel zum Theil mit dem beygeschriebenen Namen Menelaos und mit Einführung des Mercur und der Minerva, und bemerkt dabey, daß manche dieser Scenen die Vermählung des Menelaus und der Helena, oder des Mars und der Venus (welche letztere Ehe er gegen Herrn Gerhard den griechischen Bildwerken zu vindiciren sucht) oder auch zuweilen selbst unter heroïschen Formen, die gewöhnliche Heimführung einer griechischen Braut darstellen könnten, da bekanntlich gemalte Gefäße als Hochzeitsgeschenke pflegten gegeben zu werden. Aber der Verf. glaubt nicht zu irren, wenn er in einem großgriechischen Vasenbilde der Sammlung Biscari die Versöhnung des Menelaos und der Helena zu sehen meint; denn hier sitzt letztere auf einem Hausaltare, worauf sie mit bittender

Gebärde ihre beyden Hände auflegt; und ihr steht gegenüber ein Heros, mit einer Doppellanze bewaffnet, in lebhaftem Gespräche begriffen, womit er, schon versöhnt, die Besorgnisse der Bittenden zu beschwichtigen sucht, und zwischen ihnen fliegt ein Liebesgott, der gegen die Helena eine Binde ausbreitet. Jedoch mit noch größerer Sicherheit glaubt Hr. R.=R. diese Aussöhnung in einer Alabasterurne nachweisen zu können. Hier ist die Königin Helena auf dem Hausaltare noch durch das Diadem kenntlicher; sodann läßt sich nach der Erzählung des Quintus Smyrnäus (Posthomerica XIII. 406) in der Person, welche den mit dem Schwerte auf sie eindringenden Helden zurückhält, Agamemnon nachweisen; ferner paßt ein genialer Zug vortrefflich zu dieser Handlung, denn ein geflügelter Genius (Amor) steckt zu gleicher Zeit das Schwert in die Scheide, anzudeuten, daß der Rachedurst alsbald dem Gefühle der Liebe weichen wird. Endlich aber zeigt der Verf. sinnreich, daß in einer knieenden und von unten ganz mit Wasserpflanzen bedeckten Figur, welche einerseits ein Ruder, auf der andern Seite, als bärtiger Mann, eine Scheibe hält, und über welchem eine weibliche Figur steht, der Flußgott Xanthos und Nymphe Ida an der Scene Theil nehmen. Die ganz gleiche Darstellung dieses Flußgottes wird aus zwey andern etrurischen Basreliefs (jetzt in Inghirami's Galleria Omerica, tav. 192, 193) erwiesen, wo dieser doppelgestaltete Wassergott dem Achilles drohend erscheint (Iliad. XXI. 238 sqq.), nur daß er dort noch Flügel hat, vermuthlich die Schnelligkeit des Flußlaufes anzudeuten. — Ich bemerke hiebey: nicht bloß die Winde, wie an dem von ihnen genannten Thurme zu Athen, sondern auch die Flüsse waren geflügelt gedacht, und die Natursprache geht hier mit der Bildnerey parallel. Nicht wenige Flüsse haben Namen von Vögeln. Um bey diesen etrurisch=italischen Gebilden stehen zu bleiben, so hat der campanische Vulturnus als Fluß und als Wind vom Geyer (vultur) seinen Namen. — Der Verf. vergleicht noch ähnliche Darstellungen von Flußgottheiten in der Tabula Iliaca und in der Vaticaner Handschrift der Iliade, um zu zeigen, daß wohl die spätere Römerkunst den homerischen Darstellungen getreu geblieben.

Hiernächst theilt er die Abbildung der Bruchstücke eines in Lakonien gefundenen Marmorsarkophags mit, nach den Zeichnungen des Herrn Vietty, der dieses unvergleichliche Sculpturwerk griechischer Kunst der gänzlichen Zerstörung eines neugriechischen Papas entrissen hat. Wäre es noch ganz, versichert Herr Vietty, und man kann es schon aus dem Kupferstiche (pl. LIX. Nro. 2. 3. 4. 5) vermuthen, so würden wir darin eine der köstlichsten Sculpturen der besten griechischen Zeit bewundern. Hr. R.=R. erin=

nert dabey an den in Wien befindlichen, ebenfalls aus Lakonien herübergebrachten Marmorsarkophag (am besten abgebildet bey Bouillon Musée des Antiques II. pl. 93), macht mehrere lesenswerthe Bemerkungen über beyde Denkmale, tritt in Betreff des neulich gefundenen der Erklärung Vietty's bey, wonach darauf der Kampf des Achilles gegen die Trojaner im Skamander (Iliad. XXI. 16 sqq.) vorgestellt ist; macht ferner auf die, gerade wie auf jener Etruskerurne dargestellte Figur des Flußgottes aufmerksam, und beschließt diesen interessanten Abschnitt mit den Sätzen, daß auf jener etrurischen Alabasterurne links vom Beschauer der trauernde Flußgott Xanthos mit der Nymphe Ida, rechts aber der Flußgott Eurotas mit der Nymphe Taygete abgebildet seyen, und erklärt die runde Scheibe in der Hand des letzteren Flußgottes sehr sinnreich als Anspielung auf die am Ufer des Eurotas an den Hyakinthien gehaltenen festlichen Uebungen mit der Wurfscheibe.

§. 2. Das Abenteuer des Ulysses beym Polyphem erscheint vergleichungsweise mit andern Erzählungen der Odyssee am seltensten auf antiken Denkmalen. Der Verf. zählt diese auf, und bemerkt sodann, wie uns die neueste Zeit mit Bildwerken beschenkt habe, die diese Scene mit ächt homerischer Einfalt und Naivetät vorstellen; wobey das Verdienst des Herrn Grafen von Luynes angerühmt wird, die Aufmerksamkeit der Archäologen zuerst auf die mit dieser Begebenheit bemalten Gefäße gelenkt zu haben (in den Annali del Inst. Archeol. Tom. I. p. 278 sqq. mit tavol. VII. Nro 1 und 3). Es wird daraus ein solches Gefäß, jetzt in der Sammlung Durand, beschrieben, und in einer gehaltreichen Anmerkung, aus Anlaß eines Bechers aus Epheuholz (κισσύβιον) gezeigt, daß Trinkgefäße sehr verschiedener Form und mit ebrn so verschiedener Benennung in dieser Scene auf Bildwerken und bey Schriftstellern vorkommen, — eine von den Alten fast durchgängig genommene Freyheit; woraus die Folgerung gezogen wird, daß ein neulich gemachter Versuch, die Lehre von den Gefäßen nach Gestalt und Nameu in ein festes System zu bringen, ein vergebliches Bemühen sey. Auch wird bey der äußerst kunstlosen Zeichnung und Darstellung auf diesem Gefäße bemerkt, daß man hierbey vergeblich von einem ägyptischen Style spreche; vielmehr müsse man diese scheinbar uralte Manier einem Nachahmungsstyle zuschreiben, der sich unter Griechen und Römern in der Rückkehr zur ägyptischen oder archäischen Art gefallen habe.

Die folgende Begebenheit, des Ulysses Rettung aus der Höhle des Cyklopen, kommt auf mehreren Gefäßen aus Sicilien, Campanien und Etrurien vor. Eins derselben

findet sich gegenwärtig in der königl. bayerischen Sammlung zu München. Indem der Verf. auch diese Classe aufzählt, macht er auf den lebhaften Verkehr mit solchen Fabrikaten und Kunstwerken aufmerksam, der zwischen den Griechen Siciliens und Campaniens mit den Etruskern über die Häfen von Adria und Cäre Statt gefunden. Die unzähligen Bruchstücke von Thongefäßen in der Umgegend dieser alten Städte, wie auch beym alten Spina, die man noch anjetzt findet, beurkunden diese Orte als Niederlagen oder als Fabriksstätten solcher Kunstwaaren; und die Archäologen werden aufgefordert, an diesen Orten solche mit Inschriften oder Bildwerken versehene Fragmente zu sammeln, oder auch umfassende und planmäßige Nachgrabungen zu veranstalten; wie denn neuerlich bey Cavetri (dem alten Cäre) gemalte griechische Gefäße von hohem Werthe ausgegraben worden. — Auch die römischen Thongeschirre und deren Bruchstücke verdienen die Vernachläßigung nicht, womit man sie so oft hat zur Seite liegen lassen; sie liefern zuweilen Inschriften und interessante Bildwerke, wie Referent sich neuerdings im rheinischen Lande zu überzeugen Gelegenheit hatte, und er macht daher auf die demnächst zu erwartenden Steindrucktafeln aus einer der reichsten Sammlungen dieser Art, der des Herrn Schweighäuser in Straßburg, das Publicum aufmerksam.

Herr R.-R. theilt (p. 348 sq. mit pl. LXV. Nro. 1) zuerst die Abbildung eines gemalten Gefäßes dieser Art aus der Sammlung Durand mit — ein sehr merkwürdiges Stück. Es zeigt uns zuvörderst den im tiefem Schlafe liegenden Polyphem mehr in der Gestalt eines alten Satyrs, als in der homerischen Form der Cyklopen; sodann den großen Widder in seiner vorderen Hälfte (προτομή), nach einer auch auf altgriechischen Münzen üblichen Kunstabkürzung; endlich, was ganz eigen ist, den unter dem Widder hängenden Ulysses mit einem bloßen Degen in der Hand, um sich im Fall der Entdeckung zu vertheidigen. Weinlaub ist auf dem Grunde dieses in ganz alterthümlichen Styl gemalten Gefäßes ausgebreitet. Der Verf. geht von da auf die etrurischen Denkmale über, und erwähnt einen bronzenen Spiegel, unter dessen Scheibe Gefährten des Ulysses an dem Bauche von Widdern angebunden, vorgestellt sind, mit Verweisung auf Winckelmann's Monum. ined. Nro. 156. — Es wundert mich, hier die treffliche colorirte Abbildung in Inghirami's Monumenti Etruschi, Tom. II. part. 1. tav. 7 nicht angeführt zu finden. — Hierbey wird die feine Bemerkung des Herrn Angelo Mai (prooem, ad cod. Ambros. Odysseae p. 22) herausgehoben, daß der mit Stricken Befestigte nicht Ulysses selber seyn könne, indem dieser zuletzt aus der Höhle entfloh, und sich also an den Widder bloß anklammern

mußte; sodann verdient die eigene Bemerkung des Hrn. R.-R. ausgezeichnet zu werden, daß Darstellungen, die uns den Ulysses mit der Mütze (πῖλος) zeigen, nach der 95. Olympiade gefertigt seyn müssen, als in welcher der Maler Nikomachos den Ulysses zuerst so vorgestellt hatte. Hierbey wird auch zweyer kleinen Statuen in den Sammlungen Albani und Pamfili gedacht.

Es werden darauf zwey Basreliefs aus dem Museum von Volterra bekannt gemacht und erläutert. Auf dem einen (pl. LXII. Nro. 1) sieht man den ganz griechisch gekleideten Ulysses dem Polyphem, zu dessen Füßen einer der Gefährten niedergeworfen liegt, die Weinschale reichen (wobey von ähnlichen Darstellungen auf geschnittenen Steinen die Rede ist, so wie von der toreutischen Abbildung auf einem der jüngst bey Bernay in Frankreich ausgegrabenen silbernen Gefäße. — Man sehe die Vignette auf der 328. Seite dieses Werkes. — Auf jenem etrurischen Relief sind mit Vermeidung aller Gräßlichkeiten dieser Scene die Gefährten des Ulysses in verschiedenen Handlungen sehr natürlich dargestellt, und das ganze Gebilde verräth die glückliche Nachahmung eines edlen griechischen Musters. In einer Anmerkung leitet der Verf. den Manducus in römischen Aufzügen vom Cyklopen Polyphem ab, und erklärt das öftere Vorkommen des Gorgonenhauptes auf gemalten Gefäßen daher, daß Mormo (Μορμώ) eine auf Tod und Unterwelt bezügliche Bedeutung habe. Auf dem zweyten Basrelief (pl. LXII. Nro. 3) liegt der Cyklop in seiner riesigen Gestalt schlafend am Boden; wobey bemerkt wird, daß die Art, ihn mit Einem großen Auge in der Mitte der Stirne oder mit dreyen vorzustellen, den griechischen und etrurischen Denkmalen unbekannt, und erst auf römischen anzutreffen sey. Die Gefährten des Ulysses sind unter der Aufsicht eines Bewaffneten beschäftigt, einen großen Mastbaum gegen die Stirne des Riesen zu stoßen; wozu Ulysses selbst auf seinem, sehr sinnreich mit Anspielung auf seine Rettung mit einem Widderkopfe verzierten Schiffe die Befehle ertheilt. Bey Erwähnung einer Volterranischen Urne, worauf der zweyäugige Polyphem ein Felsenstück gegen das Schiff des Ulysses schleudert, werden von unserm Verf. die falschen Vorstellungen des Herrn Micali widerlegt, der den Etruskern in den Kunstdarstellungen eine große Originalität beyzulegen geneigt ist, wogegen behauptet wird, daß diese und andere etrurische Darstellungen nach den griechischen Tragikern entworfen seyen.

Der Verf. geht (p. 353) zu den römischen Bildwerken dieses Fabelkreises über, und macht, mit Zurückweisung auf seine Mittheilungen und Bemerkungen in der Achilléide (p. 45 sq.) ein Basrelief aus dem Benedictiner-Kloster zu Catania bekannt (pl. LXIII. Nro. 2). Es stellt auch den schlafenden Polyphemos

mit zwey Augen vor, den Ulysses mit einer konischen Schiffermütze auf einem Felsen stehend, und die ganze Scene auf eine eigenthümliche, doch dem Geiste der griechischen Kunst entsprechende Weise. Daher der Verf. geneigt ist, es für die Arbeit eines griechischen Künstlers aus der römischen Kaiserzeit zu halten. Bey dieser Gelegenheit trägt er auch seine Meinung über zwey andere Basreliefs vor, ein Borghesisches, jetzt im Louvre, und das andere in der Münchner Glyptothek, die er gegen abweichende Auslegungen ebenfalls auf die Berückung des Polyphem durch Ulysses bezieht; eine Scene, die durch unglückliche Restaurationen verdunkelt worden (man vergleiche Bouillon Musée des Antiques III, Clarac in der Notice p. 189 und Schorn's Beschreibung der Glyptothek S. 121). In der ersteren Berichtigung war ihm Zoega vorangegangen. Durch Vergleichung mit jenen etrurischen Reliefs und mit einer kleinen Bronze des Hrn. Pourtalès-Gorgier (die hier nach ihrer natürlichen Größe abgebildet ist: pl. LXII. Nro. 2), berichtigt der Verf. die falsche Erklärung eines capitolinischen Reliefs, dessen Bildwerk man neulich wieder auf den Plan bezogen hatte, obschon Mori (Sculture Capitoline, Atrio, tav. 28) den Cyklopen Polyphem erkannt, den auch sein drittes Auge auf der Stirne kenntlich macht. Wegen der Syrinx in seiner Hand, die jedoch auch in der Hand des Polyphemus passend wäre, hatte man diese Figur, unter deren Füßen ein junger Mann liegt, für den Hirtengott Pan gehalten. Der Verf. betrachtet diese Hirtenflöte als eine schlechte Restauration, und bezeichnet solche Ergänzungen als Quelle vieler Irrthümer der Archäologen. Er handelt darauf von andern Reliefsdarstellungen dieser Fabel; lobt das große Verdienst der Arbeit eines kürzlich zu Bernay gefundenen silbernen Gefäßes, worauf diese Scene mit Vergoldung eingelegt ist, und schließt aus Veranlassung der einzelnen Rundwerke, den Polyphem mit einem liegenden Menschen darstellend, mit der allgemein und für die Beurtheilung vieler Bildsäulen und Gruppen sehr brauchbaren Bemerkung, daß viele solcher Statuen und Statuengruppen aus ganzen Scenen von Basreliefs und Malereyen entlehnt, und in derselben Stellung, wie sie dort als Glieder einer ganzen Handlung dargestellt waren, aufgefaßt seyen.

§. 3. Des Ulysses Aufenthalt bey der Circe und die Verwandlung der Gefährten kam bisher nur auf zwey antiken Bildwerken vor, und zwar einer und derselben Classe, zuerst auf dem Marmorfragmente einer auf die Odyssee bezüglichen Tafel (jetzt in Millin's Gal. mythol. p. 174. Nro. 635). Dieß gibt unserm Verf. zu Bemerkungen über die Gränzen der Allegorie und der darstellenden Kunst Anlaß. — Sie mögen im

Ganzen richtig seyn, in sofern vom Geiste der **ausgebildeten** griechischen Kunst die Rede ist. Wenn der Verf. aber die Stelle des Pausanias (V. 19. 2) von der Darstellung des Aufenthalts bey der Circe auf dem Kasten des Kypselus, wobey nichts von jener Verwandlung vorkam, als einen Beweis geltend machen will, daß schon in so alter Zeit die im Ganzen noch hieratische Kunst der Griechen sich schon von orientalischen Traditionen und Typen entfernt habe, so hätte ihn das, was Pausanias kurz zuvor und gleich nachher von den Gebilden auf jenem Kasten meldet, z. B. von der Todesgöttin mit Thierzähnen und Thierkrallen, von Centauren mit Menschen- und Pferdefüßen zugleich u. s. w., vom Gegentheil überzeugen können. In jener Scene auf dem Kasten war bloß das Beylager des Ulysses und der Circe dargestellt, wohin jene Thiergestalten nicht gehörten. Ueberall leuchtet bey unserm Verf. ein zu absichtliches Bestreben durch, die griechische Bildnerey von der orientalischen, zumal ägyptischen, schon früh unabhängig erscheinen zu lassen. — Die andere Vorstellung findet sich als Malerey in einem alten Codex des Virgilius (zur Aeneïde VII. 5), und beyde Bildwerke hatten sichtbarlich nur den Zweck, in den Schulen der Grammatiker gebraucht zu werden. Letzteres ist weit jünger als ersteres, und der Verf. vermuthet, es sey Copie eines römischen Gemäldes, da man schon seit Augustus Zeit die römischen Häuser mit Scenen aus der Odyssee bemalt habe. Beyde weichen auch von Homer und Virgil ab, indem sie die Ulyssesgefährten bloß mit Schweineköpfen darstellen. Hr. R.-R. schließt sich sodann in der Erklärung eines pompejanischen Gemäldes an die Erklärung des Herrn Jorio an, wonach es die Circe vorstellt, wie sie die Wirkung ihrer Zaubermittel auf Ulysses (nach Hrn. R.-R. auch auf dessen Gefährten) versucht. Unser Verf. unterstützt diese Ausdeutung noch durch eigene Betrachtungen des Costumes der Circe und ihrer Umgebungen, worunter die Erklärung des breitrunden, oben spitzen magischen Hutes (θολία) und der Kufe (puteus), worauf Circe sitzt, auszuzeichnen sind. Auch wird ein griechisches Vasenbild, in Neapel befindlich, angeführt, worin jene Verwandlung vermittelst halber Bedeckung eines Körpers durch den andern (wie Iphigenia und die Hirschkuh in der Orestéide pl. XXVI. B.) sinnreich dargestellt ist.

Dieselbe magische Verwandlung, abgebildet auf einer Alabasterurne von Volterra, war zwar schon von Guarnacci beschrieben, aber mit einer so schlechten Abbildung begleitet worden, daß Hr. R.-R. witzig bemerkt, dieser Künstler habe die unglücklichen Leute noch einmal, und zwar schmählich, verwandelt. Es ist daher eine neue Abbildung nach dem Originale gegeben (pl. LXI.

Nro. 2). Diese etrurische Arbeit gehört den späteren Zeiten des Verfalls an, ist aber in der Idee sinnreich aufgefaßt. Man sieht drey Gefährten des Ulysses, den einen mit einem Widder-, den zweyten mit einem Stier-, den dritten mit einem Pferdekopf. Die verschiedenen Seelenzustände sind aber wohl abgestuft, indem der eine, über seine unglückliche Lage trauernd, nachzudenken scheint; ein zweyter in thierischer Wuth einen Baum auszureißen bemüht ist; der dritte, in bestialischer Sinnlichkeit versunken, eine dargebotene Weinschale ausleert, gleichsam um den Rest seiner Vernunft in gänzliche Vergessenheit zu begraben; Circe am Ausgang einer Grotte hält ein Schwein in der Hand, welches Symbol thierischer Genußsucht in der homerischen Fabel so charakteristisch vorkömmt. Doch ist keine Spur von Carricatur in dieser Vorstellung, die im Gegentheil in dem großen Tone gehalten ist, wie er einem Grabesdenkmal zukömmt; wobey der Verf. eine ähnliche Vorstellung auf dem Grabmale der Nasonen erwähnt, wo der Lethefluß und Hermes Psychopompos in der Scene erscheinen. Hiebey werden auch gute Bemerkungen gemacht über die Erzählungen Homers und Virgils, so wie über die antiken Carricaturbilder, die den grosgriechischen Φλύακες oder travestirenden Dramen ihr Daseyn verdanken; endlich über die theologisch-moralischen Deutungen, die schon vom Sokrates und von den Pythagoreern bis auf die Neuplatoniker herab diesem Mythus von der Verwandlung in Thiere gegeben worden.

Dieß gibt dem Hrn. R.-R. (p. 362) Anlaß, in eine allgemeine Betrachtung über die Art einzugehen, wie die griechischen Künstler solche thiermenschliche Gestalten behandelt haben. Ich hebe einige Hauptsätze heraus, und füge einige Bemerkungen über Einzelnheiten bey: Den Ursprung dieser Doppelgestalten leitet der Verf. aus dem Oriente, insbesondere aus Phönizien und Aegypten her; namentlich hält er den ganzen Mythus von den Circeischen Verwandlungen für ägyptisch. Sodann wird bemerkt, daß, wo die Verbindung der thierischen mit der menschlichen Natur darzustellen war, die Griechen in der Regel dem thierischen Körper ein Menschenhaupt gaben, die Aegyptier hingegen einem Menschenleib den Thierkopf auffetzten. — Bey den vom Verf. berührten Ausnahmen hätte vorzüglich das ägyptische Gebilde der Sphinx bemerkt werden sollen. — Aber als Hauptsatz dieser ganzen Erörterung tritt Folgendes hervor, daß die griechische Kunst, je mehr sie sich ihrer selbst bewußt und selbstständig wurde, in demselben Maße die nothwendig erforderlichen Thiertheile abkürzte und milderte, wie z. B. die Io anfangs als Kuh, aber in reineren Kunstwerken als Jungfrau mit menschlichem Angesichte und nur mit dem Zusatze der Kuhhörner abgebildet ward;

und wie der ursprünglich gräßliche Maskenkopf der afrikanischen Gorgone durch die läuternde Kunst bis zur höchsten Schönheit gesteigert wurde. — Wenn Hr. R.-R. das von Herrn Bröndsted zuerst bekannt gemachte sehr schöne colorirte Haupt aus Tyndaris aus Sicilien eher für die Maske einer Jo als einer Meduse zu halten geneigt ist, so möchte ich ihm jetzt darin beystimmen. 2) Die allmäliche Milderung und endliche Verklärung des Medusenhauptes ersieht man jetzt recht anschaulich aus der Reihe von Medusenköpfen im Anhange zur interessanten Abhandlung des Herrn Levezow über die Gorgonen, Berlin 1833. (3) Die ἀλλόφυλος εὐνή in der bemerkenswerthen Stelle des Agatharchides beym Photius (Biblioth. Cod. CCL. p. 1326; p. 443 ed. Junn. Bekker) bezeichnet die fleischliche Vermischung zweyer verschiedenen Gattungen, wie der Pasiphae mit einem Stiere (man vergl. de Rhoer zu Porphyr. de Abstinent. I. 10. p. 17). (4) Wenn der Verf. p. 365. not. 3 in den Worten des J. Laur. Lydus de Menss. p. 78 (p. 192, ed. Roether.): Τὴν Τύχην οἱ Ἕλληνες γράφουσι βοοπρόσωπον (βουπρόσωπον), nach dem zweyten Worte: Ἰοῦν, mit einem Fragezeichen setzt, so würde der Autor, falls er nicht aus einem jonischen Schriftsteller geschöpft, Ἰὼ geschrieben haben. Was aber die Conjectur selbst betrifft, so kann ich sie nicht unterschreiben. Hier nur so viel: Die Tyche oder Fortuna war in alten Religionen ein lunarisches Wesen, und folglich kam ihr, wie dem Monde selbst, das Stierhaupt recht eigenthümlich zu. — Ich kehre zum Verf. zurück. Nachdem dieser seine Betrachtung durch eine weise Induction von Fluß- und andern Gottheiten, die mit Thierleibern vorkommen, nach Münzen, Vasen, geschnittenen Steinen und Bildwerken aller Art erläutert hat, spricht er noch den Satz aus, daß manche Mythen der Griechen in bildlichen Denkmalen ihren Ursprung haben, und den Wunsch, daß diese Idee weiter verpflanzt werden möchte. In den Anmerkungen zu diesem Artikel werden wieder, nach des Verfassers Gewohnheit, mehrere antike Denkmäler lehrreich angeführt.

§. 4. P. 366. Es ist zu verwundern, daß die Nekyia, die malerische Schilderung des Todtenreichs, im eilften Gesange der Odyssee, obschon von Polygnot und Nicias in Malereyen dargestellt, und in Theaterscenen dem großem Publicum anschaulich gemacht, und obschon der Glaube am Todtenorakel und Geistererscheinungen in die Masse des Volks übergegangen war, unter den übrig gebliebenen Bildwerken eine so seltene Erscheinung ist. — Hierbey gehaltreiche Anmerkungen über diese Volksmeinungen und über die in Thessalien besonders häufig ausgeübte Nekromantie. — Erst Winckelmann hat ein Basrelief

Albani bekannt gemacht mit Ulysses, wie er den Tiresias befragt (Monumenti Nro. 157; jetzt in Millin's Gal. Mythol. pl. 174, Nro. 637). Außerdem kömmt dieser Gegenstand auch auf einem oder zwey geschnittenen Steinen vor. Herr R.-R., bemüht, dergleichen Darstellungen zu entdecken, glaubt diese Befragung des Tiresias in einem Vasenbilde in der vaticanischen Bibliothek (jetzt bey Inghirami Monunm. Etruschi, Tom. V. part. 1, trav. 44) gefunden zu haben. Er nimmt eine Säule mit dem Bilde des Apollo als Andeutung des Tempels dieses Gottes bey Cuma. Vor derselben erscheint, reicher als gewöhnlich gekleidet, vermuthlich nach einer scenischen Vorstellung, Ulysses mit der bekannten Mütze und mit dem auf einen Stab gestützten und in einen Mantel gehüllten Tiresias im Gespräch begriffen. Der Gegenstand der Fragen, nämlich der Zustand der Familie des Königs von Ithaka, ist auf der andern Seite durch die königlich gekleidete Penelope mit ihren beyden Zofen, Eurynome und Melantho, angedeutet; wobey der Verf. aus Beyspielen zu erweisen sucht, daß in Bildwerken, besonders in solchen, wo Weissager abwesende Personen vor die geistige Anschauung führen sollen, diese letzteren selbst oder auch abgeschiedene Seelen in einem Seitenfelde oder im Hintergrunde leibhaftig vorgestellt werden, und erklärt diese ganze Scene für die Copie einer Theaterscene, wozu die Odyssee so reichhaltigen Stoff geliefert habe. Hierbey nun wieder lesenswerthe Anmerkungen über die uralten Todtenorakel in Campanien und die davon vielleicht abstammenden Acheruntia Sacra der Etrusker; über vielleicht noch ältere Geisterbeschwörungen und Orakel in Thesprotien, vielleicht orientalischen Ursprungs. Der Verf. beschreibt auch eine interessante epirotische Münze (bey Mionnet Supplem. d. Médailles, Tom. III. pl. XIII. Nro. 5) mit Ceres auf der einen und Cerberus auf der andern Seite, und erklärt sie richtiger mit Beziehung auf epirotische Mythen und Oertlichkeiten des dort hin verlegten Todtenreichs. Endlich wird auch ein Basrelief (jetzt in Millin's Gal. Mythol. pl. 172. Nro. 639) auf die Vorstellung der Seestille (Γαλήνη) und auf die Berathung des Ulysses mit Eurylochus über seine Heimfahrt bezogen. Mit noch größerer Zuversicht glaubt Hr. R.-R. p. 369 sq. ein anderes Vasenbild, von welchem neulich eine abweichende Erklärung gegeben worden, auf die Nekyomantie beziehen zu dürfen. Er theilt es deßwegen unter den Abbildungen mit (pl. LXIV). Es ist ein Nolanisches Gefäß von grober Fabrik und vernachläßigter Zeichnung im Besitz des Hrn. Pourtalès-Gorgier in Paris. Unser Verf. erklärt diese Vorstellung aus Odyss. XI. vs. 25—84, und sieht darin, wie aus der von Ulysses gegrabenen Grube der Schatten seiner Mutter

Antiklea aufsteigt; in einer nebenan stehenden Figur mit Mantel und Stab erkennt er, nach Analogie anderer scenischen Vasenbilder, den Repräsentanten des Chors oder des Volks (δῆμος), und in der durch Schranken abgeschlossenen kanobischen Figur mit einem Menschenhaupte sieht er den abgesteckten Orakelbezirk, als Anspielung auf das Todtenorakel bey Cuma zwischen den Seen Aornos und Acheron; und zeigt zuletzt, wie natürlich auf einem in der Nähe jener Oertlichkeiten, zu Nola, verfertigten Gefäß, diese Handlung der Odyssee abgebildet werden konnte, da eine Sage diese Scene ja eben dorthin verlegt habe.

Die kanobische Figur gibt dem Verf. Stoff zu einer besonderen Untersuchung: Zuvörderst erwähnt er nämlich der von Inghirami, Dorow und Micali neulich bekannt gemachten etrurischen Kanoben, die aus den Gräbern von Chiusi (Clusium) herkommen; erkennt darin ein unzweydeutiges Merkmal des orientalischen Ursprungs verschiedener Elemente der Etruskercultur; bemerkt, wie diese gefäßartigen Göttergebilde besonders in Aegypten vorkommen, und mit den Vorstellungen der chthonischen und kosmischen Gottheiten in Verbindung stehen, die unter dem Namen der guten Götter in die Culte der alten Griechen, der Italier und der Etrusker übergegangen waren; macht aufmerksam auf diese Kanobengestalt, wie sie in obigem Vasenbilde zum ersten Male erscheint; theilt zugleich die Abbildung eines ähnlichen etrurischen Kanobus von Tuffstein (jetzt im königl. französ. Museum, pl. LXV, Nro. 2) mit, und beschreibt ihn, macht ferner auf eine gleiche Figur in einem etrurischen Spiegelbilde der Kircher'schen Sammlung aufmerksam. Was aber hierbey besonders die Beachtung der Archäologen verdient, ist die Bezeichnung der Verschiedenheiten der ägyptischen, altetrurischen und derjenigen Kanobengestalt, wie sie in dem beschriebenen Vasenbilde sich darstellt, wo sie sich der Hermengestalt annähert; woraus man ersieht, daß die spätere etrurische Bildnerey in dieser Vorstellung zwischen den ägyptischen und hellenischen in die Mitte tritt, und sich dieser letztern annähert; endlich die Idee des Verf.'s, daß, da die griechischen Hermenbüsten auch in und bey Gräbern gestanden, aus jenen ursprünglich chthonischen Götterfiguren sich allmälich die Porträtbüsten der in Grabmälern beygesetzten Personen beyder Geschlechter herausgebildet habe.— In den Gesichtszügen der kanobischen Figur von Tuffstein, so wie in der ganzen Zeichnung erkennt übrigens unser Verf. unverkennbare Zeichen, daß dieses rohe Sculpturwerk der primitiven und so zu sagen vordädalischen Periode der italischen Schulen, bevor sie noch den bildenden Einfluß der besseren hellenischen erfahren, angehöre, und ein uralt ächt national-etruskisches Gebilde sey.— Ich habe den Vortrag

des Herrn R.-R. nicht unterbrechen wollen, und bemerke daher erst jetzt kürzlich nur Folgendes: Ob in der nekromantischen Scene des zum ersten Male hier mitgetheilten Vasenbildes (pl. LXIV) durch die vermittelst einer Schranke abgesonderten Figur des Kanobus das cumanische Orakellocale angedeutet sey, ließe sich noch fragen. Könnte es nicht der kanobisch-ägyptische Orakelort selber seyn? denn das berühmte, zwischen Alexandria und Kanobus (Aboukir) gelegene Heiligthum war nicht allein ein ärztliches Serapeum, worin Incubationen und dergleichen Heilmittel angewendet wurden (Tacit. Historr. IV. 81 sqq.), sondern man legte dieses Orakel auch dem chthonischen Gotte Hades oder Pluto bey (Heraclides Ponticus ap. Plutarch. de Isid. et Osirid. p. 361 F. p. 482 Wyttenbach.). Es war aber ein von aller Welt besuchtes Heiligthum (Eunapius in Aedesio p. 43 ed. Boissonad.). Auf jeden Fall ist in diesem nekromantischen Vasenbilde die kanobische Figur von diesem ägyptischen Todtenorakel hergekommen; eben so wohl, wie ein Heiligthum des kanobischen Serapis (Σαράπιδος ἐν Κανώβῳ καλουμένου τέμενος) in Korinth (Pausan. II. 4. 7), keinen andern Ursprung als von dorther hatte, wie der angeführte Name verräth. Da nun die vom Verf. bekannt gemachte Kanobenfigur aus Tufstein ein hohes Alterthum beurkundet, und mithin einen uralten etrurischen Cult so gestalteter chthonischer Gottheit; so ließe sich wohl denken, daß auch das kanobische Serapeum in Korinth alt genug gewesen; und die Herkunft jener etrurischen Kanobengestalten ließe sich, bey der Verbindung Etruriens mit Korinth, in einen ungezwungenen Zusammenhang mit korinthischen Culten und Gebilden bringen. — Jedoch das alles bleibe dahingestellt, denn das cumanische Todtenorakel, wie die sacra Acheruntia der Etrusker, können eben so wohl auf andern Wegen nach Campanien und Etrurien verpflanzt worden seyn; — die Hauptsache ist und bleibt der durch jene campanischen und etrurischen Kruggottheiten gelieferte neue und augenscheinliche Beweis für den ägyptischen Ursprung hellenisch-italischer Religionsculte und Götterbilder. — In einigen Anmerkungen zum Schlusse dieses Abschnittes führt Hr. R.-R. eine Stelle des Martianus Capella (II. 7. p. 36) an, worin aus der etrurischen Mythologie Vedius (Ve-Dius) cum uxore erwähnt ist, und sucht zu zeigen, daß diese Frau des Ve-Dius, oder Ve-Jovis, oder des unterirdischen Juppiter, bey den Etruskern Suthina (Su-Thina) genannt worden; welcher Name auf etrurischen Monumenten mehrmals einer weiblichen Gestalt mit einem Polus oder Modius auf dem Kopfe beygeschrieben sey, und daß wir dem zu Folge diese Suthina für die etrurische Proserpina halten können; sodann erklärt er aus einer neulich bekannt

gemachten sicyonischen Münze (Cabinet de M. Allier Hauteroche, pl. VI, Nro. 15) sehr schön eine Stelle des Pausanias, worin die ἡρῷα oder Todtenmahle der Sicyonier beschrieben werden.

§. 5. Sehr häufig zeigt sich dagegen, fährt Hr. R.-R. (p. 376 sqq.) fort, auf etrurischen Denkmalen die Darstellung des Ulysses bey den Sirenen. Schon Gori hatte drey derselben bekannt gemacht, eine vierte Tischbein im Homer nach Antiken; eine fünfte Etruskerurne theilt unser Verf. mit (in der Abbildung pl. LXI. Nro. 1). Im Vorworte bemerkt er, daß wenn man früher vermuthen konnte, daß ein griechisches Vorbild dieser homerischen Scene den etrurischen Künstlern vorgeschwebt, dieß nun durch ein Vasenbild Canino (in den Annali del Inst. Archeol. Tom. I. pl. VIII) von griechischer Fabrik und Zeichnung zur Gewißheit erhoben werde. Dieses Bild sey auch deßwegen bemerkenswerth, weil es den Namen des Helden in älterer, vielleicht dorischer Form: OLVSEVS, beygeschrieben habe, eine Namensform, die sich auch auf dem Bruchstücke eines Gefäßes von Correto zeigt, und woraus man also die Entstehung des etrurischen VLVXE und des römischen Ulyxes erklären könne. — Daß die Namensform 'Ολυσεύς dorisch gewesen, möchte doch deßwegen zu bezweifeln seyn, weil es sonst unbegreiflich wäre, warum so viele griechische Poeten, Philosophen und Grammatiker, die sich mit Etymologieen des Namens 'Οδυσσεύς abgemüht, nicht auf jene Namensform mit dem Lamda (λ) gemerkt, sondern alle bey ihren Herleitungen das Delta (δ) in diesem Namen voraussetzen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß einige dem ersten Vocal einen Spiritus asper vorgesetzt, und 'Οδυσσεύς, von ὅδὸς und ὕειν geschrieben wissen wollten (Eustath. zu Odyss. I. 62. I. 48. XIX. 407. Vita Sophoclis, ed. Strunck, p. 34, u. Kuster. Historia Crit. Homeri, p. 27). Man sollte daher vielmehr vermuthen, daß jene Aussprache nur italisch, und namentlich etrurisch gewesen, und daß die Maler jener zwey Vasenbilder, wenn auch Griechen, sich nach dieser etrurischen Aussprache bequemt haben *). — Auf dem Vasenbilde Canino hat das Vor-

*) Wirklich hatte Eustathius oder der Gewährsmann, dem er folgt, von jener Schreibart mit λ gehört; denn er sagt zur Iliade II. 569, p. 234, ed. Lips.: καὶ ὁ 'Οδυσσεὺς δέ που 'Ολυσσεὺς καὶ ἡ 'Οδυσσεία· 'Ολυσσεία (εὕρηται), eine Stelle, die man, wie sich nun auch aus obigen Vaseninschriften ergibt, mit Unrecht hat ändern wollen. Das war aber nicht dorisch; denn im Pindar lesen wir 'Οδυσσεύς, und im Theokrit (Idyll. XVI. 51) 'Οδυσεύς. Die Aeolier sagten: 'Υδυσσεύς oder Οὔδυσσεύς, denn in der Stelle des Quintilian (Institut. orator. I. 4. 16) las man bisher: »Sic

dertheil des Schiffes, worauf Ulysses fährt, ein Auge. Der Verf. findet darin am wahrscheinlichsten ein Sinnbild der Wachsamkeit, glaubt jedoch, daß der Ursprung des Symbols ägyptisch sey, wegen der vielen Augen von verschiedener Materie und Größe, die sich in den ägyptischen Hypogeen finden, mit Hindeutung auf Osiris, oder auf Sonne und Mond, und bemerkt dabey, daß Augen sehr häufig auf griechischen Vasen abgebildet sind. Die breite, mit Sternen gestickte Binde an des Schiffes Hintertheil wird mit einem andern Archäologen für das magische Kredemnon der samothracischen Weihen erklärt, welches dem Ulysses im Schiffbruch das Leben gerettet, und womit er in einem anderen Vasenbilde die Lenden umgürtet hat. Die Art, wie Ulysses unter vier Gefährten durch Größe ausgezeichnet am Mastbaume steht, ist ganz in der naiven Einfachheit anfangender Zeichnungskunst genommen; besonders merkwürdig ist die Gestalt der S i r e n e n, die ein menschliches Haupt auf einem Vogelkörper mit Flügeln und Vogelfüßen haben, und in dieser Gestalt noch ganz den orientalischen und ägyptischen Ursprung dieses Gebildes verrathen. Der Sirenen sind drey, wobey der Verf. diese und andere kleine Abweichungen von der homerischen Erzählung erwähnt, dabey ein anderes Gefäß (Durand) anführt, worauf das Schiffsvordertheil mit einem Schweinskopf (also ὑόπρωρος) versehen ist. Er geht noch mehrere Kunstdenkmale durch, um zu zeigen, daß in Bildern der römischen Zeit die Kunst sich durch Einführung von neun Musen mit verschiedenen musikalischen Instrumenten noch weiter von der Einfachheit der homerischen Vorstellung entfernt habe.

Die für die Kunstgeschichte allgemein interessante Frage, ob Homer sich die Sirenen als schöne menschliche Jungfrauen, wie sie auf etrurischen Denkmalen gebildet sind, oder mit Vogelkörpern und Menschenköpfen gedacht, entscheidet Hr. R.-R. ganz für Herrn Schorn gegen Voß, zuvörderst weil die Bildwerke, wie eben jenes Vasenbild Canino, je älter sie sind, und je näher sie dem homerischen Zeitalter stehen, sie mit solchen thiermenschlichen Gestalten vorstellen; sodann weil überhaupt die Kunstdarstellung der Griechen, je unbehülflicher sie in der Formbildung war, um so mehr den orientalisch-symbolischen Charakter getreu befolgte, und überhaupt, nach dem natürlichen Gange der Künste,

---

'Οδυσσεὺς, quem 'Υ δ υ σ σ έ α fecerunt Aeoles, ad Ulyssem deductus est,« und so hat auch noch Koen zum Gregor. Corinth. p. 586, ed. Schaefer, aber Spalding hat gezeigt, gegen alle Handschriften, und dem zu Folge aus denselben hergestellt: Ο ὐ δ υ σ σ έ α, und wahrscheinlich muß man eben dort auch Ulixem schreiben (s. Spalding zum Quintil. a. a. O. p. 74 sq.).

vom Häßlichen nur allmälich sich stufenweise zum Schönen zu erheben vermochte. Der Verf. erweiset diesen Satz siegreich gegen Andersdenkende durch Beweisstellen und Denkmale in Bezug auf analoge Vorstellungen, wie z. B. der Ker, der Poine, der Echidna und der Medusa.

Die Untersuchung wendet sich darauf zur Feststellung des Bezugs der Sirenen auf Tod und Grab. Es wird zuerst an die vielen Sirenenbilder mit Vogelkörpern und Frauengesichtern erinnert, die sich in den ägyptischen Katakomben finden, und dann weiter gezeigt, wie jene funeräre Bedeutung der Sirenen auch dann noch festgehalten worden, als die griechische Kunst dieses Gebilde allmälich der reinmenschlichen Gestalt näher führte, und diese mythischen Wesen endlich unter der Form schöner Jungfrauen darstellte, obschon man bemerken könne, wie die alte hieratische Bedeutung der Sirenen unter den Griechen mehr und mehr einer moralischen Platz gemacht. Es wird dabey an die Sirenen auf den Grabmalen des Sophokles und Isokrates und auf dem Leichengerüste des Hephästion erinnert. In ungemein reichhaltigen Anmerkungen werden diese Sätze theils mit Zeugnissen der alten Schriftsteller, theils mit Anführungen von Kunstdenkmalen belegt. Unter den ersteren hebe ich die Stellen des Apollonius Rhodius (IV. 896 sq.), des Ovidius (Metamorph. VI. 552) und des Hyginus (Fab. 141) aus, welche die Sirenen als Dienerinnen der Proserpina kennen; unter den letztern den Scarabäus der Orleans'schen Sammlung (Tom. II. pl. 2), welcher auf der einen Seite den Ajax mit dem Leichname des Achilles und mit dem Bilde seiner Seele, auf der andern eine Sirene mit dem Vogelkörper darstellt; ingleichen den Umstand, daß diese Wesen auf gemalten Vasen so häufig neben Grabessäulen und andern auf den Tod bezüglichen Umgebungen erscheinen; wie auch auf Grabeslampen; wovon der Verf. eine als Vignette (Nro. 12. p. 392) zuerst bekannt macht. Diese dem französischen Museum angehörige Lampe zeigt uns das Schiff des Ulysses, ihn selbst, mit zwey Gefährten, und darüber, der gewöhnlichen Darstellung gemäß, auf Felsen stehend drey Sirenen, außer den Flügeln und Vogelfüßen, mit menschlichen Körpern, zwey mit Leyer und Doppelflöte und eine singend. Diese Lampe wird mit andern Monumenten vom Verf. als Beweis gebraucht, daß auch die Römer noch die Beziehung der Sirenen auf Tod und Grab festgehalten haben. Er verweilt sodann noch bey einem andern Vasenbilde griechischer Arbeit von eben so altem Style, als das in der Sammlung Canino, und zwar hauptsächlich deßwegen, weil auf dessen einer Seite der Mythus der Sirenen, auf der andern aber drey entkleidete fliegende Genien vorgestellt sind, welche drey

Symbole in den Händen tragen, die sich unbezweifelt auf den Tod und die Seelenweihe nach dem Tode beziehen, nämlich die mystische Binde, den Kranz und ein Kaninchen (vgl. Orestéide p. 225). Ich übergehe, was der Verf. über die Inschrift dieses Gefäßes sagt, weil mir dabey Zweifel aufgestiegen sind, ob ich gleich gern anerkenne, was von ihm eben dort über die auch in Vaseninschriften vorkommende Anspielung auf Namen der Personen bemerkt wird, denen man dieses Gefäß bestimmt hatte.

Jetzt erst (p. 384) gelangt Hr. R.-R. zur Beschreibung der Vorstellung aus der etruskischen Urne von Volterra (pl. LXI. Nro. 1). Er macht hier, bey der Einerleyheit des Gegenstandes, auf die Verschiedenheit in der Behandlungsart von jenen Vasenmalereyen aufmerksam. Hier erscheinen auf einem Felsen neben dem Schiffe des Ulysses sitzend die Sirenen als drey junge und schöne Jungfrauen in der Kleidung griechischer Matronen mit Tunika und Peplus; die eine hat eine Lyra, die andere eine Syrinx, die dritte eine Doppelflöte in den Händen. Die Wirkung ihrer Töne läßt sich aus der Bemühung des am Maste angebundenen Ulysses ersehen, den Perimedes und Eurylochus mit Gewalt zurückhalten müssen (Odyss. XII. 193 sqq.). In dieser ganzen Darstellung zeigt sich durchaus nichts nationell Etrurisches; sondern Alles erinnert an griechische Vorbilder. Ueber das Schiff, dessen einzelne Theile und Verzierungen werden in den Anmerkungen lehrreiche Nachweisungen gegeben. — Ich erlaube mir hierbey einige Bemerkungen: Obschon wir seit Heindorfs Zeit, der über die in Plato's Kratylus (p. 45, ed. Heindf.) in der Unterwelt vorkommenden Sirenen in große Verlegenheit gerieth, in der Kenntniß dieses mythischen Gebildes beträchtliche Fortschritte gemacht, wozu auch unser Verf. in eben diesem Capitel hülfreich mitgewirkt hat, so möchte doch bis zur gänzlichen Durchschauung dieser dem Morgen- wie dem Abendlande bedeutsamen Personification noch vieles fehlen. Einmal möchte zu fragen seyn, ob die bemerkte verschiedene Gestaltung nicht manchmal absichtlich gewählt worden, um die Bedeutung dieser Wesen zu modificiren; sodann möchte auch auf Bekleidung und auf die Attribute der Sirenen zu merken seyn. So hat z. B. eine ganz vogelartig gebildete bronzene Sirene in einer Heidelberger Sammlung um den Jungfrauenhals eine Perlenschnur. Endlich scheint die Dreyzahl, in der die Sirenen meistens auf Denkmalen vorkommen, nicht ohne Bedeutung zu seyn. Die Alten unterschieden auch drey Arten oder Geschlechter von Sirenen (Τρία Σειρήνων γένη): olympische, Dienerinnen des Zeus, irdische, an den Wassern, im Dienste der Aphrodite Pandemos, und chthonische, im Dienste des Hades; alle drey als personificirte Worte, Stim-

men und Anrufe der Vernunft, der Sinnlichkeit oder der aus dem Sinnentaumel zur Besonnenheit zurückkehrenden Seele. Endlich wäre auch zu untersuchen, ob und in wiefern die Sirenen mit der Seelenwanderungslehre in Verbindung stehen. Mit Einem Worte: es wäre die Aufgabe, durch einen Verein von allen Bildwerken, worin diese Wesen vorkommen, wie durch Zusammenstellung aller Zeugnisse, auch der alten Philosophen, den Grundfaden nachzuweisen, der durch dieses mythische Gewebe hindurchläuft.

§. 6. Herr R.-R. beschließt (p. 385 sqq.) die Reihe seines heroïschen Cyklus mit Bekanntmachung und Erklärung einiger Denkmale, bezüglich auf die Flucht des Aeneas, welche neuerlich aus dem etrurischen Boden hervorgegangen sind, und die von der Verbreitung dieser durch die Römerherrschaft so bedeutend gewordenen Sage zeugen. Unter den verschiedenen Erzählungen von jener Begebenheit glaubt der Verf. am sichersten diese Monumente nach der des Hellanikos, die im Alterthum am meisten Credit gehabt (Dionys. Halic. Antiqq. I. 47—49), erläutern zu können. — Ich bemerke hierbey, daß auch Sturz die innere Wahrscheinlichkeit dieser Sage darzuthun sucht (zu den Fragmenta Hellanici Nro. LXIX. p. 101 sq. ed. alter.), der zugleich bemerkt, daß die Erzählung des Hellanikos in seinen *Τρωϊκά* im Wesentlichen mit der des Dichters Lesches in der *Ἰλίου Πέρσις* übereingestimmt. Ich füge noch hinzu, daß auch der zweyte Mythograph der vaticanischen Handschrift (s. Classicorr. Auctorr. e Vaticann. Codd. edd. Tom. III. Nro. 202. p. 69. ed. Ang. Mai.) aus derselben Quelle geschöpft hat; denn er erzählt unter dem Titel: Item de fuga Aeneae: »Aeneas, Veneris et Anchisae filius, in eversione Troiae deos Penates et patrem et filium Ascanium ex incendio eripuit, *et cum his in Idam montem venit*« etc.

Unser Verf. berührt sodann zwey neulich bekannt gewordene Vasen Canino, auf denen Aeneas namentlich bezeichnet, in den vordersten Reihen tapfer kämpfend erscheint, und auch auf der Vase Vivenzio und mehreren andern werden die edlen Motive der Flucht des Aeneas, mit Götterbildern, Vater, Sohn und Gefährten dargestellt; wobey bemerkt wird, daß dem zu Folge diese Maler weder dem Homer folgten, der den Aeneas so sehr in Schatten stellt, noch dem Dichter Lesches, der ihn zu einem Gefangenen des Neoptolemos macht. Hierbey werden auch mit Vergleichung zweyer Vasenbilder zwey interessante Beobachtungen mitgetheilt, einmal, daß die Vasenmaler, auch wo sie überlieferte Compositionen copirten, sich doch die Freyheit nahmen, Zusätze und Aenderungen zu machen, z. B. einige Personen mehr

in die Handlung zu bringen; sodann, daß es bey den Künstlern herkömmlich war, geringe Personen oder das durch sie angedeutete gemeine Volk (πλῆθος) in bemerklich kleinerer Statur vorzustellen, wobey der Verf. eine schöne Anwendung von einem Fragment der Sophokleischen Tragödie Laokoon (beym Dionys. Halic. I. 48) nach Tyrwhitt's Verbesserung zur Erklärung eines Vasenbildes macht. Die gewöhnliche Vorstellungsart, wonach Aeneas seinen Vater trägt, und den Sohn an der Hand führt, wird durch einen Ueberblick griechischer und römischer Münzen erläutert, so wie sie auf dem Vasenbilde des Nikosthenes in der Sammlung Canino vorkömmt; auf einer andern derselben Sammlung werden zwey Kinder von zwey Frauen geführt, und die Flucht des Aeneas ist hier auf der Kehrseite des Gefäßes vorgestellt, dessen Hauptseite den die Medusa tödtenden Perseus vor Augen stellt (bey Micali in der neuen Sammlung tav. LXXXVIII. Nro. 5 u. 6). Vom Verf. wird die Abbildung eines neuerlich bey Canino ausgegrabenen, jetzt in der Sammlung Durand befindlichen Gefäßes mitgetheilt (pl. LXVIII. Nro. 2), worauf wir den seinen Vater tragenden Aeneas, eine Frau, vielleicht Kreusa, und zwey die Familie beschützende Krieger sehen, einen in phrygischer, den andern in griechischer Waffenrüstung, welches sich vielleicht auf die Sage bezieht, daß die Achäer, gerührt von der Kindesliebe und Frömmigkeit des Aeneas, diesem Helden freye Auswanderung gestattet hatten (Heyne Excurs. IX ad Aeneid. II). Endlich zeigt uns ein in Aegina ausgegrabenes Gefäß des Hrn. Herry in Antwerpen (abgebildet (pl. LXVIII. Nro. 3) nur den seinen Vater tragenden Aeneas, und vor ihm und nach ihm sich umwendend die Kreusa. Es wird dabey bemerkt, daß nach der griechischen Sage Aeneas nur seinen Vater und die vaterländischen Götterbilder rettete, während es in der römischen wesentlich war, daß er auch seinen Sohn Ascanius mit sich genommen; welches durch ein (pl. LXXVI. Nro. 4), nach einer Zeichnung der Millin'schen Sammlung mitgetheiltes Marmorrelief in Turin, aus der römischen Kaiserzeit herrührend, bestätigt wird. Dagegen wird ein Vasenbild Durand (pl. LXVIII. Nro. 1) aus diesem Kreise ausgeschlossen, und für Ajax genommen, wie er, unter Vorschreitung der Thetis, des Achilles Leichnam aus der Schlacht hinwegträgt.

Hiernächst werden (p. 388 sqq.) mehrere geschnittene Steine angeführt (jetzt in Inghirami's Galleria Omerica, tav. 71 und 73), und durch Vergleichung mit dem Camee Worsley ein römisches Grabgemälde erklärt, das, so wie jene Gemmen, sich auf die wunderbare Rettung des von Diomedes verwundeten Aeneas bezieht. Der Verfasser beschließt diesen

Abschnitt über die Denkmale des Aeneas mit einer genauen Beschreibung von vier Basreliefs an einem Altar, den er Ara Augusti nennen zu dürfen glaubt, weil er sich auf den Ruhm der domus Augusta beziehe. Von diesem Altare macht er hier zum ersten Male eine Abbildung bekannt (pl. LXIX), und beklagt, daß dieses Monument in der Villa Madama so lange allen Unbilden der Zeit und der Menschen ausgesetzt gewesen, bis es in den Hof des Belvedere in Rom gekommen, da es doch ein öffentliches Denkmal von einer guten Bildhauerschule aus dem Zeitalter des Augustus sey. Man sieht, nach der Deutung des Verf.'s, darauf dargestellt: den Aeneas in ehrwürdiger Gestalt mit Mantel und Zepter, neben dem albanischen Mutterschweine mit Ferkeln, und gegenüber die Sibylle von Cuma mit einer Rolle, die Schicksale Roms enthaltend; ferner die Apotheose des Julius Cäsar, mit den Bildern des Himmels, der Sonne, und mit der Personification des Senats; ferner ein Opfer, den Laren des Augustus dargebracht, seinen Genius und hier und dort Personen dieses Kaiserhauses; endlich die Siegesgöttin geflügelt, an eine zwischen zwey Lorbeerbäumen stehende Säule einen Schild befestigend mit einer Inschrift, daß der Senat dem Augustus dieses Denkmal weihe. In den Anmerkungen stehen Vergleichungen mit ähnlichen Monumenten, nebst lehrreichen Bemerkungen über den Cinctus Gabinus, über die Darstellung der Laren, über die Personification der βουλή (des Senats) eben sowohl als Gott wie als Göttin u. s. w.

Anhang. In dem Vorworte (p. 393) erklärt sich Herr R.-R. über eine nur allzuwahre Erfahrung, daß von antiken Denkmalen, in Folge einer früheren mit ihnen vorgegangenen Trennung, oft nur einzelne Theile zur Kenntniß und Anschauung der Archäologen kommen, deren Erklärungen sonach entweder im Einzelnen irrig seyn, oder doch, weil sie einen Theil für das Ganze halten, den Totalsinn des Werkes verfehlen müssen. Von diesen mißlichen Umständen macht der Verfasser

§. 1 sogleich eine Anwendung auf ein Basrelief im Museo Pio Clementino (IV. tav. 18), welches E. Q. Visconti in Betreff der einzelnen abgebildeten Personen ganz richtig erklärt hatte, aber über das Motiv der ganzen Composition in vollkommenem Irrthum ist. Der Verf. ergänzt dieses Relief durch Vergleichung eines zweyten vaticanischen und eines dritten in der Villa Borghese, und zeigt zuvörderst, daß der Lauf der Sonne und des Mondes hier unter den Schutz der großen capitolinischen Gottheiten gestellt erscheinen. Es werden dabey mehrere Erklärungen Visconti's, Zoegas und anderer Archäologen berichtigt, und in den beygefügten Anmerkungen besonders viele Erörterungen ge-

macht: über die Darstellung und Bedeutung der Sonne und des Mondes, des Phosphoros und Hesperos, der zwey Dioskuren; wobey über diese letzteren die Vermuthung geäußert wird, daß die beyden Dioskuren des Capitols am Eingang eines großen Mausoleums aufgestellt gewesen, wo nicht auch die beyden Jünglingskolosse von Monte Cavallo. — Die Beziehung der Dioskuren auf den Wechsel von Leben und Tod, bemerke ich hierbey, ja ihrer rohen Bildsäulen Aufpflanzung an Gräbern, als uralter Gebrauch in Lacedämon und anderwärts, geht aus Stellen der Alten, wie des Plutarch de fraterno amore p. 949 sq. p. 478 Wyttenb. Hesychius I. p. 1017 Alberti und andern Zeugnissen hervor. Die Untersuchung selbst muß einem andern Orte vorbehalten bleiben. — Die obige Erklärung des vaticanischen Denkmals ward durch Vergleichung anderer bekräftigt, und dabey ein Todtenaltar aus dem Kloster von S. Paolo außer den Mauern in Abbildung (pl. LXXVII. Nro. 3) mitgetheilt, worauf die Namen Fusca und Phosphorus stehen; welches zu Bemerkungen über Namen-Allegorien auf Grabmalen Gelegenheit gibt, wie über die Vorstellung des Raubes der Proserpina als Zeichen eines frühen Todes in der Blüthe der Jahre. Endlich wird die funeräre Bestimmung aller besprochenen Denkmale und die gleiche Bedeutung der angeführten Bilder dadurch über allen Zweifel erhoben, daß das Bruchstück eines Sarkophagbildwerks zu Perugia mitgetheilt wird (in der Bildtafel pl. LXXII. Nro. 2, — nicht Nro. 1, wie in der ersten Note p. 398 irrig angegeben ist; vorher, zu p. 395, wo das Borghesische Basrelief beschrieben wird, sollte pl. LXXII. Nro. 1 angegeben seyn), ein Monument, welches sich als ein viertes jenen beyden vaticanischen und dem Borghesischen anschließt. Es zeigt zuvörderst den ersten der beyden Dioskuren, ganz entschieden kenntlich durch die ihnen eigenthümliche Mütze, sodann die drey großen Gottheiten mit allen ihren Attributen; und endlich, was die Hauptsache ist, hat es fünf Worte am oberen Ende, welche deutliche Ueberbleibsel einer Widmung an einen Verstorbenen enthalten, und die der Verf. zu ergänzen sucht. Endlich theilt Hr. R.-R. (pl. LYXII. A. Nro. 2, welche Bildtafel aber erst nachgeliefert werden soll) eine neue Abbildung des berühmten Sarkophags von S. Paolo außer den Mauern, aus der Zeit des Septimius Severus, mit, und erklärt die Eigenheiten dieses Monuments, als: Aurora mit ihrem Wagen, der Felsenberg, den der Sonnenwagen hinauffährt, vom Verf. aus den Mithrassteinen und aus dem Zendavesta hergeleitet, der Schleyer der Nacht und endlich der Vorhang, wodurch die großen Gottheiten in ihrem Heiligthume als verborgene Lenker des menschlichen Lebens bezeichnet werden. Aber — worauf der Verf.

nun ein vorzügliches Gewicht legt, das ist der Umstand, daß er die Quelle dieser auf Tod und Grab bezüglichen Bilder nachweisen zu können glaubt. Auf einem neapolitanischen Gefäße, jetzt der Sammlung Blacas angehörig, und hier im Bilde (pl. LXXIII) mitgetheilt, sieht man den Helios auf dem Sonnenwagen, und, wie der Verf. weiter deutet, die Nacht auf einem schwarzen Rosse; die sich ins Meer stürzenden Sterne als Jünglinge vorgestellt, und an der andern Seite der Scene Aurora, den Cephalus raubend; als eine euphemistische Kunstallegorie von einem in der Lebensblüthe verstorbenen Jüngling. Dieser Abschnitt enthält wieder viele lesenswerthe Bemerkungen, z. B. über die Darstellung des Sonnengottes. — Wenn der Verf. hier den Millin tadelt, daß er (zu den Peintures de Vases II. 49. 72) einen ähnlich gestalteten Sonnengott in einem Vasenbilde für einen Dionysos-Helios mit Bezug auf cosmogonische Ideen erklärt hatte — weil solche Gedanken den Denkmalen der schönen Kunstepoche fremd seyen, so wäre es hier ein zu weitläuftiges Geschäft, diese Einrede in ihren Gründen zu prüfen. Hier will ich nur bemerken, daß Hr. R.-R. sich nicht gleich bleibt, sondern eine auffallende Inconsequenz begeht, indem er auf der folgenden Seite, um die Vorstellung der Sterne, wie er die Knaben auf dem Vasenbilde nennt, zu erklären, sich auf orphische Ideen beruft, und nicht nur das Fragment eines orphischen Gedichts anführt, sondern auch eine allen Kriterien nach sehr späte Mysterieninschrift. In derselben Note 3 p. 400 muß geschrieben werden: Jacobs Anthologia *Graeca*, statt: J. Anthol. Palatina. — Es folgen Bemerkungen über die Sonnenrosse, über die Darstellung der Sterne, der Aurora und des Sirius (wobey Erörterungen über ein Spiegelbild von einem Speculum mysticum, dem Hrn. Bröndsted, jetzt der königl. französ. Sammlung angehörig, und über ein Vasenbild, jetzt im Berliner Museum (pl. LXXII. A. Nro. 1); ferner über den Mythus von Aurora und Cephalus, und dessen Vorstellung auf Vasen und andern Denkmälern; endlich über die capitolinische Büste (in Hirt's Bilderbuch I. tab. V. Nro. 1), welche unser Verf. mit Winckelmann und Heinrich Meyer geneigter ist, für einen Alexander den Großen, als mit Visconti und Hirt für einen Helios oder Sonnengott zu halten — mit Anwendung von Stellen der alten Dichter und anderer Schriftsteller.

§. 2. Pag. 401 sqq. Dieselbe Trennung zweyer Theile eines Borghesischen Basreliefs hatte den Winckelmann (Monumm. inedd. I. 4. Nro. 16) zu der unrichtigen Erklärung verführt, es sey darauf Hebe, der Juno Tochter und Göttin der Jugend dargestellt, worin Herr Hirt ebenfalls irrig Amor und Psyche zu erkennen geglaubt hatte. Unser Verf. theilt es jetzt nach seiner

Verbindung der beyden Hälften mit, und vergleicht es mit einem Relief des Capitols, welches mit einigen Abweichungen denselben Gegenstand vorstellt (pl. LXXIV. Nro. 1 u. Nro. 2), und dessen Vergleichung mit dem ersteren bisher versäumt worden war. Durch Betrachtung noch einiger anderer Monumente, und besonders eines volterranischen Urnenreliefs (nach einer Zeichnung des Herrn Inghirami hier pl. LXXV zum ersten Male bekannt gemacht — ein Bildwerk, einzig in seiner Art, und, wie die Vergleichung mit einem Vasenbilde Canino zeigt, nach griechischen Mustern gearbeitet), und welches letztere Hr. R.-R. vom Raube der Leukippiden Hilaira und Phöbe durch die Dioskuren versteht; — durch diese verschiedenen Zusammenstellungen sucht nun der Verf. zu erweisen, daß auf diesen etrurischen und römischen Reliefs der Totalsinn der bildlichen Vorstellungen kein anderer sey, als den Tod zu bezeichnen, wie er Personen im Frühling des Lebens wegrafft, dessen Anfang durch die Parzen als Vorsteherinnen der Geburt angedeutet ist, und das durch die eleusinischen Weihen (bezeichnet durch Einführung der Ceres und der Proserpina) unter den Schutz der drey großen capitolinischen Gottheiten (Juppiter, Juno und Minerva) gestellt war, eine Idee, die auf dem etrurischen Relief durch Einführung zweyer mythologischen Wesen, der Dioskuren, auf den beyden römischen durch Einführung einer allegorischen Person, des Todesgottes (Thanatos), dargestellt war; woraus denn die Folgerung hervorgeht, daß in diesen Bildwerken dieselben Grundideen mit denselben Hauptmotiven dargestellt sind, wie in den vorher (§. 1) erläuterten. — Zu den Leukippiden, bemerke ich kürzlich, wird auch Arsinoe, die Mutter des Aesculapius, gezählt: Cic. de N. D. III. 23 mit meinen Noten p. 613 sq. Dieser Mythus verdiente auch der Kunstwerke wegen noch eine genauere Behandlung. — Im Texte und in den Anmerkungen handelt unser Verf. noch von der Darstellung und von der Zahl der Parzen; von der bildlichen Darstellung der Unsterblichkeit oder der Apotheose, von der Kleidung der Dioskuren und von einer wichtigen Stelle des Plato (Republ. X. p. 617, D.), welche besonders durch ein capitolinisches Basrelief Licht bekömmt; endlich von der Entführung der Leukippiden, des Cephalus, des Hylas und des Ganymedes, als euphemistischen Einkleidungen des Gedankens eines frühen Todes, auf Grabesdenkmalen.

§. 3. Der Satz, daß der Lauf des menschlichen Lebens auf antiken Monumenten zuweilen auch durch w e i b l i c h e P e r s o n e n, G e b r ä u c h e u n d U m g e b u n g e n, jedoch auch wohl mit Einführung mythischer und allegorischer Wesen, vorgestellt worden, wird von Hrn. R.-R. (p. 405 sqq.) durch Beschreibung

mehrerer Basreliefs, insbesondere durch genaue Erläuterung von dreyen (1 in einer italienischen Sammlung und 2 im Vatican), auf eine sehr lehrreiche Weise anschaulich gemacht, indem sie zugleich in Abbildung mitgetheilt werden (pl. LXXVII. Nro. 1, 2 und 4). Sie stellen die Hauptmomente des Lebens nach römischer Sitte und Ansicht vor Augen: die Geburt, die Pflege der Neugebornen, die Unterweisung der Knaben, die Uebungen der Jünglinge, die Handlungen der Männer und den oft frühen Abschied aus dem Leben. Daher man hier oft vorgestellt findet: die Parzen, den Wagen des Hades (Pluto), worauf ein Jüngling unter dem Geleite eines Dioskuren und des Hesperus zu der Mutter Erde hinabfährt. Auch diese Scenen geben unserm Verf. im Texte wie in den Anmerkungen zu mehreren archäologischen Erläuterungen und Berichtigungen Stoff, wie z. B. über die Gefäße zum Waschen und zum Tragen der Kinder (zum letzteren gebrauchte man auch Schilde), wobey auch des vortrefflichen Beuth'schen Onyxgefäßes, jetzt in einer öffentlichen Berliner Sammlung, gedacht, und wovon Anwendung gemacht wird zur Erklärung des Schildes, den eine Frau (pl. LXXIV. Nro. 2) emporhebt. — Zur Rechtfertigung der Erklärung in einer Inschrift: Cornutus *doliens* statt dolens, traurend (p. 407. not. 6), kann ich dem Verf. mit einem Beyspiele aus der dritten Conjugation dienen. Im sechsten Jahrhundert sagte man auch *colientes* statt colentes (s. Jo. Laur. Lydus de magistratt. Romm. I. 20. p. 38).

§. 4. Herr R.-R. beschließt (p. 409) diesen Anhang mit Bekanntmachung und Erklärung eines gemalten Gefäßes der Sammlung Sbani in Neapel (pl. LXXVIII). Die funeräre Bestimmung dieses interessanten Gefäßes wird vom Verf. zuerst durch das Bild der Kehrseite erwiesen, welches eine Säule mit schwarzen und weißen Bändern behangen und ein Gefäß auf ihrer Spitze tragend nebst zwey Frauen darstellt, welche bacchisch-mysteriöse Symbole in den Händen tragen. Die Hauptseite hat auf zwey Planen zwey Reihen von Personen; die auf dem oberen Plane deutet unser Verf. so: Apollo in der Mitte, links für den Beschauer Minerva, rechts Ceres; neben welcher eine brennende Lampe auf einer Säule steht; den Tempel glaubt der Verf. durch den Ochsenschädel über dem Apollo angedeutet, und durch die Lampe die nächtliche Feyer der Eleusinien. Auf dem untern Plane weiset er links ein Weihebecken nach, worauf eine Priesterin sich stützet; die in der Mitte auf einem Throne sitzende bärtige und mit Lorbeern bekränzte Person, die einen Königsstab in der Hand hält, erklärt er für einen Priesterkönig (Pontife Roi); rechts den priesterlich geschmückten Greis mit einem ganz eigen verzierten

Zepter in der Hand, für einen Pädagogen, der die Functionen des Hierophanten oder Mystagogen verrichtend, einen mit Lorbeer bekränzten Jüngling dem Priester zuführt; und erklärt diesen Jüngling (mit Bezug Böckh's Corpus inscriptt. I. p. 444 sqq.) für den attisch-eleusinischen heiligen Knaben (genannt μυηθεὶς ἀφ' ἑστίας oder παῖς ἀ. ἑ.), so daß wir also auf dieser großgriechischen Vase sehen, was uns attische Inschriften mit Worten sagen, nämlich, daß angesehene athenische Knaben eine vom Altare der großen Göttinnen unmittelbar ausgehende Weihe empfangen haben. — Hiebey muß ich mehrere Umstände berühren: 1) Gesetzt, auf dem oberen Plane seyen Apollo, Athene und Demeter vorgestellt, obschon Ceres und selbst Minerva mir noch zweifelhaft sind, so fallen doch die vorherrschenden apollinischen Attribute, die Lyra und der so vielfältig vorkommende Lorbeer auf. Das eleusinische Costume forderte vielmehr die Myrte. 2) Ist über das mit Siegesgöttinnen auf seinen beyden oberen Seiten geschmückte Tempelchen nichts gesagt. 3) Auch nichts über den Vogel auf dem Zepter des sogenannten Priesterkönigs. Ist's ein Adler, so sollte man Zeus denken, woran ohnehin die Gestalt erinnert; ists der bärtige Dionysos (Bacchus) — so möchte dieser den Eleusinien eben so fremd seyn, wie der Lorbeer. 4) In einer eleusinischen Scene durfte auch Persephone-Kora nicht fehlen. Es müßte denn etwa die vom Verf. als Priesterin bezeichnete Jungfrau mit dem Spiegel neben dem Weihgefäße seyn? 5) Apollo mit Lorbeer und Lyra steht wohl fest. Auch die Schwäne am Henkel des Gefäßes könnten dahin bezogen werden. Auch der sogenannte Mystagog ist ähnlich gekleidet wie der Apollopriester in jener apollinischen Festhandlung in einem cyrenaischen Gemälde (bey Pacho Relation d'un voyage dans la Cyrenaïque, pl. 49 und 50), und der Jüngling gleicht gänzlich einem festlichen Lorbeerträger (δαφνηφόρος, s. Procli Chrestomath. p. 387, ed. Gaisf.: αὐτὸς δὲ ὁ δαφνηφόρος ἑπόμενος τῆς δάφνης ἐφάπτεται· τὰς μὲν κόμας καθειμένας, χρυσοῦν δὲ στέφανον φέρων καὶ λαμπρὰν ἐσθῆτα ποδήρη ἐστολισμένος, ἰφικρατίδας τε ὑποδεδεμένος). 6) Unter diesen Umständen wäre ich eher geneigt, an ein apollinisches Fest bey jenem Vasenbilde zu denken. Ja es ist mir dabey eine von den Tragikern behandelte Begebenheit eingefallen, und man weiß ja, wie viele Vasenmalereyen daher ihren Ursprung haben, nämlich, wenn im oberen Felde wirklich zwey oder drey große athenische Gottheiten dargestellt sind — könnte vielleicht an die Aufnahme des Jon in die attische Familie des Erechtheus gedacht werden, so daß der vom Verf. sogenannte Priesterkönig etwa Erechtheus, und der junge Daphnephore der Sohn des Apollo

und der Tochter des Erechtheus Kreusa, nämlich Jon, wäre? — Man nehme dieß, wie ich es hingeworfen, als einen bloßen Einfall. Vielleicht daß es künftig gelingt, diesem Vasenbilde eine sichere Deutung zu geben.

Zusätze und Verbesserungen, und zwar zu allen drey Abtheilungen des ganzen Werkes. Ich kann hier, um die Grenzen eines Berichts nicht zu überschreiten, nur eine Auswahl geben. Also zuerst zur Achilléide:

Zu p. 16, lin. 7: Rechtfertigung der dort gegebenen Auslegung: Nereus zwischen zwey Nereïden, durch mehrere seitdem bekannt gewordene Vasenbilder, mit Bezug auf eine Abhandlung des Herrn de Witte in den Annali del Inst. Archeol. p. 90 sqq.

Zu p. 33, l. 10: Rechtfertigung der Erklärung eines Basreliefs, mit Beziehung auf Zoëga in Welckers Zeitschrift S. 214 und auf Hrn. de Witte a. a. O.

Zu p. 43, not. 4 läßt Hr. R. eine Betrachtung über mehrere neulich bekannt gemachte Münzen von Perrhäbia und Larissa in Thessalien folgen, die er auf die Thetis, Peleus und Achilles zu beziehen geneigt ist.

Zu p. 45: Vertheidigung der Erklärung zweyer Marmorreliefs gegen Hirt, K. O. Müller und Letronne, zum Theil mit Anführung einer nochmals an Ort und Stelle gemachten Untersuchung.

P. 53, l. 6: Bestätigung des Satzes, daß Mars auf Werken der schönen Kunstperiode der Griechen stehend vorgestellt werde, durch schöne Münzen von Aptera auf Kreta (man vergl. des Verf.'s Lettre à Mr. le Duc de Luynes p. 4 u. p. 49, wo eine solche Münze abgebildet ist).

Zu p. 67: Ausführliche Erörterung zur Vertheidigung der Erklärung der berühmten sitzenden Statue Ludovisi als Achilles; wobey feine Bemerkungen über den Unterschied der Götter und der Heroen in der Kunstdarstellung, über die verschiedenen Stellungen der letzteren gemacht, und neue Belege für des Verf.'s Auslegung aus dem toreutischen Silberwerk von Bernay, aus Münzen und aus geschnittenen Steinen gegeben werden (man vergl. des Hrn. R.-R. Lettre à Mr. Arditi in den Annali d. J. arch. Tom. I. p. 311 sqq. mit Tom. I. der Monumenti tav. XIV. Nro. 1 u. 2 und die funfzehnte Vignette über diesen Additions et Corrections).

P. 413, Zeile 3 von unten muß doch wohl gelesen werden: »du héros *Gorgos*,« statt: »d. h. Golgos?«

Zu p. 68: Vertheidigung der Erklärung des Verf.'s gegen den Herrn Comte de Clarac, betreffend das Basrelief im Louvre

(Achilléide pl. LXXII): Achilles unter den Töchtern des Lykomedes, und Mittheilung mehrerer Denkmale mit derselben Scene (s. pl. X. B. Nro. 2 und pl. LXXX). — Auch in diesem Abschnitte finden sich interessante Erläuterungen, z. B. über den Achillessprung (Πελασγικὸν ἅλμα, Θετταλικὸν Πήδημα), über die mimische und malerische Darstellung des tiefsten Schmerzes u. s. w.

Zu p. 89, l. 13 wird jetzt vom Verf. nachgewiesen, daß die Erwürgung trojanischer Gefangener durch Achilles auf des Patroclus Grab allerdings auch noch auf andern antiken Monumenten vorgestellt ist, nämlich auf einem Basrelief zu Oxford, welches nachträglich beschrieben wird.

Zu p. 113, not. 2: Vertheidigung seiner Deutung des dort beschriebenen Denkmals gegen die Herren Böttiger und Gerhard.

Zur Orestéide. Zu p. 121, not. 3 — muß vielmehr 5 heißen. Wenn ich im Bilderhefte zur Symbolik S. 61. 8 die auf einer Etruskerurne vorgestellte Handlung (s. dort Tafel LVIII) als Sühnopfer bezeichnete, so war ich dabey von Micali abhängig, und unbekannt mit Lanzi's Untersuchungen. Ich lasse mir dagegen dessen und des Hrn. R.-R. nähere Bestimmung dieses Monuments als Opferung der Iphigenia gern gefallen.

Zu p. 140, l. 7 theilt der Verf. jetzt (pl. LXXVI. Nro. 8) mit: ein Vasenbild aus Neapel, welches den Orestes im delphischen Tempel, auf einer Unterlage *) knieend, und gegen eine der ihn verfolgenden Eumeniden mit dem Schwerte drohend, vorstellt. In der dritten fliehenden Person erkennt er die delphische Priesterin, und ist geneigt, das Instrument in ihren Händen für einen Schlüsselbehälter (κλειδοφύλαξ, vergl. Odysséide p. 307, not. 2), und nicht mehr für ein Möbelstück zu halten.

Zu p. 144, not. 4, l. 3: Vertheidigung der Erklärung der Aeschyleïschen Worte: ἑστίας μεσομφάλου: »autel placé au centre de l'habitation,« gegen eine andere: »un autel avec un ombilic au milieu.«

Zu p. 165: Der Verf. erkennt jetzt selbst in der vaticanischen Statue die Penelope, statt der Elektra, weniger, wie er sagt, durch die Gründe des Hrn. Thiersch im Kunstblatte (1831. Nr. 53), als durch zwey Bildwerke bestimmt, die er bey dieser Gelegenheit bekannt macht (s. pl. LXX und pl. LXXI. Nro. 1).

---

*) »Sur une base ornée de bandelettes.« Warum nicht: auf einem Altar? (s. A. Feuerbach, der vaticanische Apollo, S. 364 ff. — eine gehaltreiche Schrift, die aller Archäologen Aufmerksamkeit verdient).

Zu p. 190 macht Hr. R.-R. drey unedirte Inschriften von Mylasa in Karien, nach der Copie des Herrn Cadalvène, bekannt, erläutert sie, und berichtigt einige seiner Bemerkungen über eine Inschrift von Tralles.

Zu p. 200, not. 3 wird ein unedirtes Gemälde aus Pompeji bekannt gemacht (pl. LXXVI. 6) und erklärt durch Vergleichung mit einem herkulanischen (Pitture d'Ercolano I. tav. 11); die Erkennungsscene des Orestes und der Iphigenia im Tempel der Diana auf Tauris.

Zu p. 222 erklärt sich der Verf. jetzt auch für die Lesart Ἀλύβαντα in der Stelle des Pausanias VI. 6. 4, verbindet damit, was die Alten über Ἄλιβας in Bezug auf Tod und Unterwelt sagen, und vermuthet, daß auf einer seltenen Münze von Metapont der stierköpfige Mensch eben der Todesgeist der sybaritischen Volkssage sey. — Ueber ἄλιβας muß ich mich hier begnügen, auf drey Stellen zu verweisen: Plutarch. Symposiaca p. 1035, ed. Wyttenb. Eustath. ad Oyss. XI, vs. 202 und Schol. Platon. p. 152 (ad Rempubl. III init.).

Zu p. 232, not. 2 werden Nachweisungen von interessanten gemalten Gefäßen aus Canino gegeben, worauf die Kindheit und die Erziehung des Achilles gemalt sind.

Zu p. 233, not. 3 wird der geschnittene Stein, der einen Jüngling mit einem Kreisel darstellt (in Winckelmann Monumm. inedd. Nro. 196), als eine Arbeit des jüngeren Pichler bezeichnet.

Zu p. 235, not. 1 wird bemerkt, daß die griechische Inschrift in dem Hause des Herrn Negotianten J. D. Weber in Venedig bereits von Herrn W. Rinck im Kunstblatt 1828, Nr. 44, bekannt gemacht und erklärt worden.

Zur Odysséide. Zu p. 282, not. 9 wird ein Fragment von gebranntem Thon im Pariser Antikenkabinett angeführt: ein phrygischer Bogenschütze, ganz dem Paris unter den äginetischen Statuen in München ähnlich. Hieraus und aus einer andern Spur vermuthet der Verf., daß die Griechen kunstreiche Tempelverzierungen und Bildwerke in Arbeiten von gebranntem Thon nachzubilden die Gewohnheit gehabt.

Zu p. 289 bemerkt der Verf. mit Vergnügen die Uebereinstimmung des Hrn. Welcker mit seiner Erklärung des dort angeführten Basreliefs.

Zu p. 290, l. 7 wird der dort erwähnte etrurische Spiegel mit Orioli als ächt antik vertheidigt gegen Micali's Behauptung, der ihn für eine neuere Arbeit hat erklären wollen.

Zu p. 315, not. 1 wird nun das (pl. LXXVII. A. 2) abge-

bildete Basrelief Pamfili näher beschrieben, mit Zoega auf den ersten Krieg der Sieben gegen Theben bezogen, und erklärt.

Zu p. 315, not. 2, l. 18 bemerkt Hr. R.-R., daß er die dort versprochene Tafel (pl. LVII. B) unterdrücken zu müssen geglaubt habe, weil die von dieser capitolinischen Statue unterdessen eingelieferte Zeichnung seinen Erwartungen nicht entsprochen. Zu derselben Anmerkung wird nun vom Verf. die Abbildung der Gruppe des Pädagogen und eines jungen Niobiden mitgetheilt (pl. LXXIX. 3), welche im Jahre 1830 zu Soissons ausgegraben worden, und zu einer Darstellung der Familie der Niobe gehört, welche in der Römerzeit nach Gallien gebracht worden; und fügt interessante Bemerkungen darüber bey. Er macht auf die Fingerzeige aufmerksam, die diese Gruppe auf künftige Versuche haben müsse, die berühmte Gruppe in Florenz im Geiste des alten Künstlers anzuordnen. Zuletzt beschreibt er noch ein in einem etrurischen Grabe gefundenes, jetzt dem Herrn Durand in Paris angehöriges Gefäß, dessen Malerey den Untergang der Familie der Niobe vorstellt. Dieser neue Fund wird ohne Zweifel von den Archäologen zur Anordnung der großen florentinischen Niobengruppe vorzüglich benützt werden.

Und hiermit beschließen wir die Anzeige eines Werkes, welches für das Studium der Archäologie so reichhaltigen neuen Stoff geliefert hat.

Heidelberg. Creuzer.

Art. III. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Bucholtz. Dritter Band. Wien 1832. Bey Karl Schaumburg und Compagnie. S. 591, Beylagen von S. 592—701.

Einem großen Strome gleich fließt die Erzählung dieses, zweymal schon von uns angezeigten, deutschen Geschichtswerkes in dem uns vorliegenden dritten und vierten Bande fort, in gleichmäßig wogenden, nie höher aufbrausenden Fluthen, im festen und ruhigen Gange; weiter und breiter gerollt von der in der Einleitung zum ersten Bande schon angekündigten Kraft; gehalten von derselben, gleich anfänglich beobachteten Würde; belebt von demselben über den Wogen schwebenden, dem bezeichneten Urborne entstiegenen politischen und diplomatischen Geiste; — und ein tragisches Gefühl schmerzvollen Bedauerns über die Zerreißung der altehrwürdigen, religiösmoralischen Grundlage der mittelalterlichen europäischen Welt durch das Erdbeben der Reformation und Kirchenspaltung, ein glühendes Gefühl für Annäherung und Wiedervereinigung wird aus dem Rauschen dieses Stromes zur hell und stark tönenden Stimme mit wirklich be-

wunderungswürdiger unermüdet emsiger Beharrlichkeit, — zum schlagenden Beweise, welch hoher und durchgreifender Ernst in der Seele des gelehrten Hrn. Verf.'s bey der Darstellung der wichtigsten und interessantesten Geschichtsepoche des sechzehnten Jahrhunderts nach seinem Geiste und nach seiner Idee vorwalte. — Sucht man gleich vergebens darin Charakterisirungen der handelnden Hauptpersonen, Athem und Leben tragend in Totalbildern, aus den Strahlen ihres von ihnen selbst so vielmals in vertraulichen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen aufgedeckten Inneren ihres Geistes, der sie trieb, ihres Interesses, für welches sie alles einsetzten; begeistert eben darum (ohne Verletzung der rein historischen Wahrheit) der Hr. Verf. auch die Leser durch seinen zu breiten Vortrag nicht, wie Thucydides, Tacitus, Johann v. Müller, von Hammer und andere Heroen des geschichtlichen Griffels; steht gleich der gelehrte Hr. Verf. mit Geist, Ansicht und Absicht entschieden auf der Seite der Gegner der Kirchenspaltung: so werden doch die Männer beyder Parteyen in den größtentheils wörtlich angeführten Aeußerungen der Personen und in ihren genau bezeichneten Handlungen hinreichenden Ersatz finden; manch neuer, archivalischer Aufschluß wird das Interesse des Geschichtsforschers in Anspruch nehmen; und in der bis in die kleinsten Umstände oft entfalteten politischen und religiösen Vorfälle sowohl, als in dem Tiefblicke des Hrn. Verf.'s bey politischen Räsonnements, in der theologischen Gelehrsamkeit und polemischen Gewandtheit desselben, ist hinreichende Belehrung für alle Leser niedergelegt; wodurch dann auch aufgewogen wird die nicht geringe Mühe, welche man aufwenden muß, um Bände, auf 659 und 701 Seiten, nicht ganz zwey Jahrzehende umfassend, und manche Abtheilung in denselben oft mit kleiner Schrift enge gedruckt zu durchlesen. Man kann aber, aus dem letztern Umstande veranlaßt, den billigen Wunsch nicht unterdrücken, es hätte dem gelehrten Hrn. Verf. gefallen mögen, in so vielem minder Wichtigen sich kürzer zu fassen, und die Sachen in den wesentlichen Ausdrücken der Quellen selbst präzis hinzustellen, dadurch die Uebersichten jedes einzelnen Abschnittes zu erleichtern, und so sich der regen Ausdauer jedes Lesers zu versichern. Wir folgen nun wieder in der Anzeige des dritten Bandes dem Geiste und Ausdrucke des gelehrten Herrn Verfassers.

Im Vorworte zu diesem mächtigen Bande werden berücksichtiget — die verschiedenen Fragen, Wünsche, Bemerkungen und Urtheile in Bezug auf das Ganze dieses Geschichtswerkes — von Lesern, denen es um das Interesse des Gegenstandes zu thun ist. Die Hauptabsicht des g. Hrn. Verf.'s war, die Regierung Kaiser

Ferdinands als einen geeigneten Mittelpunct für so manche wichtigere Begebenheiten des sechzehnten Jahrhunderts, an welche sich dieselben natürlich reihen und ordnen lassen, als eine Umgränzung derselben anzunehmen, und jeden einzelnen Gegenstand selbstständig in seiner eigenen Characteristik und vollständigen Entwicklung darzustellen, — keineswegs vorzugsweise die Persönlichkeit K. Ferdinand I. in Beziehung auf seine Zeit zu zeigen, und alle Begebenheiten mit der mitwirkenden Individualität desselben durchdringen zu wollen. Indessen gestalteten doch auch alle dargestellten Gegenstände die wesentliche und bleibende Aufgabe für die Sorgen, Bestrebungen und Entschließungen jenes Monarchen; und da von diesem Standpuncte aus beyde Behandlungsarten gewissermaßen zusammenfallen: so ist das Verhältniß dieses Regenten zu seiner Zeit als die Einheit dieses Geschichtswerkes zu denken. — Die berühmten Namen Franz I., Heinrich VIII., ja selbst Kaiser Karl V. in vielen Verhältnissen, haben ihre Zeit nur im Sinne ihrer getrennten Staatsinteressen, keineswegs im allgemeinen europäischen Sinne behandelt. In Angelegenheiten des Reichs und der Kirche, Deutschlands und Italiens, bleibt Ferdinand I. Regierung der wesentliche Theil in der Herrscherepoche K. Karl V.; dadurch und durch viele andere Zuthaten und Ereignisse, durch die Vereinigung der erblichen Kronen Böhmens und Ungerns mit Oesterreich, durch die Behauptung des Gleichgewichts in Italien, durch die gemeinschaftliche Administration so vieler einzelner Provinzen und ihrer ständischen und Communalverhältnisse, durch die Union so vieler Nationen, durch die Vertheidigung Mitteleuropas gegen so viele Türkenangriffe, durch die Vertheidigung der alten Ordnung und Einheit gegen die französischen Eroberungs- und listigen Zertrennungsversuche, durch die Erhaltung und Ausbildung der Reichsverfassung, durch die Festsetzung der staatsrechtlichen Verhältnisse zu der Religionstrennung durch die weise Vorsicht und Duldung zur Begründung und Behauptung des Religionsfriedens gegen die stets drohenden Religionskriege, durch die Richtigstellung und Behauptung des Verhältnisses des Staates zur äußern Disciplin der Kirche — durch alles das war Ferdinand der Gründer der deutschen, mit der Kaiserwürde bleibend geschmückt gebliebenen Linie des Hauses Habsburg, die persönliche Darstellung jener bis in die neueste Zeit reichenden Beziehungen und Verhältnisse, in deren Mitte gestellt die österreichische Monarchie eine europäische Gemeinwichtigkeit so vorzugsweise und unbestritten behauptet hat; der würdevolle Vorgeher der spätern Herrscher dieses Hauses, der in seiner Regierung schon gezogen hat die Grundlinien für so manche bleibenden

Verhältnisse, für die Stellung der österreichischen Macht nach Innen und Außen. So bildet der folgenreiche Zeitraum von Kaiser Ferdinand I. Regierung gleichsam die Mitte, den Schlußstein oder Wendepunct für die mit den allgemeinen Angelegenheiten Europas so vielfach verflochtene reiche Geschichte Oesterreichs. In diesem Geiste wünscht sich der Hr. Verf. anzuschließen mit seiner Arbeit an die einzelnen historischen Leistungen, welche mit sorgsamer Aufsuchung der urkundlichen Quellen über K. Friedrich III. und über den gefeyerten K. Max I. versprochen sind; auf daß daraus erhelle, wie das Studium der neuesten Epoche, von 1740 bis 1830 ungefähr, aus jenen früheren nur sehr belehrende Vergleichungspuncte und die Kenntniß früherer Vorgänge und altgegebener Vorbedingungen schöpfen müsse. — In der vom Hrn. Verf. bearbeiteten Epoche ist indessen die Darstellung der Religionszwiste ganz eigenthümlich schwierig. Die auf den öffentlichen Zustand des deutschen Reiches und aller umliegenden Nationen so einflußreiche Kirchenspaltung kann unter dem kirchenhistorischen oder unter dem dogmatischen Gesichtspuncte (getrennt von der Erzählung der äußern Begebenheiten) aufgefaßt werden. Kaum möglich ist aber die Scheidung dessen, was gethan worden, von dem, was geglaubt worden. Genug aber, wenn kein wichtiger Theil hierin übergangen oder minder sorgsam ist behandelt worden. Das Wichtigste bleibt immer die Darstellung aus Thatsachen, welchen Gang jene, die höchsten Angelegenheiten der Menschheit betreffenden, einflußreichen Spaltungen genommen haben, der wahren oder scheinbaren Trennung, des eigentlich scheidenden Prinzips und des trennenden Scheidepunctes, der geistigen Zu- und Abneigung, Lehren und Verneinungen, um derentwillen man und bis auf die heutigen Tage auf der Trennung beharrt, und in welche geistige Richtung der Gegenwart sich dieselben in ihrer folgerechten Entwicklung auflösen. Der Hr. Verf. möchte nun aus ächten Quellen und durch gründliche Einsicht in das, warum man getrennt gewesen, beytragen, daß man weniger getrennt sey. Die völlige Trennung der Religionsangelegenheiten von den politischen Verhandlungen ist unter dem zweyten Gesichtspuncte gar nicht möglich; weil er damit eine wesentliche Umänderung der Verhältnisse des Staates zur Kirche enthält, und den Wendepunct bildet für die europäische Staatsordnung in Gesetzgebung in dieser Beziehung. Die Ansicht des Mittelalters war: was an den Staat wie an den Einzelnen als der rechte Glaube aus einer außerhalb des Staates liegenden Quelle und Autorität gebracht worden, habe dieser, auch mit äußerlich zwingendem Gesetze, so weit seine Macht reicht, aufrecht zu erhalten. Könne

zwar der weltliche Arm nur die äußere Handlung erreichen, so solle doch, indem das Gesetz von der Aeußerung des Unglaubens abschrecke und zum äußeren Bekenntniß anhalte und gewöhne, hiedurch mittelbar auch dem, was des Geistes ist, gedient werden. Da diese Ansicht auch nach der Trennung noch festbehalten wurde, so lag hierin schon der Uebergang zu einem neuen Zustande begründet, in welchem die Staatsordnung mehr und mehr von den Dogmen und Geheimnissen der Erlösung gesondert und getrennt gedacht wird. Indessen war die Stellung, die man wirklich annahm, und der Gang der Sache anders. Die sich trennenden Staaten nahmen die neue Lehre als die alleinige, zur angeblich ursprünglichen Reinheit hergestellte Orthodoxie an, die sozialen Wirkungen des Religionsstreites waren auf Trennung von den Dogmen eines äußeren Priesterthums, keineswegs aber von jenen der Erlösung überhaupt gerichtet. Man stritt nicht, um neben der alten Lehre für die neue einen Raum zu erhalten, sondern eigentlich, um an deren Stelle und mit allen ihren Rechten und Ansprüchen zu bestehen. Beyde Theile bestrebten sich demnach auch, das Prinzip der äußern Defension der Rechtgläubigkeit festzuhalten, und da man von der altkatholischen Seite die Wiedervereinigung von Rechtswegen suchte, um nämlich das bestehende Grundgesetz der christlichen Staaten, äußere Defension des rechtgläubigen Dogma zu erhalten, oder vielmehr die ungetheilte Grundlage für dessen Anwendung zu gewinnen, um diejenigen Reichsgesetze zu erhalten und anzuwenden, welche man von jeher für die ehrwürdigsten und wesentlichsten gehalten hatte: so mußte die damalige Religionshandlung, ihrer Natur nach, Staatssache werden, und zugleich sich in den Reichsverhandlungen nicht sowohl der Begriff von zwey folgerecht mit einander kämpfenden Systemen, als vielmehr der eigentlich hier gar nicht passende Begriff von zwey um denselben Gegenstand streitenden, in ihren Behauptungen unvereinbaren und rechtlich gleichen Parteyen sich ausbilden; wobey sich auch eine mehr philosophische und rechtliche Behandlung der Sache entwickelte, und manche scharfsinnige Erörterung über die Grenzen der weltlichen und geistlichen Gewalt auf dem altkatholischen Gebiete selbst, wo es sich nicht um Bestreitung einer kirchlichen Lehre, sondern von der practischen Anwendung anerkannter Lehren im Konflicte der beyderseitigen Autoritäten handelte, zum Vorschein gebracht worden ist.

Erster Abschnitt: Krieg gegen Frankreich bis zum Frieden von Cambray, S. 3—141. Es gehört zu den natürlichen Eigenschaften einer wehrlosen, eigener Stärke entbehrenden Politik, der Macht, welche übermächtig zu seyn anfängt, und von

Nahem droht, nachgiebig entgegen zu kommen, und ihr bis auf einen gewissen Grad sich zu unterwerfen; — dann aber gegen die entschiedene Uebermacht oft in schneller Aenderung der Bündnisse feindlich aufzutreten. Diese Erscheinungen erneuerten sich oft bey den politischen Verhandlungen der damaligen Staaten Italiens, besonders der durch Handel bereicherten Freystaaten und auch bey dem römischen Staate, als der ersten weltlichen italienischen Macht; und es hatte sich ein eigenes italienisches System theoretisch und practisch ausgebildet, welches darin bestand, daß die Unabhängigkeit Italiens durch abwechselnde Anwendung jener beyden Hülfsmittel der Schwäche gegen die fremden Mächte, welche sich um einzelne italienische Gebiete und um das Uebergewicht in Italien stritten, nach Möglichkeit aufrecht erhalten werden sollte. — An sich selbst schon gehörte dieses Streben nach Unabhängigkeit, für sich allein, und als das höchste politische Gut genommen, jener oft bezeichneten Richtung der Zeit an, welche der alten Ordnung der Christenheit widerstrebte; denn in dieser letzteren war es nicht absolute Unabhängigkeit, sondern eine staatsrechtlich geordnete Freyheit, wornach gestrebt werden, und welche auch den schwächern Staaten zustehen sollte. Namentlich war in Italien eine gewisse Oberherrlichkeit des Kaisers so gesetzlich als in Deutschland, und vorzüglich nur das Verhältniß zur geistlichen Macht und den politischen Vorrechten der Päpste setzte derselben dort engere Grenzen. Das neuere Unabhängigkeitssystem aber nach wechselnder Unterwerfung und Abfall von den fremden rivalisirenden Mächten, nach den Eingebungen politischer Furcht und Eifersucht und nach dem reinen Begriff einer in diesem Wechsel gesuchten sogenannten Unabhängigkeit, welche in der Wirklichkeit meistens nur ein Wechsel der Abhängigkeit wurde, hatte wenig gemein mit jenen oft kraftvollen Bestrebungen der frühern Päpste für die Freyheit der Kirche. Denn mochte in den frühern Kämpfen auch zugleich die Freyheit Italiens mit vertheidigt worden seyn, so herrschte dabey doch vor allem eine höhere, auf die Rechte des Geistes, auf die Heiligkeit der priesterlichen Würde gerichtete Gesinnung vor. Von den geistlichen Angelegenheiten und den eigentlich apostolischen Functionen ist hier ohnehin keine Rede, auf welche auch in der Zeit, welche beschäftigt, jenes politische System nur einen indirect nachtheiligen Einfluß, durch Mißtrauen, durch Vergeudung der vorhandenen Hülfsmittel in fremdartigen Händeln, durch Ablenkung der geistlichen Kräfte u. s. w. ausübte. — Ungeachtet des Vertrages zwischen Papst und Kaiser, 1. April 1526, auf daß letzterer seine ganze Macht wider die Verletzer der katholischen Religion und die Beleidiger der päpstlichen Autorität gebrauchen sollte, änderte sich

das System des römischen Hofes nach der Schlacht bey Pavia — bis zur offenen Erklärung wider den Kaiser aus Furcht und Eifersucht gegen dessen Uebermacht. Zugleich verbinden sich mehrere französische Große mit dem mailändischen Herzog Franz Sforza zur Vertreibung oder zur gänzlichen Vertilgung des kaiserlichen Heeres in Italien; um den Kaiser von aller Herrschaft in Italien auszuschließen, und die sogenannte Freyheit Italiens für immer zu sichern, — größtentheils durch die Haupttriebfeder aller Ereignisse, den Hieronymus Moronus, Kanzler zu Mailand, und einen der vollendetsten Politiker — mit der besonderen Gabe, sich volles Vertrauen bey denen zu erwerben, welche er zum Handeln nach seinen Planen bestimmen wollte; und welcher, in enger Verbindung mit der römischen Curie, den kaiserlichen Heerführer Pescara durch die schmeichelnde Aussicht auf den Thron von Neapel zum Abfall vom Kaiser zu bewegen suchte. Pescara jedoch blieb getreu; die kaiserlichen Heerführer versicherten sich des Herzogthums Mailand, mit Ausnahme der Castelle zu Mailand und Cremona, verhafteten den Moronus, den vornehmsten Urheber und Unterhändler der geheimen Praktiken, und (in Berathung K. Ferdinands, daß alles so geschehen solle, daß der Papst deutlich sehe, daß man ihm nicht nahe treten wolle und könne, und er keine Ursache habe, die Umtriebe zu begünstigen) als die Unterhandlungen mit Sforza nicht den ganz entsprechenden Erfolg hatten, welchem, wiewohl er der treueste Vasall des Kaisers zu seyn behauptete, nachgewiesen worden war, daß er gänzlich zu Gunsten der abzuschließenden Ligue zu Rom Anerbietungen gemacht, welche die Befreyung Italiens von allen Ausländern, und vorzüglich von dem Kriegsheere des Kaisers zum Zwecke hatte, und daß er Sr. Heiligkeit seine Person, den Staat und den ganzen Willen angeboten habe, wurde die Citadelle fortan belagert. Die gütliche Unterhandlung des Commandanten Herrera, in welcher von Seite des Papstes die völlige Herstellung Sforzas in seinem Staate, auch wenn er sich in etwas vergangen haben sollte, und ungeachtet alles dessen, was immer vom Herzog wider kaiserliche Majestät attentirt worden, auch wenn es dem Verbrechen des Hochverraths ähnlich wäre, und von des Kaisers Seite, daß Sforza auf dem Wege des Rechtes behandelt werden solle, — hatten keinen endlichen Erfolg; auch nicht des Papstes zwar ernstlicher scheinende, jedoch ganz von der dem Kaiser feindlichen Unabhängigkeitspolitik eingegebenen Anerbietungen nach dem unvermutheten Tode des unbesiegten Pescara in der Blüthe seiner Jahre Anfangs Dezember 1525. Papst Clemens scheint damals in seiner politischen Wahl und Ansicht zwischen dem, wozu die damaligen Politiker, die Moro-

nus, die Ghiberti, die Sauli rc. ihn als weltlichen Fürsten Italiens antrieben, und den höheren Aufgaben päpstlicher Fürsorge lange geschwankt zu haben. Ueberwiegend aber waren die Berathungen mißtrauischer Staatsklugheit. Ob diese Politik des Mißtrauens italienischer Staaten befriedigt geblieben seyn würde, wenn der Kaiser den Sforza sofort von der Anklage freygesprochen hätte, steht dahin; in jedem Falle war sie dem Verfahren gegen Sforza schon vorangegangen, und hatte dieses erst veranlaßt. Der Madrider Friede aber, weil er die Macht des Kaisers vermehrte, und zugleich durch die Entsagung Frankreichs auf Mailand und Neapel vorzüglich die Rechte des Kaisers in Italien sicher stellte, erhöhte gar sehr die mißtrauische Furcht der italienischen Mächte, und trieb sie um so mehr an, dem Kaiser Krieg zu erregen. Der Papst wandte sich mit Entschiedenheit auf die Seite dieser Politik; er selbst foderte den König von Frankreich zu einem Bündniß wider den Kaiser auf; welchem Schritte sodann die übrigen italienischen Staaten sich anschlossen; und so entstand zwischen Papst und Frankreich, Venedig, Florenz und dem Herzog Sforza die sogenannte heilige Ligue am 22. May 1526 zu Cognac unterzeichnet, mit dem vorgeblichen Zwecke, der durch Krieg erschütterten Republik den Frieden, und sich gegenseitig die gegenwärtigen Besitzungen zu sichern, Schutz und Ruhe zu vertheidigen, — eigentlich aber den Kaiser zu zwingen, K. Franzen von Frankreich, gegen den Madrider Frieden, milder zu behandeln, das Herzogthum Mailand dem Herzog Sforza wieder zurück zu stellen, jeden fremden und auswärtigen Feind aus Italien zu entfernen und ferne zu halten; weßhalb der Papst auch den K. Franz förmlich freygesprochen von dem Eide, den er wegen Restitution des Herzogthums Burgund oder der persönlichen Wiedereinstellung in des Kaisers Haft geleistet hatte; in Folge dessen auch die Foderungen des Kaisers, die Versprechen wegen Burgund zu halten, beym Frankenkönige vergeblich gewesen sind; und nichts verfingen alle weitern Anträge des kaiserlichen Gesandten in Rom — selbst nicht dann, als der Kaiser alle Streitpuncte zur unmittelbaren Entscheidung des Papstes stellen wollte. Welches Bedürfniß hatte damals die christliche Welt nach Frieden und Eintracht ihrer Häupter! Italien selbst, wovon es zunächst sich handelte, war durch die seit so langer Zeit geführten Kriege aufs Aeußerste bedrängt; die Erneuerung des Krieges mußte dessen Leiden nicht nur verlängern, sondern noch sehr vermehren: schon darum, weil der Kaiser genöthigt wurde, sein Heer zu verstärken, ohne größere Geldmittel. — Frankreich und auch Spanien bedurften des Friedens; wichtiger aber waren die Beweggründe aus der großen

Religionsspaltung im Innern der Christenheit und den drohenden Fortschritten der Türken von Außen. Eben in diesem Jahre (29. August 1526) begründete die Niederlage bey Mohacs die Herrschaft Solimans über den größten Theil von Ungern; — die Kirchenspaltung gewann in Deutschland volle Consistenz, indem auf dem Reichstage zu Speyer, gegen die Proposition des Kaisers für Herstellung der Religionseinheit, beschlossen wurde: Ein jeder solle es in Betreff der Religion bis zum Concilium so halten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne (Ende August); und indem sich die protestantischen Fürsten durch die Bündnisse von Torgau und Magdeburg (12. Juny) als politische Partey befestigten. — Ja in eben diesem und dem künftigen Jahre begann auch schon in England »die große Angelegenheit« Heinrichs VIII., nämlich sein Bestreben, seine siebzehnjährige Ehe mit des Kaisers Schwester Katharina aufzulösen, um Anna Boleyn heiraten zu können, welche das anglikanische Schisma veranlaßte. — Und eben damals wurde die zeitliche Macht des Papstes wider den Kaiser aufgeboten, wegen der Frage, ob Bourbon oder Sforza mit Mailand investirt werden solle, oder wegen noch weit untergeordneterer Streitpuncte subtiler Gleichgewichts-Politik; — und der Mediceer auf dem päpstlichen Stuhle ließ sich bestimmen (nach der geltenden Ansicht, daß der Uebermacht des Kaisers begegnet, und auf den geforderten Puncten festgehalten werden müsse), einen aus ritterlicher Kriegsgefangenschaft entlassenen Monarchen zu einem Kriege nach eben geschlossenem Frieden selbst aufzufordern! Dieses Verfahren hatte sodann eine Reihe ärgerlicher und höchst bedauernswerther Auftritte zu Folge. — Vortrefflich war die damalige Haltung des Kaisers, der sich freymüthig erklärte zur Fortsetzung der kindlichen Ehrerbietung gegen den Papst, wenn jener nur der Würde des Vaters treu bleiben wollte, ihn aber, als erklärter Feind, nicht als Richter anerkennen könne, und daher auf ein allgemeines Concilium und dessen Ausspruch appellire. Unter den Cardinälen hatte sich vorzüglich aus Familienzwist und persönlichem Ehrgeiz Pompeo Colonna für den Kaiser erklärt und selbst bewaffnet, bis zum Bannstrahle. — Der Herzog von Bourbon commandirte damals in Italien die Armee des Kaisers, welcher es jedoch äußerst an Geld fehlte. — Dringend nöthig wäre des Kaisers oder wenigstens des Erzherzogs Ferdinand persönliche Anwesenheit in Italien gewesen. Allein Ersterer, einzig bedacht, um dem Amte genug zu thun, so ihm Gott gegeben, und die Christenheit zum allgemeinen Frieden zurück zu führen, um die gemeinsamen Waffen derselben gegen die Ungläubigen zu wenden, und zu bewirken,

daß entwurzelt werden möchten die Irrthümer und Häresien Luthers, — war nicht einmal zu einem Gange nach Deutschland hinlänglich gerüstet; und Ferdinand, welchen der Kaiser anfänglich mit einer Vollmacht versehen, die ihn zu des Kaisers Selbst in Italien und Neapel machen sollte, war nach dem Unglücke bey Mohacs nothwendiger in Oesterreich als in Italien. Dennoch kamen von Ferdinand gesendet 10,000 Mann unter Georg Frundsberg in Italien an, und vereinigten sich dort mit des Kaisers Heere. Der Papst war indessen, von den Colonnas gedrängt (da Pompejo und Ascanio Colonna mit einem Heere sogar Rom berannten und einnahmen), von der Ligue noch nicht zu trennen, ungeachtet es der Kaiser durch seinen Abgeordneten Moncada wollte, wohl aber bereit, Stillstand mit ihm zu schließen, was auch geschah; wobey der Kaiser die offenste und friedlich gesinnteste Sprache führte: »Seine Krönung in Rom nicht als weltliche Eitelkeit wünschte, auch nicht aus Herrschbegierde und um zu tyrannisiren, sondern nur um einige Frucht gegen die Türken und Häretiker zu gewinnen; sich erbot, entweder gegen Luther zuerst aus Italien nach Deutschland, oder gegen die Türken zu ziehen, mit dem Frankenkönig sich auszugleichen, und dem Herzog von Bourbon Mailand zu geben, nichts in Italien, was auf absolute Herrschaft hindeute, sich anmaßen zu wollen, — alles anheimstellend dem Wunsche und der Entscheidung des Papstes.« Erst als das Unglück bey Mohacs bekannt geworden, daß Suliman auch Italien und Rom heimsuchen wolle, richtete der Papst, mit Abscheidung alles Eigennutzes und aller Sorgfalt für die Vergrößerung seines Hauses, sein Bestreben auf allgemeinen Frieden; wozu sich der Kaiser abermal sogleich bereit zeigte, mit der Versicherung, daß er nicht einen Fuß breit Landes für sich oder seinen Bruder gewinnen wolle, nur darauf sehe, daß die jetzt wider einander strebenden christlichen Waffen vereint wider die Feinde der Religion gekehrt werden mögen, und höchlichst billige des Papstes Entschluß, zu allen christlichen Königen des großen Zweckes wegen zu reisen; »weil dann das seyn würde, als wahrhafter Bischof und wahrhafter Vater handeln, das Amt eines wahren Stellvertreters Christi erfüllen, und auf diesem Wege wahrhafte und gewisse Unsterblichkeit in dieser und jener Welt erlangen.« Jedoch es ging nicht so rasch mit dem Frieden und ernstlich, indem nicht einmal die Bedingungen des von Hugo Moncada unterhandelten Stillstandes erfüllt wurden, so daß der Kaiser äußerte, »daß diese Leute ohne gut gestriegelt und in große Noth gebracht zu seyn, kein schönes Werk, noch tugendhafte Sache, worauf man sich verlassen könne, thun werden, und daß es nö-

thig sey, daß man sich aus fremdem Leder Riemen schneide, d. i. daß man da, wo es am nächsten liegt, das nöthige Geld ziehe, zur Bezahlung der Armeen. Endlich kam es am 16. März 1527 zum Abschlusse eines achtmonatlichen Waffenstillstandes. — Der Kaiser ratificirte diesen Stillstand, wiewohl er nicht am vortheilhaftesten für ihn war, nur um den Papst von der Ligue zu trennen. Nach erfolgloser Unterhandlung, um Gelder zur Befriedigung der überall sich empörenden Heeresabtheilungen zu schaffen, zieht Bourbon geradezu auf Rom los, bey dessen Erstürmung er jedoch den Tod gefunden hatte, die Stadt aber durch vierzehn Tage geplündert, und mit allen Unthaten erfüllt ward, wobey im Ganzen acht- bis zehntausend Menschen erschlagen worden sind. Der Papst capitulirte zwar, aber das Elend in Rom und im Kirchenstaate wurde deßwegen noch nicht erleichtert. Denn in Folge des Plünderns, der zuchtlosen Thaten des ungebändigten Kriegsvolks (weil Bourbon todt, Freundsberg entfernt krank, und der Prinz von Oranien ohne besonders Ansehen war), dann des Hungers, welcher losgerissen war, daß auch Vornehme gemeine Kräuter aßen, und der Pest kam ein so großes Elend, daß man selbst auch die Feinde die Leiden der Stadt beseufzen hörte. Welch außerordentlichen Eindruck Roms Erstürmung durch die kaiserlichen Heere, das große Elend daselbst in der ganzen Christenheit machen mußte, fühlte im voraus schon der H. v. Bourbon, und äußerte dieß Gefühl in seinem freymüthigen Berichte an den Kaiser durch den Beichtvater, sodann auch durch den Kanzler Gattinara und Lannoy; welche alle herzlich wünschten, den Frieden bald hergestellt zu sehen, und als das beste Mittel dazu erkannten, die Krönung des Kaisers, um dann durch Liebe und Furcht die Kirche in Heiligkeit, den Papst in Frieden, die Könige und Potentaten in Unterwerfung und Gehorsam zu erhalten. — Indessen hatten die Könige von Frankreich und England in diesem Jahre 1527 mehrere Verträge wider den Kaiser geschlossen; ein neues Frankenheer bedrohte Genua und Mailand; die Könige von Frankreich und England wünschten, daß die nicht mit dem Papste in Gefangenschaft befindlichen Cardinäle zu Avignon sich versammeln möchten, um dorthin ein Concilium zu berufen; Andere wollten, daß dieß zu Parma geschehe; im Schmerze über die Gräuelthat des kaiserlichen Volks zu Rom beschuldigte man den Kaiser der Tyranney, womit er die ganze Welt behandeln wolle, um das Geistliche mit dem Weltlichen zu unterdrücken, so daß bey längerer Fortdauer des unnatürlichen Krieges die größte Gefahr des nachtheiligsten Schisma vorhanden war. In der Instruction für St. Pierre de Verey zur endlichen Ausgleichung mit dem Papste drückte K. Karl die edelste Gesinnung aus: »Seine wahre und

vornehmste Absicht sey, daß Frieden in der Christenheit selbst, und was von diesem Frieden abhängt, daß Se. Heiligkeit thue, was sie thun muß, und was recht ist für die Reformation der Kirche Gottes, welche seine Braut ist, woraus für Se. Heiligkeit so große Ehre, Triumph und Lob hervorgehen kann. Eine Reformation und Ausrottung der irrigen Secte Luthers müsse erfolgen, und darnach Ehre und Dienst Gottes aus einem Kriege wider die ungläubigen Türken. Er sehe zwar ein, das Beste wäre: »daß wir unverzüglich abreisten, um Sr. Heiligkeit Hand und Fuß zu küssen, ihn in vollkommener Reinheit herzustellen, und mit unserer Hand ihn wieder auf seinen Stuhl einzusetzen; weil jedoch dieß jetzt nicht möglich sey, so soll er durch die Hand meines Vicekönigs (Lannoy in Neapel) als Repräsentanten unserer Person auf seinen Stuhl zu Rom wieder hergestellt werden. Aber bevor er in diese Freyheit wieder herzustellen wäre (welche zu verstehen ist — von der geistlichen Amtsführung), müßte unser Vicekönig so gut von Ihm versichert seyn in allen Dingen, welche menschlicher Weise und mit weltlicher Macht geschehen könnten. Die traurigen Ereignisse in Rom seyen dem Kaiser gar sehr unlieb; und er würde gewünscht haben, sie mit seinem eigenen Blute abzuhalten, weil ihm als dem ältesten Sohne, Advocaten und Schirmvogt des apostolischen Stuhles solche Vertheidigung zukomme. Und, nachdem der Papst auf freyen Fuß gestellt worden, und nicht eher, möge dann von des Kaisers eigenen Angelegenheiten gehandelt werden.« Eben solche Gesinnungen drückte K. Karl auch in seinem Schreiben an den König von England aus, 7. August 1527, und an Erzherzog Ferdinand, 27. Aug. 1527. Inzwischen hatte Lautrec und die französische Partey in Genua und Oberitalien bedeutende Fortschritte gemacht, wodurch und durch Lannoys Tod am 27. Sept. 1527 des Kaisers Angelegenheiten in Italien wieder in die bedenklichste Lage gesetzt wurden. Auch ließen England und Frankreich die Unterhandlungen mit Karl dringender betreiben, welcher durch Annahme der französischen Vorschläge, endlich wegen Burgund und Freylassung der Prinzen die Summe von 2,000,000 Kronen: nur daß Lautrec Italien wieder verlasse, und die zuletzt gemachte Eroberung, Genua rc., wieder herausgäbe, seine Gegner unbestreitbar in das volle Unrecht setzte. Da aber K. Franz noch verlangte, daß der H. Sforza zuvor unbedingt und ohne Untersuchung wieder eingesetzt, und die Prinzen freygegeben werden sollten, bevor Lautrec zurückgerufen wurde, so nahm Karl eher die Kriegserklärung von beyden Königen an: von dem einen mit einer gewissen Anständigkeit und Achtung gegen die Person Heinrichs, von dem andern mit einer persönlichen Indignation gegen

das Betragen des Königs Franz, dem er wissen ließ, daß er ihn von nun an als einen Meineidigen an öffentlich beschwornen Tractaten ansehe, der von der Ehre und Rechtschaffenheit eines Edelmanns nichts wisse, 21. Jänner 1528. — Mit dem Papste ward sich endlich am 26. Nov. 1527 vertragen, und dessen wirkliche Freylassung auf den 6. Dezember festgesetzt. Ueber den geschlossenen Vertrag äußerte er an die Könige von Frankreich und England: »Nicht sein Wille habe ihn dazu getrieben, da er die Freyheit nur unter so schmählichen Umständen und so großem Nachtheil des apostolischen Stuhles erhalten; — wohl aber die unwiderstehliche Noth, da keine andere Befreyung nahe vorauszusehen, und die Angelegenheiten des apostolischen Stuhles täglich ärger geworden, und Religion und Gottesdienst in immer größeren Verfall gerathen seyen. Dann kündigte er seinen Wunsch und die Hoffnung an, den allgemeinen Frieden und die Würde der Kirche im Einverständnisse mit den beyden Monarchen zu verschaffen, wornach er eifriger als je streben werde, und weßhalb er sich auf die Aufträge an seine Nuncien berief. Da indessen Lautrec durch Mittelitalien gegen Neapel vorrückte, die kaiserliche Flotte von der Ligue geschlagen worden war, so mußte der Krieg noch fortgesetzt werden, in welchen Angelegenheiten zwischen Karl und König Ferdinand ununterbrochen wichtiger Briefwechsel unterhalten worden war. K. Franz von Frankreich nannte den Kaiser einen Lügner, und forderte ihn persönlich zum Zweykampf heraus. Karl nahm diese Herausforderung an; da aber K. Franz über Ort und Zeit zum Zweykampf keinen Vorschlag endlich annahm, so sendete Karl dem K. Ferdinand alle hierauf Bezug habenden Schriften 5. July 1528, »auf daß Ihr daraus des Gegners Feigheit und Bosheit sehet, und alles dem Drucke übergebet, damit die Sache offenkundig werde, wie es die Vernunft will; denn meines Theils wird es nicht fehlen, zum Zweykampf zu kommen.« — Während sich nun seit seiner Freylassung der Papst neutral hielt, und als Vater Aller den Frieden unter den Streitenden suchen wollte, um auf dem nämlichen Wege, womit seine Voraltern im Ruhme der Gottseligkeit geleuchtet hatten, der Unsterblichkeit zuzueilen, starb Lautrec an der Pest, die Belagerung Neapels wurde aufgehoben, sein noch übriges Heer von Oranien gänzlich geschlagen, und zur Capitulation genöthigt: worauf auch der Admiral Doria von der Ligue abtrünnig, sich mit seinen Galeeren in des Kaisers Dienste begeben. Der Papst, überzeugt, daß nur in der Gesinnung des Kaisers in Verbindung mit den erreichbaren Garantien eine festere Bürgschaft des öffentlichen Friedens, nicht aber in den leichtsinnigen Entwürfen des ehrgei-

zigen K. Franz, der ihn zum abermaligen Bruche mit dem Kaiser, und ihn von der Kaiserwürde zu entsetzen bereden wollte, zu hoffen sey, kehrte am 5. October 1528 von Viterbo nach Rom zurück, ließ in Barcellona am 29. Juny 1529 das feste und genaue Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser unterzeichnen, wodurch auch 5. Aug. 1529 der sogenannte Damenfrieden oder der Frieden von Cambrai mit Frankreich und England beschleuniget ward.

Zweyter Abschnitt: Erlangung der Krone Ungerns, S. 145—184. Die bisherige Darstellung zeigte, neben der politischen, von Frankreich vornehmlich genährten Entzweyung unter den Monarchen um Macht und Uebergewicht, die Anfänge und allmälige Erweiterung der großen Spaltung in der tieferen sittlich religiösen Grundlage des christlichen Europa.— Während so die Christenheit sich im Innern theilte, drang der äußere Erbfeind in langsamen aber mächtigen Fortschritten gegen die Länder und Reiche vor, welche die wahre Heimat der christlichen Kirche und des auf ihr begründeten Lebens der europäischen Nationen geworden waren. Die Angriffskriege der Muhamedanen auf den Westen characterisiren sich also: Kriegerische Völker, die Araber und Osmanen, hatten, jene mehr mit ritterlichem Geiste und edlerer Menschlichkeit, diese mit der eisernen Kraft des zermalmenden, doch aber öfters nach dem Scheine der Großmuth strebenden Despotismus, — mit unerhörtem Erfolge des erobernden Religionskrieges die Lehre Mahomeds über unermeßliche christliche Länder in dreyen Welttheilen verbreitet, und nur geringen und unansehnlichen Trümmern der Religion des Erlösers in jenen Ursitzen derselben ein kümmerliches und gefährdetes Daseyn überlassen. In eben jenen Ländern des Ostens hatte schon früh ein dem Christenthume feindseliger Geist von innen aus, durch Verfälschung des Grunddogmas vom erlösenden Gotte die Kirche, während die ganze äußere Form derselben unangetastet blieb, zu zerstören gesucht. Mahomeds Lehre, darin dem Arianismus ähnlich, daß sie Christo die Ehre des erhabendsten Prophetenthums beließ, und die Propheten und Patriarchen des alten Bundes ehrte, wich am meisten darin von jenen frühern Irrlehren ab, daß sie die Idee selbst vom versöhnenden Opfer und darauf begründeten Priesterthum verwarf, auch die Sittenlehre des Christenthums auflöste, und sich dennoch zugleich als eine höhere Vollendung des menschlichen Daseyns geltend machte, wozu auch Judenthum und Christenthum nur die Stufen gewesen seyn sollten.— Der Fortgang mohamedanischer Eroberung war um das Ende des ersten Jahrtausends durch die mit begeistertem Heldenmuthe von abendländischen Christen am Grabe des Erlösers und

in Syrien gegründeten Reiche unterbrochen worden. Als diese Reiche durch die Uneinigkeit, durch die Bedrängnisse, durch die Laster der Christen wieder zerfallen waren, — wurde die Macht des mahomedanischen Angriffs noch eine Zeit lang durch die übrig gebliebenen Bestandtheile des östlichen Kaiserreichs aufgehalten und beschäftigt. Als aber jene lange Folgereihe von Erscheinungen glänzender Blüthe und schauderhafter Gräuel, welche die Geschichte des griechischen Kaiserthums vom ersten bis zum vierzehnten Constantin ausmacht, geendet hatte, — als Constantinopel, der schimmernde Stolz der Christenheit, gleichsam als die letzten Trümmer des großen Schiffbruchs, das letzte Eiland von einer üppig blühenden Atlantis, von den Fluthen mahomedanischer Eroberung verschlungen war; — als der Tempel der himmlischen Weisheit, in welcher die Vermählung des Staubes mit der Allmacht geprediget worden, in die Moschee einer opferlosen Religion des Naturstolzes verwandelt war; — da galt es für die abendländische Christenheit nicht mehr, wider die Waffen des Islams entfernte Gründungen zu retten, oder dem, durch alte Bande verbrüderten Kaiserreiche zweifelhaften Beystand zu leisten; — es handelte sich davon, in dem allein noch übrigen und eigentlichen Lebenssitze des Christenthums dessen äußeren Bestand und Würde zu behaupten. Gleichzeitig mit dem Ausbruche der großen Weltbewegung, mit der Reformation, erfolgte die Eroberung von Grenzpuncten, die man als die Bollwerke der abendländischen Christenheit betrachten konnte, 30. August 1525 Belgrad und 1522 Rhodus. Nun traf Solimanns des Prächtigen Stolz und Macht auf Ungern, auf ein in innere Ohnmacht versunkenes, allem Nachtheil verderbter Oligarchie bloß gestelltes Reich; dessen oligarchische Zerrüttung die gleichzeitigen Schriftsteller mit grellen Farben, niemand jedoch wahrer und getreuer schilderte, als Sigmund Herberstein, der zu verschiedenen Malen als Gesandter des K. Maximilians und Ferdinands am ungrischen Königshofe gewesen war. Mit schwachen Kräften, mitten in der Unthätigkeit des Adels, nach Versäumniß der kostbaren Zeit zum frühzeitigen Widerstande an der Drau, bey völliger Ordnungslosigkeit im Heere, in unbesonnener Voreile, und von Johann Zapolya, der, um eine gewisse Unabhängigkeit und Selbstständigkeit als Grundlage zu eigener künftiger Herrschaft zu behaupten, die eine Hälfte der ungrischen Heeresmacht entfernt hielt, kam es am 29. August 1526 zum Unglück bey Mohacs, wo der König Ludwig, die beyden Anführer, der Colocser Erzbischof und Georg Zapolya, mit der Blüthe der damaligen Großen, des Adels und der Bischöfe von Ungern den Tod gefunden. Auf dem Schlosse zu Ofen feyerte der siegreiche Soliman, nachdem die Königin

Maria nach Wien geflohen war, das kleine Bairamsfest durch den Handkuß der Wesire; und in Pest versprach er den ihm aufwartenden Ungern den Johann Zapolya als König. Diese Niederlage hatte gleichsam die Vormauer eingestürzt, welche die Osmanen von den deutschen Grenzen, von den Mittelländern der Christenheit abhielt, und der Bereich, über welchen sich die Verwüstungen des wilden Siegers ausdehnten, bezeichnete ungefähr für mehr als anderthalb Jahrhunderte die Grenze der türkischen Herrschaft in Ungern; von woher auch das ganze südliche und östliche Deutschland mit furchtbarem Angriff fortwährend nahe bedroht ward. Daß dieser Sieg eine den Osmanen so bleibend vortheilhafte und der Christenheit zur Schmach gereichende Stellung zur Folge hatte, davon war, neben der größeren Entzweyung der ganzen Christenheit zwischen der Kaisermacht und Frankreich, so wie zwischen Kirche und Protestantismus, die lange fortgesetzte Zwietracht in dem ungrischen Adel selbst die nächste Ursache. Während in jenen umfassenden Kämpfen, welche die ganze Christenheit theilten, es sich von allgemeinen Verhältnissen und Interessen und deren Feststellung in der neueren Weltepoche handelte: — so gehörte dagegen der besondere Streit, welcher Ungern entzweyte, mehr zu den Kämpfen, wie sie das Mittelalter häufig in trauervollen Gemälden gezeigt, welche aus Anlaß eines Streites um die Krone entstanden, von den allen Leidenschaften offen stehenden Oligarchen in oft wechselnder Parteyung, um Ehrgeiz und Vortheile einzelner Familien und Individuen zum allgemeinen Unheil verlängert worden. Es trug jedoch diese innere Zwietracht in Ungern dadurch einen mehr der neueren Zeit angehörenden Character, daß dieselbe in den wechselseitigen Entscheidungen weit mehr von fremder Macht, als eigener Kraftentwicklung abhing, und daß das vom König Ferdinand und vielen seiner Anhänger verfolgte Ziel nicht sowohl die Behauptung eines bloßen persönlichen Interesses oder der Größe seines Hauses, sondern auch eine in europäischer Beziehung wichtige Entwicklung war. Es handelte sich zunächst davon, daß dieses edle Reich dem Erbfeind der Christenheit nicht in solcher Weise überlassen bliebe, daß derselbe daraus den festesten Stützpunct oder gar die erste Schlachtreihe fernerer Angriffe auf die christlichen Völker machen könnte; — und dann auch zugleich davon, die schon seit langer vorbereitete folgenreiche Verbindung der magyarischen Nation mit der beschützenden und erhaltenden Macht des Kaiserthrones in einer bleibenden Weise und zugleich mit vollständiger Rechtmäßigkeit zu verwirklichen. Ein Jahrhundert früher war Erzherzog Albrecht, Tochtermann des Kaisers Sigismund, diesem auf dem ungrischen Throne gefolgt,

als erster König dieses Reichs aus habsburgischem Stamme. Die Minderjährigkeit, die kurze Herrschaft, der frühe Tod seines Sohnes und Nachfolgers Ladislaw fiel in die Zeit Kaiser Friedrichs III., unter dessen langer Regierung, welche ein sonderbares Gemisch von unthätiger Indolenz und in sich gekehrter Beharrlichkeit war, sich die politischen Verhältnisse des neueren Europa in ihren noch unkenntlicheren Hauptzügen vorbereiteten, die neue Zeit mit aller ihrer Frivolität und Zwietracht, ihren vorwiegenden Hauptmächten und willkürlichen Staatssystemen. — Damals wurde auch für Oesterreich, gleichsam in bedeutungsvoller Stille, die Bestimmung näher vorbereitet, welche dasselbe im neueren Europa unter Unglück und Siegen zu erfüllen hatte. Es schien die Begründung einer großen Vertheidigungsmacht, durch bleibende Union von verschiedenen Nationen, welche in ihrem Innern durch feste Erbfolge geordnet, übrigens in eigenthümlicher Verfassung, Sitte, Sprache und Fortbildung bestehen konnten, — tief in dem Gange der Dinge und in den Fügungen über Europa begründet zu seyn. Nach den Ideen des Mittelalters waren die Nationen und Volksstämme in großer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nur durch das allgemeine Band der Christenheit, nur durch deren gemeinschaftliche Institutionen des Papstthums und Kaiserthums verbunden. Als das Band des allgemeinen Glaubens und der Vormundschaft der Kirche, welches den Einheitsgrund Europas im Mittelalter ausgemacht hatte, mehr und mehr entkräftet wurde, bildeten sich getrennte und unabhängige, durch keine anerkannte Autorität eingeschränkte Mächte aus; große geschlossene Machteinheiten, welche sich mehr oder minder im Widerspruche mit den frühern Grundlagen der allgemeinen Ordnung, und vielfach zum Nachtheil der Selbstständigkeit und Rechte der Nationen gestalteten, und welchen partielle, anarchische und oligarchische Entzweyungen nur zur Gelegenheit dienten, ihre Macht ausgedehnter zu begründen. Durch ganz Europa bildeten sich mehrere größere Monarchien aus, so in Spanien durch die Vereinigung von Castilien und Arragon, in Großbritannien durch die Verbindung von England und Schottland, selbst im Norden schien sich ein gemeinsames scandinavisches Reich zu begründen, und in Nordosten wurde der Grund zur großen moskowitisch-russischen Macht gelegt. Vor allem aber bildete Frankreich sich als das Vorbild der neuen absoluten Monarchien mehr und mehr durch Ausdehnung der Alleingewalt im Innern und äußerer Eroberung aus, und unter Frankreichs trennender Einwirkung näherten sich nach und nach die einzelnen Staaten in dem Herzen der Christenheit, in Deutschland und Italien, der vollendeten

Unabhängigkeit. Von Osten her drängte dann die zur höchsten Stufe der Macht und innern Unbedingtheit gestiegene Monarchie der Türken auf die nur schwach verbundene, mehr und mehr in einzelne unabhängige Reiche sich auflösende Christenheit. — Inmitten aller dieser Verhältnisse befestigte sich nun die große Defensivmacht des Kaiserhauses, deren Bestimmung es wurde, die alte Einheit der Christenheit gegen die immer furchtbarer sich erhebende Zwietracht bis auf einen gewissen Punct des Uebereinkommens zu vertheidigen, manche mächtige Willkür zu neutralisiren, die nothwendig gewordene Machtbegründung mit Schonung des alten Organismus und mit der Verschiedenheit der Nationen in Einklang zu erhalten. — Die Nationalinteressen, die Nationalinstitutionen der Völker von Mitteleuropa, wenigstens in manchen Beziehungen gegen mächtige Unterdrückung sowohl, als gewaltsame Umwälzungen zu vertheidigen, dem schwächeren Rechte ein Schild, dem Heiligthume des Glaubens eine äußere Stütze gegen äußere Anfeindung zu seyn; während eben diese Macht Vorkämpferin der Christenheit in dem Vertheidigungskampfe gegen die mahomedanische Despotie ward. In der Begründung dieser, ihrer Natur und Bestimmung nach erhaltenden Macht bildete nun die bleibende Union Oesterreichs mit Ungern einen wesentlichen Bestandtheil, welches letztere durch ein ehrliches Band zur Beyhülfe der Nachbarvölker gegen die Angriffe der Barbaren berechtiget, hinwiederum kraftvoll mitwirkte, um die von jener Macht überdauerten Stürme und Gefahren zu besiegen. Gegen die Königin Maria, die zur Berathung der unheilvollen Lage des Vaterlandes einen Landtag nach Comorn, dann aber nach Preßburg ausgeschrieben hatte, erhob sich Johann Zapolya. Schon sein Vater, noch mehr aber er und seine Anhänger hatten es seit langer Zeit vorbereitet, und sie beabsichtigten, daß im Falle eines kinderlosen Absterbens Ludwigs, Zapolya von einem Theile der Nation zum Könige gewählt werden solle — welches Bemühen sie durch das scheinbare Argument einer Ausschließung der Ausländer zu verstärken suchten. Die höchste Gefahr des Vaterlandes nach der Niederlage bey Mohacs, welche Zapolya durch Zögerung selbst mit veranlaßt hatte — machte ihn nicht im mindesten zweifelhaft, den Umstand des Todes des Königs sogleich zu benutzen, um sein Vorhaben auszuführen, — wenn er gleich mit voller Gewißheit sehen mußte, daß die Ansprüche Ferdinands und die Anhänger desselben ihm entgegen standen, und dieser Conflict die Noth des Vaterlandes vergrößern mußte. Er ward zu Tokay als König begrüßt, zog nach Ofen, ließ sich am 7. November auf dem Reichstage zu Stuhlweißenburg von dem Erzbischof zu Gran, Paul Varday, zum König krönen,

und erklärte die Strafe der Untreue und beleidigten Majestät, der Vermögens-Confiscation und Infamie gegen die Anhänger Ferdinands. Auf dem vom Palatin berufenen, also verfassungsmäßigen Reichstage zu Preßburg jedoch ward auch Ferdinand einhellig als rechtmäßiger König ernannt, dessen Ansprüche auf die Krone Ungern sich auch auf einen dreyfachen Grund stützten: auf die Erbverträge, auf die Ansprüche seiner Gemahlin und auf seine eigene Erwählung.

Dritter Abschnitt: Begründung der Herrschaft in Ungern gegen Johann Zapolya, der von Frankreich unterstützt wird, und die Freundschaft und Hülfe der Türken wider Oesterreich sucht, S. 187—243. In Folge der Niederlage bey Mohacz war Ferdinand den Angriffen Suleimans bloßgestellt, welcher einerseits an Venedig einen Bundesgenossen, an der Krone Polen eine neutrale Macht erhalten hatte, und welchen ein Zwist um die Krone in Ungern den großen Vortheil versprach, daß derselbe die Streitkräfte dieses Reichs neutralisiren, ja seine eigene Macht zum Angriff vermehren werde. All dieses, alle Umtriebe des Zapolya, sein schon langes Streben nach Ungerns Krone, seine Verbindung mit Suleiman, sah K. Ferdinand und der Kaiser klar voraus; und letzterer bot bey Ferdinand alles auf, nur um Ungerns Krone nicht zu verlieren, sich einstweilen mit den Woiwoden zu vertragen, und mit den Türken sich nicht in einen weitläufigen Krieg einzulassen. Unter Vermittlung Königs Sigismund von Polen, Zapolyas Schwiegervater und Oheim König Ladislaus und der Gemahlin Ferdinands, war zum Versuche einer Verständigung mit Johannes eine Zusammenkunft von Bevollmächtigten beyderseits zu Olmütz gehalten, wo die Ansprüche Zapolyas mit ihren Gründen und Ferdinands umständlich gewürdiget, erwogen und widerlegt würden, S. 194—205. Da aber die Forderungen und Behauptungen ganz unvereinbarlich waren, und die Gesandten des Johannes hartnäckig dabey blieben, Ferdinand hätte aus den Verträgen nicht mehr Recht, als ein Indier oder Babylonier, so zerschlug sich dieser Vermittlungsversuch und ein Antrag zur Waffenstillstandsverlängerung, und sogleich ward der Krieg gegen Johannes und die Besitznahme des Reiches unternommen. Ferdinand zog persönlich mit einem Heere nach Ungern 1. Aug. 1527, drang bis Ofen vor, entbot den gesammten Adel auf den 3. Nov. nach Stuhlweissenburg, und ward dort, nachdem er den feyerlichen Eid (zum dritten Male schon) der Nation geleistet hatte, mit seiner Gemahlin Anna nach aller Form und Gesetzmäßigkeit und mit altgewöhnlicher Pracht zum König gekrönt, S. 206—213. Nun schien sich die Eintracht des Reichs verjüngt zu haben, und Stärke gegen den äußern

Feind zu verheißen. Viele der Großen hatten sich für Ferdinand erklärt, auch solche, die anfangs nicht mit ihm gehalten hatten; und das Glück seiner Waffen durch Niklas Salm gegen das Heer des Johannes schien zu vollenden, was der Begründung seiner Herrschaft über das gesammte Ungern noch fehlte. Es fehlte aber inzwischen auch nicht an sehr energischen Umtrieben des Johannes und des französischen Gesandten, Rincon, am polnischen Hofe, um das politische Benehmen Königs Sigismund zu stimmen; worüber die Berichte des damals in Krakau anwesenden Gesandten Ferdinands, Logschau, sehr wichtige Aufschlüsse gaben (S. 214—223), und die Berichte des Hieronymus Lasky, Palatin von Zierads — am französischen Hofe. Und war gleich Ferdinands Herrschaft mehr und mehr befestigt, so war sie darum doch noch nicht hinlänglich sicher gestellt. Man hatte es ihm ja allgemein sehr hoch angerechnet, daß er bey der allgemeinen Seuche sich aus Ofen zwanzig Stunden weit entfernte; und allgemein schrie man: »er sey nur gekommen, um sich krönen zu lassen, und dann wieder in seine anderen Staaten zu gehen, und sie ihrem Schicksale zu überlassen; so daß er sich, ohne nicht alles wieder in große Gefahr zu setzen, auf zehn Stunden Ofen nähern mußte. Es wäre nun unstreitig für den Johannes selbst ehrenvoller und dem Vaterlande heilsamer gewesen, wenn derselbe dem vereinten Gewichte der Erbverträge, der Verwandtschaft, der Wahl, Krönung und Zustimmung durch die überwiegende Mehrheit der Nation und der militärischen Entscheidung nachgegeben, und gegen sonst billige und ehrenvolle Bedingungen den Ferdinand anerkannt hätte. Er faßte nicht diese Entschließung, sondern da er vom Könige von Polen keine Hülfe erhalten konnte, und die entfernte Gunst des Königs von Frankreich ihm wenig half, so that er den verderblichen und unheilvollen Schritt, an den Sultan der Türken zu senden: nicht etwa um Waffenstillstand und Frieden von demselben zu erlangen, sondern um ein offensives Bündniß gegen Ferdinand mit ihm zu schließen, und durch die Türken wieder Herr von Ungern zu werden. Dieß war freylich sein Zweck, aber dieses Verfahren konnte nur zweyfachen Erfolg haben. Ganz hergestellt und eingesetzt auf den ungrischen Thron konnte er durch türkischen Schutz nicht werden ohne solche Siege der Türken, welche auch Deutschland und andere christliche Länder bedrohten, — und wodurch dieselben zugleich auch in Ungern die gebietenden Herren blieben; — und auch zur Hälfte konnte er nicht den Besitz von Ungern durch türkische Hülfe behaupten, ohne daß das halbe Ungern, als active Bundesgenossin der Türken, die andere Hälfte bekriegen, und in diesem verderblichen Bürgerkriege zugleich die Erfolge christlicher Heere wider den Eroberer vereiteln

half. War Ungern die Vormauer der Christenheit, so wurde derjenige mit Recht als verrätherisch an der Christenheit handelnd getadelt, welcher dem Erbfeinde derselben, eines Anspruches wegen, für welchen keine gesetzlichen Mittel mehr übrig waren, diese Vormauer ganz oder zur Hälfte einräumte, und dem Feinde Beystand zu leisten sich anheischig machte, in einem Kampfe, der entweder das Herz der Christenheit gefährden, oder das eigene Vaterland im innern Kampfe zerreißen, und gleichsam zwischen Deutschen und Türken theilen mußte. — Um das Schutz- und Trutzbündniß mit Suleiman zu bewirken, sendete Johannes — den der Höfe und Geschäfte sehr kundigen Polen, Hieronymus Lasky, nach Constantinopel; der am 22. Dezember 1527 daselbst ankam, am 29. Februar 1528 von dort abreiste, und die in ihren Folgen so beklagenswerthe Unterhandlung mit einer besserer Sache würdigen Haltung glücklich ausgeführt hatte; worüber er in einem eigenhändig geschriebenen Tagebuche die genaueste und höchst interessante Nachricht gab, S. 225—238. Was den Lasky bewog, sich diesem Geschäfte so eifrig zu widmen, dürfte zum Theil in den Worten angedeutet seyn, welche nach eben dieser Erzählung der Venetianer Gritti dem Ibraim sagte, als er die Antwort Laskys wegen der jährlichen Geschenke ihm meldete: »Entlasse ihn nicht ohne guten Ausgang. Du siehst, daß er kein Unger ist; er hat die Gnade vieler Fürsten, was kümmert es ihn, wenn Ferdinand Ungern unterwirft? gewißlich nichts.« Da Lasky eben in Frankreich in gewissen Geschäften gewesen war, so wird es um so wahrscheinlicher, daß sein Antrag gleichsam im Namen des ganzen antikaiserlichen Europas, Frankreichs namentlich und Venedigs, gemacht, oder so angesehen wurde, daß Gritti, der natürliche Sohn des Dogen von Venedig, vom großen Einfluß auf die Pforte und ein Hauptorgan für europäische Intriguen zu Constantinopel, ihn als solchen mit seinem ganzen Einflusse unterstützte. Die Gesandtschaft K. Ferdinands in Constantinopel durch den tapfern Unger Johann Hadordancky von Solathnat und des Steyermärkers Sigmund Weichselberger hatten zwar keinen günstigen Erfolg; denn ihr Inhalt war gerade das volle Gegentheil von jener des Johannes; diese räumte dem Sultan das Königreich Ungern ein, um daraus einen Stützpunct vordringender Eroberung zu machen, wogegen Ferdinand die Herstellung desselben als eines Bollwerkes der Christenheit verlangte. Indessen ward doch Johannes zu Anfang des Jahres 1528 bey Kaschau aufs Haupt geschlagen, worauf er nach Polen eilte, um neue Truppen zu werben, und bey einem mächtigen Fürsten des Reichs, Johann Lamnow, Zuflucht

fand, der ihm sein Schloß und die Stadt Tornow zum Aufenthalte einräumte.

Vierter Abschnitt: Ehe Ungern im Innern geordnet ist, und ehe eine kraftvolle Vertheidigungsmacht aufgestellt wird, überzieht Suleiman Ungern, erobert zum andern Male Ofen, und belagert Wien, S. 247—305. In Polen fand Johannes auch unter den Magnaten und Bischöfen viele Freunde für seine Sache, wozu wohl die mächtigste Ursache in seiner Verschwägerung mit dem Könige lag, so wie in einer gewissen Eifersucht gegen Ferdinand, des polnischen Einflusses in Ungern wegen, und weil dort die letzten Könige polnischen Stammes gewesen waren. Lasky sendete in seinem eigenen Namen, 10. April 1528, an König Ferdinand einen Fehdebrief, und Johannes verwahrte sich in einem eigenen Schreiben, 13. April 1528, an die deutschen Churfürsten und Reichsstände von aller Anklage, seine Handlungsweise betreffend, wider Ferdinand, auch wenn aus dieser Zwietracht Nachtheil für die Christenheit hervorginge. Während nun Johannes in Polen und Deutschland Truppen warb, und seine Umtriebe in Ungern fortsetzte, mit Heeresmacht wieder in Siebenbürgen erschien, und sich dort nach einem kleinen Siege bey Kaschau festsetzte, that Ferdinand in Böhmen, Mähren, Oesterreich und Inneröfterreich alles, um wider den bevorstehenden Verheerungs- und Eroberungszug Suleimans die kräftigste Hülfe aufzubringen; und wenn gleich seine Sendung um Türkenhülfe an den König von England vergeblich gewesen, so wurde diese doch auf dem Reichstage 1529 energisch beschlossen; ungeachtet die dissentirenden Fürsten und Städte eine Weigerung einlegten, Hülfe gegen die Türken zu leisten, so lange ihnen nicht die volle Religionsfreyheit gewährt würde; ungeachtet Ferdinand eine kraftvolle Vertheidigung des h. Reichs wider die türkischen Waffen möglichst unabhängig vom Religionszwiste zu machen suchte. Dieselbe Theilnahme, denselben Eifer wider die Türken fand Ferdinand in Mähren und in Böhmen; und sehr energisch und durchweht von innigst religiösem Geiste ist sein Manifest vom 28. Aug. 1528 an die ganze Christenheit zu Beyträgen für die Unterhaltung des Heeres gegen die Türken, S. 263—267. — Während aber Ferdinand nach allen Seiten hin Thätigkeit und Ernst entwickelte, um eine kraftvolle Vertheidigung möglich zu machen und vorzubereiten, fehlte noch viel daran, bey den durch Parteygeist und innere Unordnung in Ungern überall vorhandenen Hindernissen, daß der Zweck, um Ungern gleich damals in eine starke und gesicherte Lage zu setzen, erreicht worden wäre. Das Heer Ferdinands gegen Johannes in Oberungern machte nicht nur in den J. 1528 und 1529 keine

Fortschritte, sondern erfüllte selbst das ganze Land durch Undisciplin, Gelderpressung von Seite der Heerführer und Plünderung im kleinen Kriege mit dem größten Jammer; wozu noch die steigende Gefahr von Seite der türkischen Flotte auf der Donau herauf und der Anmarsch Suleimans kam, schneller, unheilbarer, verhängnißvoller als erwartet worden war: in einem Zeitpuncte, wo die Truppen Ferdinands im Lande zerstreut, und durch die Gegenpartey verhindert wurden, sich auf einen Punct zu vereinigen, S. 269—280. Indessen war auch das vorausgesendete Antwortschreiben Suleimans an Ferdinand von den aus Constantinopel rückkehrenden Gesandten eingetroffen, welches mehr friedlich als kriegerisch lautete; dessen Inhalt jedoch, aus Mangel eines Dolmetschers, dem K. Ferdinand erst nach mehreren Monaten bekannt geworden war; weßwegen auch eine neue Gesandtschaft an den schon mit voller Macht heranziehenden Sultan vergeblich gewesen ist. Aller ernstlichen Bemühungen und Gesinnungen ungeachtet fehlte es dem K. Ferdinand auch im Sommer noch an wirklich gesammelter Macht, die ungrischen Festungen vollkommen gegen Suleimans Anfall zu versichern; worüber man sich eben nicht verwundern darf. Denn das getheilte Deutschland brachte nicht eher wirkliche Hülfe auf, als bis die Gefahr den höchsten Grad erreicht hatte. Die Macht des Kaisers war bisher durch den Krieg, welchen der wortbrüchige K. Franz I. erneuert hatte, und woran der Papst und Venedig Theil genommen hatten, beschäftigt und verhindert worden. Erst nach dem Frieden zu Cambray 5. Aug. 1529 konnte das kaiserliche Heer in Italien theilweise nach und nach zur Vertheidigung wider die Türken verwendet werden. Indessen war Suleiman von Constantinopel am 9. Aug. 1529 aufgebrochen, einer Flotte auf der Donau und dem Vortrabe von 20,000 Mann über Save und Drave mit 300,000 Mann bis Mohacs gefolgt, und dort mit Johannes, mit dessen Bruder Georg, mit Lasky und mit ihrem Heerhaufen zusammengetroffen, nachdem Johannes zuvor 24. Febr. 1529 an alle Ungern ohne Ausnahme einen schriftlichen Aufruf hatte ergehen lassen, sich an ihn und den Sultan anzuschließen, und ihm Gehorsam zu leisten; welche Forderung durch neue Schreiben beym Eintreffen des Sultans in Ungern wiederholt wurde. Nach der schmälichen Uebergabe der Burg zu Ofen brach Suleiman gegen Wien auf, das der Pfalzgraf Philipp und der oberste österreichische Feldhauptmann, Graf Niclas von Salm, mit ungefähr 12,000 Mann und 72 Feldstücken vertheidigen sollten, vor dessen Mauern Suleimans Heer am 21. September erschien, und die Stadt mit ungefähr 250,000 Mann in 16 Lagern einschloß — und hartnäckig zu bestürmen begann, bis am 15. Ok-

tober nach seinem mit Mord und Brand bezeichneten Abzuge das Dankgebet für die Befreyung im St. Stephansdome erscholl, S. 292—305.

Fünfter Abschnitt: Sächsische Kirchenverfassung. Versuch einer Befestigung der neuen Lehre, S. 309—354. Nachdem die Häupter der Kirchenspaltung sich von dem alten Prinzip der Autorität in Glaubenssachen so entschieden losgesagt hatten, zeigte sich bald, was sich bey jeder gewaltsamen Erschütterung eines allgemein bindenden Prinzips zeigen muß, — daß nämlich viele Meinungen und Bestrebungen sich erhoben, welche den Urhebern der Trennung eben so feindlich entgegenstehen, als diese sich der Herrschaft des Alten entgegengestellt hatten, und welche auf die gleiche Berechtigung und ähnliche Gründe wie diese sich beriefen. Aus solcher Mannigfaltigkeit widerstreitender Lehren, und aus dem sich mächtig ankündigenden Bedürfniß, den getrennten Bekenntnissen doch möglichste Regelmäßigkeit und Einheit in ihrer äußeren Lehre und Verfassung zu geben, bildeten sich nach und nach in erneuerter Stärke wiederum die Vorstellungen von hierarchischer Entscheidung und politischer Glaubenshülfe aus, welche in der altkatholischen Welt ihr weit folgerechteres und großartigeres Vorbild hatten. Luther selbst sprach das Prinzip von dem in Glaubenssachen untrüglichen Ansehen der christlichen Kirche, welches er so mächtig erschüttert hatte, bey mehreren Gelegenheiten sehr kraftvoll aus. Den Ansprüchen der Kirchenlehrer sowohl, als den Decreten der gesetzlichen Kirchenversammlung hatte er das Entscheidungsrecht abgesprochen, und wider das Anerkannteste und Gültigste mit leidenschaftlichem Ungestüm gekämpft; und zu derselben Zeit — im Jahre 1530 — widersetzte er sich mit den heftigsten Ausdrücken dem Abschluß eines Verständnisses, nach welchem auch nur den Katholiken in den Staaten der protestirenden Fürsten eine wirkliche Duldung zu Theil werden sollte. Uebrigens richtete Luther sein erstes Augenmerk auf die Fürsorge für die Dotation und für die äußere Verfassung der Kirche; wobey er die Pflicht der Dotation für den christlichen Unterricht aus dem Vermögen der Unterthanen behauptete; nachdem die für den christlichen Unterricht nach den Lehren der Kirche freywillig gestifteten Güter dieser Bestimmung gewaltsam entzogen worden. Sodann drang er beym Churfürsten von Sachsen auf eine aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern gemischte Commission zur Visitation und Feststellung der kirchlichen Verhältnisse im ganzen Lande; was wirklich vor sich ging, und wodurch die in derselben gelegene Aufhebung der bischöflichen Rechte ein nicht minder wichtiger Schritt, als die erste Lossagung von der päpstlichen Obergewalt gewesen war. Man nahm dabey,

um die Reinheit der Lehre möglichst zu sichern, zur Richtschnur den im Jahre 1527 von Melanchton verfaßten, von Luther in einigen Stellen verbesserten und gebilligten Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Churfürstenthume Sachsen. Unter andern wurden darin zur Beaufsichtigung und Reinerhaltung der Lehre, Ruhe und Ordnung gegen die Obrigkeit, Superintendenten angeordnet, von welchen die vom Landesherrn zu berufenden Prediger vor ihrer Bestallung geprüft werden sollten, wie sie in Lehren und Leben geschickt, und ob das Volk mit ihnen genugsam versehen sey. Die Einkünfte der vakanten Pfarren, Benefizien und der Klöster sollen genau verzeichnet, zur Besoldung für Kirchen und Schulmeister dienen. — Schon 1526 hatte Luther eine deutsche Ordnung des Gottesdienstes zunächst für Wittenberg herausgegeben, von der er jedoch wünschte, daß sie einstweilen allgemein geltend gemacht und gehalten werde. Er wollte eigentlich, daß überall eine solche Gesellschaft von Menschen werde, die sich als vollkommene Christen in ein besonderes Buch eingeschrieben, und in einem Hause, statt in der Kirche, zusammenkämen um nach dem Antriebe des Geistes zu beten, die Sakramente zu empfangen, und Unwürdige mit einer Art Bann, durch die Geistlichen ausgesprochen, über öffentlich Lasterhafte, z. B. Ehebrecher, tägliche Vollsäufer ꝛc., zu belegen; — welche Anordnung jedoch etwas schwer die Stelle einer Kirchenverfassung würde haben vertreten können. Der Wunsch Luthers, eine eigene christliche Behörde, Consistoria, einzuführen, wurde 1561 zu Weimar zuerst, und ganz in einem andern Sinne, als ihn Luther gedacht hat, erfüllt, nämlich als landesherrliche Behörde, ohne ein geistliches Mitglied, um einen ungeregelten Widerstand der Geistlichen zu brechen. Vorzüglich lag aber die Sorge für die christliche Jugend und für die Schulen Luthern am Herzen, zu deren Vervielfältigung er 1529 an die Rathsherrn aller deutschen Städte eine ernstliche Ermahnung ergehen ließ; und er sagte manches populär Richtige und patriotisch Nützliche über den Jugendunterricht; nur bey Empfehlung des biblischen Sprachstudiums tritt die theologische Beziehung wieder besonders stark hervor, womit die angreifende Richtung, wie überall in Luther, aufs innigste verwebt wurde.

Luther hatte auch schon früh die Gewalt, über die Lehre zu urtheilen, und die Lehrer ein- und abzusetzen, der Gemeinde zuerkannt; ohne daß ein Organismus der Gemeinde gezeigt wäre, kraft welchem sie ihr Urtheil aussprechen konnte. Das Kennzeichen einer christlichen Gemeinde, da wo das lautere Evangelium gepredigt werde, und die Wahl durch Händeauflegung der Vornehmsten in einer Gemeinde, oder durch die

bürgerliche Obrigkeit, war für beyde Fälle zu schwankend, zu unbestimmt, und keineswegs hinreichend. Darum mußte natürlich das Schutzrecht der weltlichen Obrigkeit überhaupt immer bestimmter und ausgedehnter hervortreten. Das Gutachten Luthers über die Domherrn zu Altenburg, welche die katholische Messe nicht aufgeben wollten, ist offenbare Anrufung des Staates von Seite der Reformatoren selbst, mit ähnlichen Argumenten, womit die Gesetze katholischer Fürsten für Aufrechthaltung des Kirchenglaubens vormals unterstützt wurden; nur daß statt der Unfehlbarkeit im vereinten Zeugniß von Wort und That und der durch Ueberlieferung erklärten Schrift hier eine Unfehlbarkeit der eigenen Auslegung des geschriebenen Wortes zu Grunde gelegt wurde; wie auch, daß hier die Weigerung, in einer Disputation sich dem Gegner oder dem zufälligen Kampfrichter zu unterwerfen, gleichsam die häretische Hartnäckigkeit begründen sollte. Während nun Luther in solcher Art dem Staate fortwährend ein Zwangsrecht gegen die katholische Kirche zuerkannte, so weit diese seiner Lehre entgegen war; eben so entschieden und in vielfachen Wendungen erkannte er demselben ein solches Schutzrecht zur Aufrechthaltung der katholischen Dogmen (öffentliche Artikel der Glaubenslehren, die klärlich in der Schrift begründet, und in aller Welt geglaubt werden von der ganzen Christenheit) zu, so weit er solche beybehalten hatte. Natürlich fühlte er selbst wohl, daß jenes Prinzip der Allgemeinheit der Lehre, nach welchem er das Recht behauptete, die Irrlehrer selbst auch unverhört und unverantwortet zu verdammen, und auch dem Staate das Recht zusprach, dieselben zu bestrafen, — im vollen Maße von der alten Kirche auch wider ihn selbst in Anwendung gebracht wurde; — und er wußte hier kein anderes Auskunftsmittel, — wenn er nicht wirklich der katholischen Lehre mindestens eben so große Gültigkeit als seiner eigenen zuerkennen wollte, — als die Entscheidung der weltlichen Obrigkeit, als Schiedsrichterin über die Anwendung dieses Prinzips, zu überlassen. So wie aber diese ganze Ansicht von Festhaltung und Stabilirung der Kirchenlehre eine nur später hinzukommende, und der eigentlich reformatorischen, bewegenden, angreifenden, erschütternden entgegengesetzt war, so kam sie auch wohl in Luther selbst zu keiner folgerechten Deutlichkeit.

Indessen ist doch auch so viel klar, daß Luther das der weltlichen Obrigkeit zugesprochene Entscheidungsrecht ganz vorzüglich nur als ein Hülfsmittel, seine Lehre in einem großen Theile Europas aufrecht zu erhalten, wider die alte Kirche sowohl, als gegen die weitere Spaltung der Lehre selbst vorzugsweise verstand. Sonst hätte er sich auch für sich selbst gefallen lassen müssen, daß

der Kaiser und die verfassungsmäßige Mehrheit der Reichsstände erst entschieden hätten, was der Churfürst von Sachsen in Religionssachen verfügen dürfe und was nicht; — wäre darüber die Rechtsfrage streitig gewesen, so hätte eine politische Entscheidung darüber eintreten müssen, und der Reformator hätte die Befugniß, öffentlich wider die alte Kirche zu lehren, von dieser Entscheidung oder diesem Erfolge abhängig erkennen müssen. Davon war er aber freylich sehr weit entfernt, wie sein Streit mit Herzog Georg, die vertriebenen Leipziger und Oschatzer betreffend, hinlänglich erweiset, S. 313—315. Bey jeder Gelegenheit und in kräftigen Ausdrücken stellt sich Luther als Erheber der weltlichen Stände und der weltlichen Obrigkeit in ihrer Entkleidung von aller Beziehung auf die priesterliche Kirche dar. Da nun kein katholischer Lehrer jemals die weltlichen Stände an sich selbst in ihrer natürlichen Bestimmung als verdammlich dargestellt hatte, wohl aber, daß neben ihnen ein eigener auserlesener Stand (Clerus) auf das Mysterium der Gnade begründet worden, und als der höhere zu ehren sey, mit welchem alle übrigen durch Gottesdienst und Heiligung in einer lebendigen Beziehung stehen, und der übernatürlichen Segnungen theilhaft werden sollten; so ist jene Darstellung Luthers eine Bestätigung der Ansicht, daß eine Hauptwirkung seiner Anstrengungen darin bestand, alle weltlichen Stände und die ganze Naturordnung, unter Verstärkung der fürstlichen Territorialgewalt, von allen Beziehungen auf einen abgesonderten Priesterstand und auf eine übernatürlich sacramentale Ordnung abzulösen und abzureißen. Er ruhte aber nicht, bis die große Säcularisirung in so weitem Bereiche, als es möglich war, zu Stande gebracht wurde.

Auch der Begriff von einem bestimmten Diöcesanrecht und Sprengel einzelner Geistlichen, so daß jeder Bischof oder Pfarrherr sein bestimmtes und befohlenes Amt und Kirchspiel habe, in welchem kein Anderer oder Fremder ohne dessen Wissen und Willen sich unterstehen solle, seine Pfarrkinder zu lehren, weder heimlich noch öffentlich, bildete sich bey Luther aus. Seine Vertheidigung aber, daß er selbst aus dem Rechte eines Doctors der h. Schrift und eines berufenen Predigers gegen den Willen so vieler Bischöfe und Pfarrherrn die alte Lehre und Verfassung der Kirche angetastet habe, enthält die schwächsten Beweggründe; und es ergibt sich daraus die Bestätigung, daß der Angriffskrieg gegen die Kirche von der Schule als solcher geführt war. Man wird auch hier darauf geführt, daß wo ein Recht oder Autorität gegen eine andere auftritt, wie Staat gegen Kirche, oder Schule gegen Kirche, es vor allem Noth thut, die

eigenthümliche und besondere Bestimmung und Natur derselben, das Prinzip und daraus fließende Beschränkungen aufzusuchen; weil sonst nur unversöhnter Zwist und Widerspruch erfolgen kann. Doch war es offenbar nur eine hinterdrein sich einfindende Entdeckung, daß das Recht, eine Reformation zu bewirken, aus dem Doctorate und aus dem Rechte eines Predigers für die Seinen zu schreiben hergeleitet werden möchte, da es ganz andere und gewaltige Kräfte waren, welche die Reformatoren angetrieben hatten, und welche durch jede Art von äußerer Beschränkung nur zu stärkerem Gegenwirken gereizt wurden. Nebenbey bemühte sich Luther sehr, die von ihm festgehaltene Rechtgläubigkeit im Puncte des Sacraments des Altars, gegen die dasselbe in ein bloßes menschlich natürliches Erinnerungszeichen verwandelnde Ansicht Zwingli's und der Uebrigen aufrecht zu erhalten; worüber der Streit mit Hintansetzung der uralten und heiligen Ehrfurcht der alten Zeiten vor diesem wundervollen Geheimnisse zum großen Aerger und zur Mißbilligung Melanchthons (weil sie die sich auf die neue Lehre stützende politische Gegenmacht in sich selbst zertheilte, und das Bündniß der Vertheidigung gegen den Kaiser schwächte) mit höchster Leidenschaft in den Volksschriften ist verhandelt worden. Dabey blieb aber Luther ein eben so heftiger Gegner der Zwinglianer, als der alten Kirche, mit der er zwar über die wesentliche Gegenwart Christi im Sacramente einstimmig war, dieselbe jedoch in willkürliche Schranken gesetzt hatte, so weit nämlich nothwendig seyn mochte, ein Opfer und Priesterthum zu leugnen. Dieser Sacramentsstreit war übrigens für Luthern das Grab des innerlichen Friedens. Denn jenes Dilemma, daß wenn eine göttliche Autorität im äußeren Zeugniß der Kirche liegt, der Verstand sich diese Autorität auch da gefallen lassen muß, wo sie der eigenen Auffassung nicht zusagt; — daß aber, wenn eine solche Autorität geläugnet wird, auch der freyen Schriftauslegung und dem eigenen Gutbefinden keine vollgültigen kirchlich dogmatischen Schranken gesetzt werden können; — mußte auch auf Luthern seine unwiderstehliche Macht ausüben. Daß der Schutz der weltlichen Obrigkeit, für ein gültiges Kirchendogma eine eben so zweydeutige als mangelhafte Hülfe gewähren konnte, mußte sich ihm ebenfalls aufdringen; — weil ja eine dem Staate beygelegte Entscheidung so und anders ausfallen konnte, und in der That nicht nur so viele Obrigkeiten die alte Lehre aufrecht hielten, sondern auch andere der Luthern verhaßten Lehre vom Sacramente geneigt waren, und die seinige zu predigen verboten. Dem ungeachtet erklärte er sich immer gegen die Idee einer Vereinigung mit einem bloß subjectiven geistigen Bestreben, mit indifferentem Beyseitenschieben und unbestimm-

tem Beruhenlassen dieser verschiedenen Lehre in Ansehung des wunderbaren Geheimnisses in den allerstärksten Ausdrücken, S. 335 — 354.

Sechster Abschnitt: Fürstenparteyung im Reiche zu Gunsten der Religionstrennung, S. 357 — 388. Jenen nun vorübergehenden Bewegungen des Adels und der Bauern im Reiche gegen die alte Ordnung, im engen Verbande mit der Sache der Kirchenspaltung, folgten bald die gediegenern Bündnisse der Fürsten und Reichsstädte, welche auf die Grundlage eben jener Glaubenstrennung eine furchtbare Oppositionsmacht im Reiche bildeten, und zur bewaffneten Behauptung ihres eingenommenen Standpunctes gerüstet, von wachsamster Eifersucht für ihr noch neues, noch bedrohtes Daseyn beseelt, sehr leicht und oft angreifend wurde, während sie bloß Vertheidigung zu bezwecken ankündigten. Der thätigst eingreifende und wirksamste Vordermann der neuen Lehre, der Geist und die Seele aller Bewegungen, war Philipp von Hessen durch die Sonderung der Sache der Kirchentrennung von der politischen Auflehnung der Unterthanen im Bauernkriege; durch die Vermehrung der fürstlichen Territorialmacht bey Besiegung derselben; durch Sicherung eines großen Machtzuwachses der Staaten; durch die Oberverwaltung des Kirchengutes und Kaiserthums nach Innen; durch die Stellung des Widerspruchs und neuer Unabhängigkeit gegenüber der kaiserlichen Gewalt nach Außen; durch die Stiftung eines unabhängigen Oppositionsbundes im Reiche auf der Grundlage des getrennten Glaubens; durch die Vereitlung aller Bemühungen des Herzogs Georg für eine engere Verbindung katholischer Reichsstände, zur Abwehr weiterer Fortschritte der Neuerungen; durch Vereitlung der Proposition des Kaisers für die Erhaltung der alten Religion auf dem Reichstage zu Speyer; durch das errungene reichsschlußmäßige Befugniß, in der Religionssache so zu verfahren, wie jeder es vor Gott und dem Kaiser verantworten zu können meinte; durch die Stiftung des merkwürdigen Torgauer Bündnisses. — Das Torgauer Bündniß ist die Substanz aller spätern ähnlichen Bündnisse; und die Beweggründe desselben bezeichnen klar und genau die Stimmung, in welcher diese Bündnisse auch in den nachfolgenden Epochen geschlossen worden. Der Zweck desselben war zunächst Defension gegen eine Execution der Reichsdecrete; wodurch es sich von den frühern Bündnissen im Reiche, welche mehr oder weniger eine Verstärkung der Reichsgesetze bezweckten, unterschied, und sich der Reichsgewalt, als eifersüchtig bewahrten Feindin gegenüber stellte. Die am 12. Juny 1525 zwischen dem Landgrafen Philipp, den Churfürsten von Sachsen, den Braunschweiger, Lüne-

burger Herzogen, den Fürsten von Anhalt und den Grafen von Mannsfeld geschlossene Vereinigung verkündigte ja bestimmt Beweggrund und Zweck: »weil die Geistlichen und ihre Anhänger das göttliche Wort wiederum vertilgen, die Unwahrheit an die Stelle der Wahrheit setzen wollen, und verlangen, daß jene Fürsten, welche die Verkündigung des Wort Gottes in ihrem Lande gestatteten, durch Practik und Anstiftung und von ihres Geldes wegen sollten überzogen, und Land und Leute verderbt werden: so hätten sie Vereinigung geschlossen, um sich für unbillige, unverursachte Kriege, thätlicher und ungöttlicher Beschwerung zu beschützen, und bey dem Worte unbeleidigt zu verbleiben, S. 357—361. Im Jahre 1527 schon störte der Landgraf Philipp den öffentlichen Frieden im Reiche durch einen raschen und angreifenden Feldzug. Den Vorwand zu dieser Friedensstörung gab das aus gereizter Leidenschaft und Gewinnsucht des ungetreuen Vicekanzlers des eifrig katholischen Herzogs Georg, Otto von Pack dem Landgrafen mitgetheilte, nach allen seinen innern und äußern Kennzeichen rein erdichtete Bündniß, welches K. Ferdinand zunächst mit dem Herzog Georg und dem Churfürsten Joachim, dann mit dem Kirchenfürsten von Mainz, Salzburg, Bamberg und Würzburg im J. 1527 zu Breslau geschlossen haben sollte, mit dem angeblichen Zwecke, nach Besiegung der Türken und des Rebellen Johannes, die der neuen Religion zugethanen Fürsten in Deutschland zur Unterdrückung der von ihm beschützten und ausgeübten Gotteslästerung aus ihren Ländern zu vertreiben, den alten Glauben und die gute selige Kirchenordnung wieder herzustellen, die Länder derselben unter sich zu theilen, und Luthern zur Bestrafung auszuliefern.« Zweifelsgründe gegen die Aechtheit dieses Bündnisses wären genug fürwahr vor Augen gelegen, welche es Philippen jedenfalls zur Pflicht gemacht hätten, mit aller verletzenden Handlung zurück zu halten; und wollte er die Angabe nicht selbst als Verleumdung zurückweisen, was wohl dem Zunamen des Großmüthigen, der ihm gegeben worden ist, entsprechender gewesen wäre, doch wenigstens zuvor die Erklärung der beschuldigten Fürsten abzuwarten, S. 361—370.

Bemerkenswerth zeigte sich in dieser Epoche eine ganz verschiedene Haltung in Ansichten, Befürchtungen und Hoffnungen zwischen Kaiser Karl und K. Ferdinand. Dieser schildert richtig die immer zunehmende Macht der neuen Lehre, dringt auf Frieden mit Frankreich und auf Rückkehr des Kaisers nach Deutschland, sucht sich vor allem die ungrische Krone zu sichern, und die Alternative eines Krieges mit den Protestanten, als eine sehr ernsthafte und gefahrvolle Sache, zu behandeln. Karl machte

Anfragen, durch welche Mittel der Zustand im Reiche zu verbessern wäre, versprach ins Reich zu kommen, forderte ein Concilium vom Papste, selbst in drohender Weise ꝛc. — Was man aber wohl am wenigsten vermuthen sollte, ist, daß selbst schon zur Zeit des speyerischen Reichstags, kurz zuvor als Philipp den Bürgerkrieg im Reiche so freywillig und vorzeitig anfing, der Kaiser seinem Bruder den Plan mittheilte, den lutherisch gesinnten Fürsten einstweilen einen Religionsfrieden zu gewähren; damit man durch Gelindigkeit und Straferlaß für jene, welche den Irrthümern Luthers anhangen, sie zugleich von diesen Irrthümern abziehe, und ihnen den Weg gebe, auf welchem die Wahrheit der evangelischen Lehre durch ein gutes Concilium entschieden werden könne. — Der Landgraf selbst schon im Bunde mit dem König in Frankreich, ohne sich durch offene Unwahrscheinlichkeit der Sache des Breslauer Bündnisses irre machen zu lassen, hatte eilends mit dem Churfürsten von Sachsen ein Vertheidigungsbündniß geschlossen; und, ohne von den andern Churfürsten, von Luther und Melanchthon zur Mäßigung gebracht worden zu seyn, um jedem Angriffe zuvor zu kommen, erließ er am 22. May eine Art von Kriegsmanifest mit Publicirung jenes erdichteten Bündnisses (gegen dessen Echtheit sich jedoch alle betroffenen geistlichen und weltlichen Fürsten öffentlich und sogleich erklärten, und den Erdichter desselben einen verzweifelten, ehrlosen und meineidigen Bösewicht nannten), und eröffnete sogleich den Feldzug wider die benachbarten fränkischen Stifte Würzburg und Bamberg. So war der verderbliche Religionskrieg, welcher Deutschland noch so viel Wehe bereiten sollte, gleichsam als ein furchtbares Riesenkind geboren, und trug bereits in seiner Entstehung alle die Züge, welche seine künftige Ausdehnung und europäische Bedeutenheit bezeichneten. — Landgraf Philipp bewies, wie groß in ihm, vielleicht ihm selber nicht klar bewußt, die Geneigtheit zum Angriff sey, und zwar in derselben Richtung, welche bey dem Unternehmen Sickingens und hernach dem Bauernaufruhr sich hauptsächlich hervorgethan, gegen die geistlichen Staaten nämlich, wobey einmal das Dogma des Priesterthums am entschiedendsten angegriffen wurde, und zugleich der wenigste Widerstand und die reichste Beute vorausgesetzt werden konnte.

Hinsichtlich des vom Kanzler Pistoris für einen ehrlosen und meineidigen Bösewicht erklärten Otto von Pack wurde endlich entschieden, daß ein hessisches Gericht mit Beysitzung von neutralen Ständen darüber erkennen möge, ob Pack der Fälschung und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sey? Dabey blieb es aber auch, ungeachtet doch der Landgraf es als eine Beleidi-

gung hätte ansehen müssen, von Pack betrogen worden zu seyn, und eine offizielle Untersuchung als Beweis seines Abscheues für friedenstörende Verleumdung selbst in seinem Interesse zu liegen schien. Gegenüber unabweisbarer historischer Gewährleistung erscheint Pack's Angabe als die Sache gewissenloser Lüge und schamlos behaupteter Verleumdung; welche immer die ernstlichste Strafe verdient, wenn sie gleich nur dadurch wahrhaft verderblich zu werden pflegt, daß sie mit leidenschaftlicher Voreiligkeit gehört und geglaubt wird. Der Landgraf bestand bey der Ausgleichung auf Ersatz der Kriegskosten. Nur durch die Erfüllung dieser Forderung von Seite der Bischöfe wolle er weiters abstehen; wo nicht (weil er sichere Kunde habe, daß man ihn mit Gewalt vom Worte Gottes dringen wolle), auch mit Gefahr seines Lebens die Sache Gott befehlen, S. 370—388.

Siebenter Abschnitt: Fortwährende Parteyungen der Reichsstände aus dem Grunde der getrennten Religion. Religionsdecrete auf dem Reichstage zu Speyer 1529. Protestation der fünf Fürsten und mit ihnen verbundener Reichsstädte. — Gesandtschaft an den Kaiser; Bündniß für die neue Lehre; die schwabacher Artikel, S. 391—418. Durch den in Italien wieder entzündeten Krieg war K. Karl fortwährend gehindert, nach Deutschland zu gehen. Er machte den Reichsständen klar, daß der ungetreue König von Frankreich, in der Mitte Europas sein Reich besitzend, und von der Gefahr der Türken entfernt, mit Vorbedacht den Friedensstand in der Christenheit störe, und die Niederlage Ungerns zu seinen eigenen Triumphen zähle. Er muthet den Reichsständen zu, daß sie die französischen Künste kennten, Samen der Zwietracht auszusäen, und aus der Entzweyung anderer den eigennützigen Vortheil zu ziehen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg geschah indessen nichts. Der merkwürdige Reichstag zu Speyer wegen der Religionsangelegenheiten und Türkenhülfe begann am 15. März 1529 von den Fürsten zahlreich besucht. Katholischer Seits galt es den letzten Versuch, auch in Anwesenheit des Kaisers als provisorische Gesetzgebung noch einen, dem Wormser Edict möglichst entsprechenden Zustand herbeyzuführen, und die Nachtheile des speyerischen Beschlusses von 1526, das jedem Reichsstande zugestandene Reformationsrecht zu vermindern. Nach langem Streite über die Aemter der h. Messe, die Prediger, die genauere Censur aller künftigen Druckschriften, und daß die Religionsangelegenheit eher als die Türkenhülfe verhandelt werden solle, wollte K. Ferdinand und die Mehrheit der Reichsstände einen einstweiligen Stillstand der Neuerungen, welche auch den politischen Frieden schon so vielfach gestört hatten. In den Ländern der Lutherischen

sollte keine weitere Aenderung vorgenommen werden; wogegen aber diese den Willen hatten, die Bewegung ganz durchzuführen. Die katholischen Stände sollten durch das Reichsgesetz ausdrücklich verpflichtet werden, für jetzt keine Neuerungen zu machen; und auch dieses empfanden die Anhänger der Spaltung als eine ihnen unleidliche Hemmung. Wirklich ist eine angreifende Kraft als solche im Verlust, wenn sie Stillstand ertragen soll. Sachsen mit Hessen aber und die übrigen der Glaubensspaltung anhangenden Stände, namentlich Markgraf Georg von Brandenburg, Wolfgang von Anhalt, der lüneburgische Kanzler Förster, stellten gegen diesen Entwurf vor, daß dadurch der speyerische Abschied nicht sowohl declarirt, als gänzlich aufgehoben und abgethan werde. Da sie nun in Sachen, die Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit angehen, Gott vor allen anzusehen verpflichtet: so könnten sie sich mit der Wahrheit nicht veruneinigen. Man gab aber keinerley Vorstellung eine Folge, publizirte vielmehr am 15. April in öffentlicher Sitzung des Reichstages einen Bescheid, worin das Conclusum völlig approbirt, und in die Form eines Rezesses zu bringen befohlen, die von den Evangelischen übergebene Gegenvorstellung aber in ihrem Werth belassen, und denselben auferlegt wurde, sich dem Mehrtheile zu fügen. Dieser Beschluß lag wohl in der alten Idee der Reichsgesetze, daß nämlich, was die ausgemachte Lehre der Kirche war, durch das Reichsgesetz aufrecht erhalten werden müsse (hier durch die Duldung des thatsächlichen Zwiespalts unter der angegebenen Bestimmung gemildert); wobey es auf keinen Widerspruch einer Minorität ankommen konnte. Nachdem aber schon der Reichsschluß vom J. 1526 jedem Reichsstande eingeräumt hatte, in seinem Lande alles das in Religionssachen zu verfügen, was er vor Gott und auch dem Kaiser verantworten könne: so wollten sich die protestirenden Fürsten die hiedurch der That nach eingeräumten Freyheiten, in ihrem Lande zu reformiren, auch nicht durch eine Bestimmung, die alte Religion bey sich nur zu dulden, mehr einschränken lassen. Sie waren mehr entschieden, die getrennte Lehre ihrer Theologen als vollkommen Gleichberechtigt mit der alten im Reiche zu behaupten, welche sie in ihrem Lande mit vollkommen gleichem Rechte als die Katholischen in den ihren die alte Kirchenlehre aufrecht erhalten könnten. Hiernach erneuerten sie ihre Protestation auf das förmlichste. Die letzte Erklärung des K. Ferdinand und der übrigen Commissarien mit den Reichsständen war, daß sie entschlossen seyen, der Reichsordnung, dem Landfrieden und dem jetzo gemachten Abschiede gemäß sich zu halten, und gegen die fünf Fürsten des Glaubens halber bis zum Concilium in Ungutem mit der That nichts vorzunehmen; indem sie sich eben so

von den fünf Fürsten versähen, daß sie sich gegen alle Stände friedlich und nachbarlich in Absicht auf Landfrieden und Glauben erzeigen, und in Ungutem nichts vornehmen würden; daß sie sich auch ferneren Ausbreitens der Protestation enthalten, und sich damit begnügen würden, daß dieselbe bey den Acten behalten, und dem Kaiser überschickt werde. Die Protestirenden erklärten aber bey ihrer Abreise, daß sie sich nicht begeben könnten, ihre Protestation zu publiciren. Außerdem appellirten sie vom Reichsschlusse an den Kaiser, an das künftige allgemeine oder National-Concilium und an alle unverdächtigen Richter. Hier nun traten die der getrennten Lehre günstigen Reichsstände zum ersten Male öffentlich als eine politische Gegenmacht, als getrennte Partey im Reiche auf, und der Name Protestanten rührt von jener Protestation her; und man kann allerdings behaupten, daß hier die erste Grundlage für die politische Gleichstellung der Religion liege. Das Gutachten Luthers über die kaiserlichen Propositionen beruhte ganz darauf, daß Gegenstand der Spaltung bloß die schon von den Reichsständen zu Worms und Nürnberg vorgebrachten und vom Papste Adrian VI. selbst anerkannten Mißbräuche der Geistlichen wären, da doch Luther gar wohl wußte, daß es sich nicht um diese Beschwerden, wovon viele von der Kirche selbst als Mißbräuche anerkannt wurden, sondern vom Läugnen solcher Lehren handelte, welche die Kirche geradezu für die Gründfesten ihres Bestandes ansah. Die von den Protestirenden an den Kaiser gegangene Gesandtschaft traf mit demselben in Genua zusammen, und nach der Weisung, sich so kurz als möglich zu fassen, wegen des Kaisers vieler und höchst wichtiger Geschäfte, brachten sie in einer Audienz am 12. Aug. 1529 ihre Aufträge vor. Auf die Ermahnung des Kaisers, daß sie dem letzten Decrete zustimmen, und nicht dagegen handeln, sondern nach den Pflichten, womit sie ihm und dem Reiche verwandt seyen, demselben Folge leisten möchten, denn sonst werde er genöthigt seyn, als Reichsoberhaupt und des Beyspiels wegen, strenge gegen sie zu verfahren, überreichten sie die schon zu Speyer abgefaßte Appellation. Hierauf erhielt diese Gesandtschaft Hausarrest, mit dem strengen Auftrage, weder etwas nach Hause zu berichten, noch einen der Ihrigen irgendwo hinzusenden, bis auf andere Weisung, unter Strafe an Leben und Vermögen. Beydes jedoch wurde durch den in der Herberge eben nicht anwesenden Abgeordneten, Michael Caden, vereitelt. Während bald darauf die ihrer Haft entlassenen Gesandten nach Deutschland zurückkehrten, kamen die protestantischen Stände anfänglich zu Rotach, dann zu Schwabach zusammen, zur Vollendung eines schon zu Speyer in Vorschlag gebrachten bewaffneten

Bündnisses. Durch die Allthätigkeit des Landgrafen war das Haupthinderniß, die Verschiedenheit der Lehre vom Sakramente, zum Theil gehoben, und alle beschlossen, alle Tractate überhaupt nur auf die Vertheidigung zu richten, wenn man des Glaubens halber angegriffen würde. Zu Schwabach wurden auch siebzehn Lehrartikel festgesetzt, welche eigentlich die Grundlage der augsburgischen Confession geworden sind; auch ward daselbst, Dez. 1529, der endliche Vergleich zu Stande gebracht, und zwischen den Verbündeten eine neue Zusammenkunft auf den 6. Jänner 1530 zu Nürnberg festgesetzt. In der Aeußerung Luthers auf die auch hier aufgeworfene Frage; ob man sich gegen den Kaiser zur Wehr stellen dürfe? hob er sehr stark den Grundsatz hervor: daß die Fürsten, als Unterthanen des Kaisers, in keinem Falle die Waffen wider diesen führen dürften.— Man kam dann auch überein, daß eine nahe Gefahr von einem Angriffe von Seite des Kaisers noch nicht zu befürchten sey, kriegerische und offensive Maßregeln aber Nachtheil bringen könnten. Dieß getrennte Fürstenbündniß im Reiche hatte sich bis jetzt dahin ausgebildet, daß man sich dem Kaiser mit der Waffe und den Ansprüchen eines gemeinsamen, jede innere Trennung verdeckenden Bekenntnisses entgegen stellen könnte. Uebrigens unterhandelte auch der Landgraf Philipp fortgesetzt wegen eines Bündnisses zwischen ihm und den protestirenden oberländischen und mit den schweizerischen Städten und dann mit Frankreich und Herzog Ulrich von Würtemberg. Neben dieser streitigen Religionssache bildete auch die Eifersucht um den politischen Vorrang der Fürstenhäuser einen Grund zur Zwietracht; indem einige Reichsstände dem Hause Oesterreich die Nachfolge im Reiche durch die Wahl Ferdinands zum römischen Könige sichern wollten; andere aber trachteten die römische Königswürde auf Herzog Wilhelm von Bayern, welcher auch um die Krone Böhmens gegen Ferdinand als gefährlicher Nebenbuhler aufgetreten war, zum Nachtheil des Hauses Oesterreich zu bringen. Das Kriegsglück des Kaisers in Italien jedoch, auch in den Jahren 1528 und 1529, und der zu Crespy geschlossene Frieden, vereitelte wohl von selbst alle Entwürfe zur Demüthigung des Hauses Habsburg. Als aber im J. 1530 der Kaiser und der König auf dem Reichstage zu Augsburg mit größerer Macht auftraten, und zu Ende desselben die römische Königswürde von sechs Churfürsten bewilligt ward, wurde das Bestreben, die allgemeine Anerkennung zu hindern oder zu verzögern, ein Hauptbedingungsmittel für ein politisches Fürstenbündniß im Reiche gegen die wachsende Macht Oesterreichs. So waren gegen die Zeit der endlichen Zurückkunft

des Kaisers nach Deutschland vielfache Elemente der Zwietracht und regelloser Bewegung vorbereitet. Denn was die Reichsgesetzgebung zur Schlichtung der großen Hauptsache, nämlich der Religionsangelegenheit, vermochte und nicht vermochte, das hatte damals bereits die Erfahrung gezeigt. Erinnert man sich nun noch der heftigen und leidenschaftlichen Aufregung der Gemüther, welche die Predigt des neuen Evangeliums begleiteten, des Bauernkrieges, der unruhigen Bewegungen in den Städten, der kriegerischen Auflehnung des Adels, der Geneigtheit, welche Landgraf Philipp zum Bürgerkriege gezeigt, der Feindseligkeiten der Schweizercantone, des Mißtrauens, welches dem Bündnisse der Protestanten zu Grunde lag, der Entschiedenheit, womit die Häupter derselben gegen beschränkende Reichsschlüsse protestirten, und unbestimmt dagegen appellirten, so sieht man, wie sehr schon damals die Gefahr eines Krieges im Innern des Reiches zwischen dessen getheilten Gliedern von nahem drohte.— Hiezu kommt, daß die Machtvermehrung Oesterreichs durch die Krone von Ungern und Böhmen im Osten und durch die Erwerbung Würtembergs in Schwaben und auf der Schweizergrenze, gleichwie sie einerseits die Mittel der Vertheidigung der alten Ordnung zu vermehren schien, anderseits die politische Eifersucht der Fürsten anregte.

Achter Abschnitt: Kaiserkrönung und Verhandlung zu Bologna zur Begründung und Befestigung eines Friedens in der Christenheit, S. 421—453. Am 12. August 1529 war der Kaiser in Genua ans Land gestiegen, um nun persönlich den Frieden des durch endlose Parteyungen und Kriege zerrissenen Italiens vollends zu befestigen. Am 5. Nov. hatte der Monarch seinen Einzug in Bologna gehalten, und Papst Clemens VII. Fuß und Hand geküßt, früher jedoch beym Eintritt ins römische Gebiet den feyerlichen Eid geleistet, niemals etwas von den päpstlichen Rechten und Freyheiten schmälern zu wollen. Denn es war billig, daß diese beyden Häupter der Christenheit, durch politische Kriege und feindselige Bemühungen Vieler getrennt, ihre Eintracht für ernste Abhülfe der öffentlichen Zerrüttung in feyerlichen und versöhnenden Ceremonien dem Volke kund machten. Der Kaiser bethätigte auf jede Weise seine gute Gesinnung zur Herstellung des gänzlichen Friedens während seines fünfmonatlichen Aufenthaltes zu Bologna. Bald war demnach Italien in allen Hauptpuncten zum Frieden gebracht, und derselbe am letzten Dezember in Bologna publizirt mit Venedig, mit dem H. Sforza, mit Savoyen, Montferrat, mit dem Markgrafen von Mantua und Lucca, und Florenz wurde durch die Kriegsmacht des Kaisers zur Unterwerfung gezwungen. Der Kaiser und seine

Rathgeber waren aus Furcht vor der systematischen Treulosigkeit der italienisch-französischen Staatskunst und einen dießmal wohl ungegründet besorgten Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich noch schwankend. Die andringlichen Vorstellungen von Seite des K. Ferdinands und seines Kanzlers, des Bischofs von Trient, aber, über den sehr gefahrvollen Zustand der Dinge in Deutschland, daß bisher noch von jedem Reichstage, vorzüglich nach dem zu Speyer, ins Schlimmere gearbeitet worden, daß die ganze Religion in höchster Gefahr stehe, daß die Lutheraner vielleicht die ersten seyn würden, den Krieg anzufangen, daß man sich auf diese Leute ohne Glauben nicht verlassen könne; daß, wenn der Kaiser jetzt in Italien und so nahe, jetzt nicht nach Deutschland komme, alle Fürsten glauben würden, Er, das Haupt Deutschlands und der Christenheit, wolle nie einen Reichstag halten, alle Guten würden verzweifeln, und alles in der Welt würde nicht mehr vermögend seyn, die Protestanten von ihren Einbildungen ab-, zur Vernunft und zum Gehorsam zurück zu bringen; daß ein allgemeines Concilium nothwendig, und ein (von den Protestanten begehrtes) Nationalconcilium weder für Kaiser, für Papst, noch für die Christenheit im Ganzen frommend und nur für die Lutherischen und andern Ketzer bequem sey, — entschieden endlich den Kaiser, die feyerliche Krönung als König von Italien mit der eisernen Krone am 22. März, die prachtvollere Kaiserkrönung aber am 24sten, als an seinem Geburtstage und dem Siegestage bey Pavia zu beeilen, und dann gleich Bologna zu verlassen; nachdem er zum wahren Wohl Italiens und der Christenheit überhaupt durch fünfthalb Monate mit dem Papste unter einem Dache gewohnt hatte; welches Zeichen von erbaulicher Uebereinstimmung und Vertrauen durch den ärgerlichen vorhergegangenen Streit um so nothwendiger geworden war. Uebrigens hatte auch hier der Kaiser auf ein allgemeines Concilium gedrungen; wozu sich jedoch der Papst nicht geneigt zeigen wollte; indem das Beste sey, wo möglich die Lutheraner durch kaiserlichen Befehl zu nöthigen, oder sonst, wenn sie Krieg führen wollten, ihnen mit den Waffen zuvor zu kommen. Wirklich war der Papst der Idee, die Protestirenden in Deutschland durch Krieg zur Einheit der Kirche zurück zu führen, an welchem dann alle christlichen Staaten Theil zu nehmen hätten, nicht abgeneigt, und er bot dazu dem

Kaiser Geldbeyträge an. Es ist auch wahrscheinlich, daß dieses dem Kaiser als das letzte zu versuchende Auskunftsmittel, zu dem er genöthigt seyn könnte, vorschwebte: in jedem Falle aber erst, wenn alle friedlichen Mittel der Ermahnung und Gesetzgebung angewendet, vor allem das Concilium berufen wäre. Die Schwierigkeiten eines in Deutschland zu führenden Krieges waren aber einleuchtend, demselben alle italienischen Mächte entgegen, und vorzüglich die darüber berathene staatskluge Republik Venedig; worauf sich endlich auch Clemens VII. mit dem Kaiser vereinigte, daß man vor Allem suchen müsse, durch friedliche und freundliche Mittel die Getrennten zur Einheit der Kirche zurück zu führen. S. 421—446.

Anfänge des englischen Schisma, S. 446—457. In Ansehung Ungerns wurde der Woiwode Zapolya als Anhänger der Türken in den Bann gethan, des Reichs entsetzt erklärt, und zum Kriege gegen die Türken dem König Ferdinand eine Kreuzzugsbulle 27. Jänner 1530 bewilligt, insbesondere für seine heldenmäßigen Anstrengungen in Vertheidigung Wiens.

Neunter Abschnitt: Der Reichstag des Jahres 1530, S. 457—591. Nach allen diesen merkwürdigen Begebenheiten und Verhandlungen zog nun endlich der K. Karl V. nach zehnjähriger Abwesenheit in der Blüthe seiner Macht und in männlichen Jahren nach Deutschland in der Hoffnung, die Einheit des Glaubens, die Grundfeste der europäischen Welt, die von Deutschland aus in offenem Zwiespalt war erschüttert worden, aufs Neue zu befestigen. Etwas anders aber lag in dem Gange der geistigen Kräfte in der Macht der Dinge. Jener innere Friede der Christenheit, die Bedingung aller auf ein großes Ziel gerichteten gemeinsamen Anstrengung ward abwechselnd schwer bedroht, oder wirklich verletzt. Der Krieg unter den christlichen Nationen ein Feuer, immer zum Ausbruch drängend, zerriß wie leichte Fäden die Bande, womit Treue und Glauben, Ehre und Religion ihn zu fesseln suchten; — die Barbaren des Ostens behaupteten auf anderthalb Jahrhunderte hin die eingenommene Stellung, von wo sie die christlichen Reiche unaufhörlich bedrohten. Mit vieler Anstrengung und durch lange Zeit mit wenig Ruhm ward ein langer Vertheidigungskampf wider sie geführt. Im Herzen der Christenheit war eben das Panier des Abfalls vom alten Glauben aufgerichtet; zerrissen war die sittliche Grundlage, auf welcher das alte Europa seit tausend Jahren beruhte. — Die Sache des Zwiespalts in der Religion war während der langen Abwesenheit des Kaisers allerdings zu einer viel größeren Reife und Consolidirung gelangt. Gewöhnlich ist man geneigt, sein längeres Ausbleiben, etwa vom Jahre

1525 an, einer Art von unthätiger Fahrläßigkeit zuzuschreiben, aus welcher Carl sich erst vom Jahre 1530 an in einer glänzenden, die Welt in Erstaunen setzenden Weise erhoben hatte. Allein man sieht ja, daß es vor allem die ihm von Frankreich und den italienischen Mächten erregten Kriege waren, welche ihn hinderten; und daß um persönlich an der Spitze der Heere aufzutreten, um mit Uebermacht jenes Hinderniß zu bekämpfen, es ihm vornehmlich an den erforderlichen reichlichen Geldmitteln mangelte. Und andererseits weiß man, daß er auch von Spanien aus, immer im Einverständniß und Berathung mit seinem Bruder, sich ernsthaft mit den Reichsgeschäften, besonders der Religionssache in Deutschland beschäftigt hatte. — Ob übrigens in dem Hauptgange der Sache etwas wesentlich würde anders geworden seyn, wenn der Kaiser früher, als es geschah, sein Ansehen mit dem seines Bruders auf den Reichstagen hätte vereinigen können, ist wohl sehr zu bezweifeln.

Im Ausschreiben und in der Berufung der Stände zum Reichstage auf den 8. April zu Augsburg versicherte der Kaiser, Deutschland betreffend, daß er die Meinung eines jeden selbst vernehmen wolle; auf daß jede Ungleichheit mit gemeinem Rathe abgethan, und das, was dem Rechte und der Ehre gemäß, durch des Papstes Autorität und seine kaiserliche Macht gewährt werden möge; *um alle zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen*, und Alles, was zu beyden Theilen nicht recht geschehen, abzuthun, und »wie wir alle unter Einem Christus sind und streiten, *also auch alle in einer Gemeinschaft und Einigkeit der Kirche leben mögen.*« Mit solchen Absichten kam der Kaiser über Innsbruck und München in das tiefgetheilte Deutschland, wo unterdessen *die läugnende Lehre* nicht nur in einzelnen Provinzen und Städten stärkere Wurzeln gefaßt hatte, sondern auch bereits *die Grundlage eines getrennten Bündnisses* geworden war. Wider das verbreitete Gerücht, der Kaiser habe mit dem Papste ein Bündniß geschlossen zur Unterdrückung der Abtrünnigen mit Waffengewalt, wiesen die Fürsten gewaltsame Maßregeln von sich, und bereiteten sich vor, wohlgefaßt, in Betreff der Lehre selbst den Kaiser zu begegnen; und damit die getrennte Lehre durch ein öffentliches gemeinsames Bekenntniß eine größere äußere Festigkeit erhalte, so wurde Luther veranlaßt, in siebzehn kurzen, faßlichen Artikeln die Hauptsumme seiner Lehre aufzuzeichnen, welche sodann von Melanchthon derjenigen Schrift, welche auf dem Reichstage dem Kaiser wirklich übergeben wurde, und unter dem Namen *der Augsburger Confession* eine so ausgebreitete Berühmtheit erlangt hat, zum Grunde geleg

wurde. Da der Kaiser am Vorabend vor dem Frohnleichnamsfeste in Augsburg eingezogen war, so scheint es, derselbe habe beym ersten Auftreten durch die feyerlichste Anerkennung des Geheimnisses, welches mit dem Grunddogma der katholischen Kirche in so enger Verbindung steht, seine eigene Gesinnung in Ansehung der Kirchenspaltung an den Tag legen wollen. Uebrigens hatte des Kaisers Aeußeres, seine Würde und ruhevolle Haltung bey Allen, selbst auch bey den Protestirenden, nach Melanchthons brieflichem Bekenntnisse, tiefen Eindruck gemacht, hohe Achtung und selbst Zutrauen hervorgebracht. Am 18. Juny wurde der Reichstag eröffnet und beschlossen, daß das Religionsgeschäft vor allen andern vorgenommen werden solle. Die schriftlich verfaßten Ansichten, oder die Confession der fünf protestirenden Fürsten, Churfürst Johann, Markgraf Georg von Brandenburg, Ernst und Franz von Lüneburg und Landgraf Philipp (ihre Theologen Jonas, Melanchthon, Spalatin und Eisleben waren auch in Augsburg, — und Luther in der Nähe zu Koburg), erlaubte der Kaiser nicht, daß sie in der Reichstagssitzung selbst abgelesen würden. Die Vorlesung geschah Tags darauf im großen Saale der kaiserlichen Pfalz, in Gegenwart des Königs Ferdinand, der Churfürsten und Fürsten — durch den sächsischen Kanzler Bruck mit lauter Stimme, langsam und vernehmlich, gleichsam mit der Stärke einer einmal vorhandenen, in keiner Weise zu umgehenden oder bloß zu beschwichtigenden Gegenmacht, S. 457—470.

Die nun hierüber angeordneten weitläufigen Conferenzen, S. 470—490, blieben wegen der Standhaftigkeit der protestirenden Fürsten gänzlich erfolglos. Am 22. Sept. erfolgte ein kaiserliches Dekret, worin den protestirenden Ständen bis zum 15. April 1531 sich zu unterreden, zu bedenken und endlich zu erklären zugelassen wurde, ob sie sich der unverglichenen Artikel halber mit der christlichen Kirche und mit den Häuptern und Gliedern der gemeinen Christenheit mittlerzeit bis zur Erörterung im Concil vereinigen wollten? Bis dahin sollten sie Fürsorge tragen, daß nichts Neues in Sachen des Glaubens gedruckt und verkauft, und niemand wie immer in seinem bisherigen Glauben und Wesen von ihnen beirrt werde. Ueber diesen Beschluß beschwerten sich die protestirenden Fürsten, namentlich darüber, daß das Dekret ihre Religion eine Secte genannt und behauptet habe, daß ihr Bekenntniß aus der h. Schrift widerlegt sey, da es vielmehr in derselben begründet sey; daß nichts als falsch oder gottlos bewiesen werden könne. Es bestehe ihr Bekenntniß ungeachtet der Einwendungen ihrer Gegner. Dieß darzuthun übergab der sächsische Kanzler die bekannte Apologie der augsburgischen Confession. Diesem endlich entgegen wurde am 19. Nov.

der Reichsschluß proclamirt, daß in allen erwähnten Stücken die katholische Lehre bis zum Concil unverbrüchlich gehalten, und Neuerung und Beirrung der alten Religion, wo immer, bey Strafe Leibs und Lebens oder Guts vermieden, und was dawider gehandelt, abgestellt werden solle. Wegen der Prediger, der Druckschriften und des Landfriedens, besonders in Bezug auf Religionsangelegenheiten, wurden die Beschlüsse des nürnbergischen und speyerischen Abschieds erneuert. Zur Ergänzung der Geschichte dieses Reichstages gehört wesentlich die den Geschichtschreibern bisher entgangene (oder von ihnen übergangene) Erklärung der geistlichen Churfürsten und Fürsten über die zu Worms und Nürnberg übergangenen Beschwerden der weltlichen Reichsstände, und die noch wichtigere, bis ins Einzelne gehende Reichsconstitution (14. Nov. 1530), wodurch gleich damals jene Beschwerden, so wie sie die deutschen geistlichen Reichsstände und die streitig gewordenen Verhältnisse zwischen geistlicher und weltlicher Macht betrafen, auf dem Wege legislativer Reform und abhelfender Bestimmung gründlich zu begegnen gesucht wurde. Der besagte Reichsschluß war, wie jener vor neun Jahren zu Worms, der Form und dem Buchstaben nach, ganz auf Aufrechthaltung der alten Religion gerichtet, wenn gleich in dem vorher angebotenen Zeitraume bis zum 15. April des nächsten Jahres schon der Keim der folgenden Friedensprovisorien lag. *Zwangsweise Erhaltung der Glaubenseinheit* war schon nicht mehr möglich, theils wegen der tiefen Theilung der geistigen Richtungen und auch wegen der streitbaren Geschlossenheit der protestantischen Fürsten und der Getheiltheit oder gleichgültigen Ruhe der katholisch Glaubenden. Denn das Gesetz ist nur ein leeres Wort, wenn man es auszuführen nicht die Kraft oder den Willen hat; und die Waffen vermögen auf die Dauer nichts gegen den Geist und den Willen. Daß die Entzweyung unabänderliche Thatsache blieb, *bildet einen Hauptstoff jener noch nie würdig genug geschriebenen Tragödie, welche Deutschland genannt wird.* Nicht bloß weil eine Entzweyung im Herzen der Christenheit über die Beziehung des Menschen zum Ewigen, dem Willen und der Absicht des Erlösers nothwendig entgegen seyn muß; sondern auch zugleich darum, weil jene Entzweyung und Zerreißung zerstörend in jenes Gebiet der natürlichen Nationalentwicklung greift, in welchem lebendiger Organismus, harmonisches Zusammenwirken der Kräfte, der Nerv der Künste, Klarheit und sichere Form und bestimmter Character, aller Patriotismus und öffentliches Leben beruhen. Diese Entzweyung, oft beklagt und immer aufs neue fortgesetzt und in anderer Gestalt erneuert, würde vielleicht nicht

so weitgreifend und verderblich geworden seyn, wenn man sie damals, in jener wichtigen Epoche ihrer Entwicklung, in ihrer wahren Beschaffenheit, in ihrem objectiv gegebenen Character schärfer aufgefaßt, und darnach, wie nach einer unabänderlichen Nothwendigkeit, den ganzen Plan des Verfahrens abgemessen hätte.

Nähere Beleuchtung der augsburgischen Confession, S. 500 — 508. Ueber den Artikel: »Die Bischöfe haben nicht Macht, etwas wider das Evangelium zu setzen und aufzurichten (neue Feyertage, Fastengebote, Zeremonien, neue Ehrerbietung der Heiligen u. dgl.),« wird insonderheit bemerkt: »Die hier ausgesprochene Ansicht ist wohl unläugbar dahin gerichtet, das wesentliche Daseyn und die Wirksamkeit der priesterlichen Kirche zu läugnen.

Bemerkungen über Melanchthons Anträge und die protestantischen Lehrsätze aus den Aeußerungen der dermaligen katholischen Theologen. Mit aller, ja mit gewandter theologischer Umständlichkeit wird über die Hauptlehrpuncte, ihre Annäherung, Gleichheit oder völlige Verschiedenheit zwischen Katholiken und Protestanten, von der Rechtfertigung, von Glauben und Werken, von der Eucharistie, Buße und Heiligenverehrung, Priesterehe und Communion unter beyden Gestalten, Jurisdiction der Bischöfe, Messe und Priesterthum u. s. w. besprochen; S. 527 — 574.

Warum die protestirenden Fürsten nicht einmal eine, das eigene Gewissen durch keine Zumuthung von Religionshandlungen beschwerende einstweilige Friedensordnung anerkennen wollten, geschah zwar zunächst weil der Kaiser erwähnte, daß ihre Confession aus der h. Schrift widerlegt sey, was sie verneinten; und wegen des Verbotes, jemanden zu ihrer Secte zu ziehen, da sie keine Secte wären, sondern die wahre Lehre hätten. Außerdem aber wohl auch und hauptsächlich aus einer ihrer Behauptung beygelegten Unfehlbarkeit und darauf beruhenden festen Entschließung, auch nicht auf dem Wege eines Friedensvertrages etwas zuzugeben, was die Ausbreitung und Aufrichtung ihrer Lehre, so weit ihre politische Gewalt reichen möchte, irgend beschränkte. Solche Ansicht erhielt wenigstens einen großen Beleg durch die Stimmführung Luthers in der Sache, welcher alle Friedensversuche mit großer innerer Abneigung gesehen hatte. — S. 574 — 591 enthalten die übrigen Begebenheiten am Reichstage; Belehnung K. Ferdinands mit allen österreichischen Ländern, und Anderer; Verhandlungen wegen der Erwählung Ferdinands zum römischen König, Zug des Kaisers nach Köln, wirkliche Wahl zu Köln am 5. Jänner 1531, Krönung zu Aachen und Rückreise Ferdi-

nands nach Oesterreich. — S. 592 — 701 umfassen Beylagen und Urkunden.

Erste Beylage. Aus dem Gesandtschaftsberichte von Habordaniz und Weichselberger in Constantinopel vom J. 1529. Man ersieht daraus, daß damals im Cabinette der hohen Pforte alle Vorgänge im europäischen Westen so ziemlich bekannt gewesen sind. Naiv ist die Antwort des Pascha Ibrahim an die Gesandten, »warum Ferdinand und dessen Bruder nie Eintracht mit Frankreich hielten, und warum sie den Papst, diesen armen Priester, wovon der christliche Glaube ausgehe, zum Gefangenen gemacht hätten; sie sähen ja, wie bey den Türken der oberste Priester geehrt werde.«

Zweyte Beylage. Aus einem Schreiben Pirkheimers in Nürnberg an Tscherte, Baumeisters Karls V. zu Wien; woraus folgende Aeußerungen besonders hervorschlagen: »Wie weit sind »der Lutherischen Wort und Werk von einander! — Ich bekenn »es, daß ich anfänglich auch gut lutherisch geweßt bin, wie auch »unser Albrecht (Dürer); dann wir hofften, die römisch Püberei, »deßgleichen der Mönch und Pfaffen Schalkheit soll gebessert wer»den; aber so man zusieht, hat sich die Sach also geärgert, daß »die evangelischen Puben jene Puben fromm machen. Dieß alles »schreib ich aber nit darum, das ich des Papstes, seiner Pfaffen »und Münch Wesen loben kann oder will; denn ich weiß, daß »es in viel Wege sträflich ist, auch wohl einer Besserung bedarf. »Es ist aber leider vor Augen, daß das andere Wesen auch keinen »Bestand haben mag. Die Papisten sind doch zum mindesten un»ter ihnen selbst eins, so sind die sich evangelisch nennen mit dem »Höchsten unter sich uneins.«

Urkunden. I. Rathschläge der Churfürsten auf den Artikel der kaiserl. Instruction für den Reichstag von 1526, wodurch der Zwiespalt des Glaubens als die Haupturſache von Aufruhr und Empörung im Reiche bezeichnet wurde.

II. Waffenstillstand zwischen dem Papst Clemens VII. und den kaiserlichen Bevollmächtigten 16. März 1527.

III. Vertrag des Papstes mit den Befehlshabern des kaiserl. Heeres 5. Juny 1527.

IV. Relation der vom Reichsregimente nach Straßburg gesandten Räthe 1529.

V. Schreiben des Reichstages an die Zürcher 1529.

VI. Beschwerde Königs Ferdinand wider die von Constanz 1529.

VII. Bericht des kaiserl. Fiskals, Dr. Matt, über die Reichsstände, welche in der Türkenhülfe säumig und ungewiß seyen 1529.

VIII. Schreiben der niederösterreichischen Regenten und Rä-

the an König Ferdinand wegen der nahen Belagerung Wiens 20. Sept. 1529.

IX. Erklärung der geistlichen Reichsstände auf die hundert Beschwerden 1530.

X. Concordat als Reichsconstitution zwischen geistlichen und weltlichen Ständen über die Beschwerden 19. Nov. 1530: Von Religion und Gottesdienst und was denselben anhängt. Von Erzbischöfen und Bischöfen. Von der geistlichen Jurisdiction, dem Banne und was demselben anhängt. Von der Laien Sendung im Religionswesen. Von geistlichen Personen, der Kirchen Freyheit, Immunität und Prärogativen, Zehent, Zins, Gült, Gefäll, Güter, geistliche und weltliche Lehen.

XI. Verzeichniß der Räthe und Hofleute K. Ferdinands auf dem Reichstage zu Augsburg 1530.

XII. Aus dem Schutz- und Gnadenbriefe Ferdinands für den Churfürsten Albrecht von Mainz 1530 — 1531.

XIII. Friedensartikel mit Venedig wegen Freyheit des Meeres.

Als Nachträge zum ersten Bande werden folgende Urkunden gegeben:

I. Drey Gnadenbriefe und Reverse des Kaisers Maximilian wegen künftiger Erwählung Karls zum römischen König 1518.

II. Verhandlung der Churfürsten mit dem päpstlichen Legaten über die Wahl Karls V. 1519.

VI. Schreiben Heinrichs VIII. an die Churfürsten 1519.

VII. Schreiben der Churfürsten von Köln und Pfalz an jenen von Mainz über die Wahl Karls V. (1519).

VIII. Verhandlungen des schwäbischen Bundes über die Besetzung des Herzogthums Würtemberg (Auszug der Bundesschlüsse vom 6. Februar, 12. July und 30. November 1519, und 6. May 1520).

IX. Schreiben des Churfürsten von Pfalz an den von Mainz gegen Würtemberg 1519.

X. Schreiben der Herzogin Sabina von Würtemberg an den schwäbischen Bund und an die Churfürsten.

XI. Schreiben des Herzogs von Geldern an die Churfürsten 1519.

XII. Schreiben des Herzogs Erich von Braunschweig an die Churfürsten (deßgleichen Klagschriften deß Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg und des Bischofs von Ratzeburg 1519).

XIII. Verhandlung der Churfürsten mit Karl als erwählten römischen König über den Ort der Krönung 1520. N.

(Die Fortsetzung über den vierten Band folgt.)

Art. IV. **Psałterz Królowéj Małgorzaty**, pierwszej małżonki Ludwika I, Króla Polskiego i Węgierskiego, córki Króla Czeskiego i Cesarza Karola IV. Najstarszy dotąd znany pomnik pismiennictwa Polskiego. Wydany staraniem Stanislawa Hr. na Skrzynnie Dunina-Borkoweskiego, Podkomorzego J. C. K. A. Mci, Akademii C. K. sztuk wyzwolonych w Wiedniu i Kr. Bawarskiej w Monachium, Towarzystw C. K. rolniczego w Wiedniu, Kr. przyjaciol nauk w Warszawie, naukowego Krakowskiego, rolniczego Warszawskiego, mineralogicznego w Jenie, Badaczów natury w Weterau, i do zachęcania przemyslu narodowego w Paryżu członka, Reprezentanta potomstwa biblioteki imienia Ossolińskich. Wiedeń, w drukarni Ant. Straussa, 1834.

(Psalter der Königin Margarethe, ersten Gemahlin Ludwig I., Königs von Polen und Ungern, Tochter des Königs von Böhmen und Kaisers Karl IV. Das älteste bisher bekannte Denkmal der polnischen Literatur. Herausgegeben durch die Bemühung Stanislaw's Gr. auf Skrzynna Dunin-Borkowski, Kämmerer S. k. k. a. Maj., der k. k. Akademie der freyen Künste in Wien und der k. bayer. in München, der k. k. Gesellschaft des Ackerbaues in Wien, der k. der Freunde der Wissenschaften in Warschau, der Wissenschaften in Krakau, des Ackerbaues in Warschau, der mineralogischen in Jena, der Naturforscher in (der) Wetterau und zur Aufmunterung der National-Industrie in Paris Mitgliede, Repräsentanten der Nachkommenschaft der Bibliothek des Namens der Ossolińsky. Wien, in der Druckerey des (sel.) Ant. Strauß, 1834.) XVI und 92 Seiten in Quart.

Vor allem macht es einen sehr unangenehmen Eindruck, daß vom Motto, aus Lelewel, angefangen, bis S. XVI die Vorstücke sehr nachläßig corrigirt sind. Doch können wir zum Glücke unsern Lesern ins Voraus sagen, daß dieß nur in den Vorstücken der Fall ist, die auch noch an andern Gebrechen leiden; das alte Denkmal selbst ist von einem andern Corrector behandelt, der seine Pflicht fühlte und erfüllte.

Die Vorrede des »Herausgebers« besagt Folgendes. Herr Jos. Chmel, der neuernannte Bibliothekar in St. Florian, einem Lateranenser Chorherrnstifte bey Linz in Oberösterreich, »entdeckte« den Psalter (den zwar bereits einer seiner Vorgänger, Mich. Zigler, als ein psalterium latinum, polonicale et theutonicum in den handschriftlichen Katalog der Stiftsbibliothek aufgenommen hätte); Chmel machte sogleich den Wiener Hofbibliothek-Custos Kopitar, und dieser den Krakauer Bibliothekar G. S. Bandtke darauf aufmerksam; letzterer machte diese überraschende Entdeckung durch ein polnisches, auf Kosten der Krakauer Gesellschaft der Wissenschaften 1827 gedrucktes Pam-

phlet: **De psalterii Davidici trilinguis, latino-polono-germanici, codice manuscripto, exstante in Bibliotheca Canonicorum Regularium ad S. Floriani in Austria superiori**, der ganzen Welt bekannt. Herr Chmel habe nun, da er den Werth seines Fundes erkannt, die mühselige Arbeit übernommen, eine Abschrift des ganzen Psalters (also in allen drey Sprachen), und sich dadurch um »unser Vaterland« sehr verdient zu machen. Als »der Herausgeber« (er sagt nicht wie) dieß erfahren, habe er den Kopitar, seinen »alten Bekannten,« aufgefordert, ihm zu dieser Abschrift zu verhelfen. K. habe sich dieserwegen für ihn bey dem Prälaten verwendet, und dieser, mit Beyrath der ganzen Canonie, erlaubt, daß Chmel ihm seine Abschrift »zur Herausgabe« abliefern sollte; dieser habe ihm dann selbst in Wien seine Handschrift »freundlichst« überreicht, sammt einem Facsimile, das der Prälat habe malen lassen. Nachdem er (D.—B.) die Abschrift und das Facsimile erhalten, fand er für nöthig, 1831 eine Reise nach St. Florian zu machen, um das Original damit zu vergleichen. Er fand aber, daß Chmel, obwohl des Polnischen unkundig, in der That die Abschrift viel richtiger gemacht hatte, als der »Herausgeber« erwartete. Nur auf die ǫ, die Chmel anfänglich für bloße Schnörkel des o gehalten hatte, hätte der vor ihm (dem Herausgeber) dagewesene Pole Kucharski, ein reisender Warschauer Sprachforscher, Herrn Chmel aufmerksam gemacht, und Chmel jenes Uebersehen sogleich noch 1827 (also schon lange vor des Herausgebers Eintreffen) verbessert.

(2) **Geschichte der Entdeckung des Namens des Eigenthümers, für den unser Psalter bestimmt seyn mochte.** Bandtke hätte zu Folge des Wappens entschieden, daß der Psalter weder der polnischen Königin Hedwig, noch ihrer Familie (!) gehört haben könne. Auch Kopitar habe sich so geäußert (es wird sich bald zeigen, daß dieß weder Bandtke, noch Kopitar that). Da aber habe der bekannte Dichter, Erzbischof Pyrker, als er den Psalter in St. Florian angesehen, dem Herrn Chmel gesagt, das Wappen sey das der ungrischen Anjous (Bandtke, Chmel, Kopitar und jeder, der ein Wappenbuch nachschlug, wußten das längst, seit 1827, aus Weigel und Gatterer ꝛc. ꝛc.). Da hätte nun alle Welt wieder an die Anjouische Hedwig gedacht; und er, der »Herausgeber,« habe es seiner Unerfahrenheit in Manuscripten zu danken, daß er (im Facsimile) zuerst auf die dem Wappen gegenüberstehende Chiffre **M** aufmerksam gewesen sey; vor ihm habe Niemand sie bemerkt. Er selbst habe (die unaufmerksamen Zauberer?) gefragt, was das sey; und sie ihm gesagt, es sey ein **M**. (Sie

hätten ihm eigentlich sagen sollen, daß es zwey rechtwinklig in einander verschlungene gothische **M** seyen: aber die Zauberer müssen wohl immer noch etwas für sich behalten?) Da habe er denn durch Nachschlagen gefunden, daß Hedwig eine Schwester, Namens Maria, gehabt habe, und Kopitar ihm die Idee, daß das **M** wohl die Maria bedeuten könnte, gut geheißen. So sey er nach St. Florian gereist, und habe im Codex das **M** im Ganzen dreymal gefunden. So habe er denn dem Chmel gesagt, daß er nicht zweifle, der Psalter habe der ungrischen Maria gehört; deßgleichen dem Kopitar in Wien bey seiner Rückkehr von St. Florian (1831). — Aber — schon war der Druck des Psalters beendigt (Ende 1833), und der Herausgeber mit abermaliger Durchsicht des Lexicons der Wörter, die im Linde fehlen, beschäftigt, als Kopitar ihn aufmerksam machte, daß das **M** wohl auch eine andere mit **M** beginnende Person des Wappens Anjou bedeuten könnte, und nicht eben die Schwester der Hedwig. Er müsse gestehen, daß ihm diese wichtige Erwägung (ta ważna uwaga) vor lauter Kopfvoll von der erstgemeinten Maria nie beygefallen wäre. Da habe er denn wieder — im Thwórcz (lies Thwrocz, d. i. Turócz) ꝛc. nachgeschlagen, und gefunden, daß Ludwigs erste Frau, die mährische Margaretha, auch mit **M** beginne. Nun haben wir zwey Anjouerinnen, deren Name mit **M** anfängt. Welcher von beyden gehörte der Psalter?

(3) Gründe für die Margaretha. a) Nichts natürlicher, als daß Ludwig für seine (1335, 24. May geborne) Braut ein Gebetbuch mit seinem ungrischen Wappen und ihrer Chiffre habe schreiben lassen. b) Eben so einleuchtend ist es, daß Ludwig als bloßer ungrischer Kronprinz nur sein (und nicht auch das polnische) Wappen malen ließ. c) Da er indeß bereits 1339 zum Nachfolger in Polen bestimmt war, so muß man zugeben, daß in einem für die künftige Königin von Polen bestimmten Gebetbuche die polnische Sprache Platz finden mußte; um so mehr, da Margaretha als eine geborne Mährerin gewiß (?) polnisch verstand.

(4) Gründe gegen die Maria. a) Maria ward 1370 schon mit als polnische Prinzessin geboren; folglich hätte das polnische Königswappen da seyn müssen; um so mehr, weil b) Ludwig den Polen schmeicheln mußte, und ihnen deßwegen die Freyheiten und Privilegien gab, die Polen am Ende zur Anarchie — und ins heutige Grab führten. Deßgleichen c) weil Maria bereits 1373 zur Königin von Polen erwählt ward, und Ludwig durch das bloße ungrische Wappen in einem so wichtigen Documente alle Polen beleidigt hätte. Ueberdieß d) besitzt Polen

bereits den Psalter der Hedwig, wie Czacki, Lelewel (in Rakowiecki's Prawda Ruska), Bandtke und Bentkowski bezeugen. Da Maria nur ein Jahr älter war, so müßten beyder Schwestern Psalter gleiche Sprache haben. Dem ist aber keineswegs so, sondern der Unterschied ist so groß, daß sie nicht aus einer und derselben Zeit seyn können. (Das Lexicon wird zeigen, ob der Herausgeber hierin competent sey.) Diese Beweggründe nöthigen mich, den Psalter lieber der Margaretha, als der Maria zuzuschreiben.

(5) Beschreibung des Codex. In drey Sprachen; auf Pergament, in zwey Columnen, 296 Blätter. (Das schöne Facsimile stellt, wenigstens die ersten zwey Drittel, anschaulich genug und deutlicher dar, als die Beschreibung des Herausgebers.)

(6) Wann er geschrieben worden. Da er, nach dem »Herausgeber,« für die Margaretha bestimmt war, die 1338 an Ludwig verlobt ward, und 1349 mit vierzehn Jahren starb, so muß er wohl zwischen 1338—1349 geschrieben seyn. (Aber Ludwig war seit 1342 nicht mehr ungrischer Kronprinz, dafür aber seit 1339 polnischer; folglich wäre, nach unsers Verf.'s obigem Räsonnement, der Psalter streng und geradezu nur ins Jahr 1338 selbst zu setzen.)

(7) Wie der Codex etwa nach St. Florian gekommen. Baron v. Hormayr habe geäußert, Hedwig könnte wohl den Psalter ihrem vor Gott und der Welt erstem Geliebten und Gemahl, dem österr. EH. Wilhelm, zum Andenken gegeben, und er dann durch ihn nach St. Florian gelangt seyn. Aber dieser »romanhafte Einfall« gefällt dem Herausgeber nicht; der Foliant eigne sich schlecht zum Souvenir; Hedwig sey zu fromm gewesen, um ein Andachtsbuch, besonders wie dieses, wegzugeben; er will lieber glauben, daß ihn die Königin Katharina, eine österr. Prinzessin, als sie 1566 ihren unverbesserlichen Gemahl und Polen verließ, und sich nach Linz zurückzog, mitgebracht, und ihn bey ihrem Tode dem Stifte St. Florian, wo sie auch begraben liegt, hinterlassen habe.

(8) Bemerkungen über die Sprache dieses Psalters. (Ueberlassen wir ganz den polnischen Kritikern, die den zehn dießfallsigen unbedeutenden Bemerkungen ihr Recht nicht vorenthalten werden. Uebrigens konnte selbst der von Czacki besessene, und nur nach der damaligen Wahrscheinlichkeit für Hedwigisch gehaltene (nicht erwiesene), bloß polnische Psalter in diesem Falle an die dreyßig Jahre jünger seyn, als unser 1370 geschriebener. Hedwig starb 1399. Der Psalter konnte damals für sie nur begonnen worden seyn. Er brauchte nicht aus dem größern abgeschrieben zu seyn; er konnte von neuem

übersetzt seyn; schon dieß erklärt den Sprachunterschied hinreichend. Wie aber, wenn der Czackische Psalter gar nicht für die ungrische Hedwig, wenn er um 1450 für die russische Sophie geschrieben worden?)

(9) Verzeichniß der entweder in Linde's Lexicon ganz fehlenden, oder doch in anderer Bedeutung vorkommenden Wörter. (Ueberlassen wir im Detail ebenfalls den competenten polnischen Recensenten, und werden vielleicht später nur mit ein paar Worten ihr Erstaunen reizen.)

(10) Etwas von dieser Ausgabe. »Ich gebe nur den polnischen Theil heraus, weil ich nicht denke, daß der deutsche und lateinische einen polnischen Leser viel interessiren könne.« (Aber zur Bestimmung der Zeit und des Ortes wäre der deutsche Text von Wichtigkeit, vielleicht sogar entscheidend; s. unten; nichts davon zu sagen, daß St. Florian, nach D.-B.'s obiger Darstellung, auf den Druck des dreysprachigen Psalters rechnen sollte.) Da die Ossolinskische Druckerey in Lemberg noch nicht vollständig eingerichtet war, und Kopitar in mich drang, keine Zeit zu verlieren, und sich erbot, während meiner Abwesenheit von Wien die »letzte« Correctur zu besorgen, so entschloß ich mich, den Psalter in Wien drucken zu lassen. Und Hr. Kopitar hat nicht nur sein Wort gehalten, sondern mehr gethan, als er versprochen. Er hat die im Codex und Chmel's Abschrift unabgetheilten Wörter von ihren Vorwörtern getrennt, zur leichtern Verständniß Commas eingeführt, deren es im Codex natürlich (?) nicht gibt; er brachte viel sic und pro an, die in meiner Handschrift nicht waren, er hat endlich sich von St. Florian den Codex selbst erbeten zur neuen Vergleichung mit der Abschrift, und die Druckfehler mehrmal corrigirt.«

(11) Druckfehlerverzeichniß. (Verstümmelt; s. unten.)

Ref. ist, so wie der »Herausgeber,« kein Freund von »romanhaften Einfällen« in historischen Dingen (sonst, in poetischen, wohl). Er hält es daher nicht nur für erlaubt, sondern selbst für historische Pflicht, im obigen Vorbericht des Herausgebers die »romanhaften« Gedächtnißfehler zu berichtigen. Denn kurz, Referent ist eben der Kopitar, von dessen Theilnahme, Dringen auf baldigen Druck des Psalters &c. der gar zu gütige Herr »Herausgeber« selbst so viel erzählt. Kopitar's Bemerkungen sollen sowohl des Lesers als seinetwegen so kurz als möglich seyn.

1) Wäre in England so ein ältestes Denkmal der Sprache, zugleich von so reichem und heiligem Inhalt, und herrührend aus der Schatzkammer einer mit so vielem Rechte hochverehrten Königin, wie es die an Geist und Gestalt engelgleiche Hedwig war, entdeckt worden, so wäre dort im nämlichen Jahre

der ganze Codex in ähnlicher, eigens dazu verfertigter Druckschrift, mit allen Ornamenten rc., und daneben zugleich in einer tragbarern Form als Gebetbuch für Damen, erschienen. Zahlreiche Abnehmer hätten den verständigen Unternehmer reichlich belohnt; das Gebetbuch hätte in einem Jahre wiederholte Auflagen erlebt rc. So ein Publicum existirt aber bisher nur in England; daher auch nur dort solche Verleger. Nur Frankreich nähert sich in dieser Hinsicht dem Lande der Britten. Indeß laßt uns unsrerseits mit der Devise aus Horaz:

Non tardum opperior, sed praecedentibus insto,

nur fleißig seyn; cetera Deus providebit. —

2) Der Entdecker Chmel lieferte eine deutliche Abschrift, das Stift eine schöne Abbildung der Seite, die das Alter des Codex entscheidet, beydes unentgeldliche Beyträge für den künftigen Herausgeber, den Kopitar zu suchen bevollmächtigt ward. Er fand ihn, da die Wiener Buchhändler polnischen Nachdruck fürchteten, an der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Aber die Begebenheiten seit Ende 1830 traten auch da störend dazwischen. Da wars, daß 1831 K. »dem alten Bekannten« Hrn. Gr. D. B. eines Tages auf dem Graben in Wien begegnete, und er, Kopitar, ihm den Antrag machte, sich durch Drucklegung des ältesten Denkmals der polnischen Literatur um seine Landsleute verdient zu machen. Nach oftmaligem Zureden führte K. auch den damals eben in Wien anwesenden Chorherrn Chmel selbst, mit der fertigen Abschrift in der Hand, zum Hrn. D. B.; bey welcher Gelegenheit denn die von diesem belobte »freundlichste« Uebergabe der Abschrift Statt fand; in der natürlichen Voraussetzung, daß wir nun einen Mäcen zur Herausgabe des vollständigen Psalters gefunden hätten!

3) Darauf ein Abstecher des Hrn. Gr. D. B. nach St. Florian; dann nach Galizien; dann Cholera. — Endlich Anfangs 1833 erschien der Mäcen wieder in Wien; er hatte indessen in Polen viel Redens von diesem Psalter erregt, und wollte nun — wenigstens das polnische Drittel in Druck geben. Als K. einerseits diese Reduction auf ein Drittel, andrerseits die Beschaffenheit der nun, si Diis placet, zum Druck vorgerichteten Abschrift sah, that er dem immer über die großen Kosten klagenden Mäcen den entschiedenen Vorschlag, den so reducirten Verlag an seiner Statt selbst zu übernehmen. Von der Antwort auf diesen Antrag wollen wir nur so viel andeuten, daß K. solchen Glauben in Israel noch nicht gefunden, aber auch keine Lust hatte, ihn zu rechtfertigen. Aber nun wo drucken? und, wenn in Wien, wer sollte die Correctur besorgen? Kopitar erbot sich unentgeldlich

auch dazu. So reiste der Mäcen nach Polen, und Kopitar besorgte nicht »die letzte Correctur,« wie der Vorbericht sagt, sondern den ganzen Druck des Psalters, von S. 1—92, wie er hier vorliegt. Die Leser werden entscheiden, ob er, wie der Hr. D. B. zu verstehen gibt, zu viel sic und pro angebracht *); ob er die Vorwörter (und Fürwörter und Bindewörter) mit Unrecht von ihren Substantiven getrennt, und auch durch Commas das Verstehen erleichtert hat. Wie der Psalter, ohne Kopitars Zuthat, ausgesehen haben würde, kann man allenfalls aus dem Wörterverzeichniß der Vorrede, das dem Mäcen wenigstens von K.'s Seite ausschließend angehört, beurtheilen. Im Erforderungsfalle stehen uns auch positivere Beyspiele aus dem Psalter selbst zu Gebote.

4) Da K. das Original des Psalters bereits 1827 durch mehrere Monate in Händen gehabt hatte (wodurch er eben im Stande war, seinen Antrag an die Warschauer Gesellschaft mittels sicherer Daten zu motiviren); da er andrerseits die Mängel der Vorrede des Mäcens stillschweigend ergänzen wollte; so hatte er etwa einen Druckbogen voll lateinischer Praemonita ad hanc vetustissimi psalterii trilinguis partis polonicae principem editionem zu Papier gebracht, um sie anspruchlos hinter der Vorrede des Mäcens folgen zu lassen; gleichsam um auch unpolnischen Käufern dieses Bibliothekbuchs einen Begriff davon zu geben. Man ließ sich vorläufig den Antrag gefallen; fand es aber nachher gerathener, ohne Kopitars Gesellschaft um so sicherer als eigentlicher Editor zu erscheinen. Das Manuscript der Praemonita aber benutzte man nicht nur (die oben erwähnte (ważna uwaga ist z. B. daraus; auch andere Daten), sondern behielt man, ohne und selbst wider K.'s Willen! Ja, man ging so weit, sogar das von K. angefertigte Druckfehlerverzeichniß, freylich lächerlich genug und ganz im Geiste des oberwähnten Wörterverzeichnisses zu verstümmeln. Nicht seiner selbst, sondern der Sache wegen, wird man Kopitar'n erlauben, diese Verstümmlung hier zu restauriren.

Pag. 15, col. 1, lin. 17. *ante*: Przinescze, *pone* numerum 28. Pag. 64, col. 1, lin. 11. *dele*: Nisi forte bohemizet: Zblaudzyly. Nam quamvis Dobrovius in codice A. 1309 tria

*) Die sic bringt man ohnehin allgemein im Texte selbst an, mit kleinerer oder unterschiedener Schrift. Daß ich auch alles andere eben so angebracht, daran war mit der Umstand Schuld, daß die ersten zwey Bogen vom Mäcen aus in den Satz gegeben worden waren; ich also, um nicht alles umbrechen zu lassen, mich zu diesem compendiosen Verfahren fast entschließen mußte.

exempla invenerit τοῦ au pro u, tamen et apud ipsos Bohemos haec diphthongus nonnisi recentiori aetate invaluit, apud Polonos nunquam. Pag. 92, col. 2, lin. 11. *pro*: rozpusczyl, *lege*: rozproszyl. Die letzte, stark abgeriebene Seite des Codex (im Abdrucke von Tamo an) hatte Hr. Chmel und so auch Hr. B. ungelesen gelassen. K. brachte sie heraus, aber rozproszyl erst, nachdem Hr. B. die vermeintlich ausgepreßte Citrone bereits weggeworfen hatte. Platz war S. XVI überflüssig da; warum strich man die obige Anmerkung? Antwort: Weil man sie nicht verstand! Das leuchtet aus dem dafür gesetzten błodzyly nur zu deutlich hervor. Eben so ward eine andere Anmerkung, über das y und ij, gestrichen. Kopitar sagte darin, auch dieser Codex gebrauche das y in diesen beyden Formen, und es sey manchmal schwer zu unterscheiden, welche von beyden er meine; daß z. B. impij wohl offenbar stehe für impii (und nicht für impy), bestijs für bestiis, filij für filii u. dgl. verstehe sich von selbst: dafür aber auch umgekehrt abijssi für abyssi, cijthara für cythara, anstatt des richtigern cithara. Um nun zum Polnischen zu kommen, was soll der Herausgeber machen, wenn er das lat. eum bald durch gi, bald durch gy und bald wieder durch gij gegeben findet; so auch moia, moya und moija, y und ij für et, ty und tij für tu, pogany und poganij (gentes im Accus.)? Das y und ij sey manchmal fast nicht zu unterscheiden. Kopitar habe es daher gewagt, für y und ij im Polnischen immer nur y drucken zu lassen, um eine ohnehin wegen der großen Aehnlichkeit der geschriebenen y und ij unsichere Treue nicht auf andere Art nur noch mehr zu compromittiren. Adelung sagt, das i habe zu wenig Körper, daher habe man ihm noch ein j, (zuerst) in gedehnten (dann aber auch in tonlosen) Sylben angehängt, woraus (aus diesem ij) eben das mittelalterliche y entstanden. Und er hat Recht. In den Monatsnamen May, Juny und July haben wir noch heut zu Tage lebende und schlagende Beyspiele und Beweise davon; und obendrein ist das y in allen dreyen kurz. Was hätte man auch gewonnen, wenn selbst für przyaczel wäre gedruckt worden przijaczel? Das heutige przyjaciel wäre es doch immer nicht. (Das j allein, wie man es heute gebraucht, kommt im Codex nie vor, sondern nur nach i, d. h. eben als y des Mittelalters.)

Da wir einmal bey K.'s Corrector-Rechenschaft sind, so bitten wir die geneigten Leser, diesem Gegenstande noch ein paar Minuten schenken zu wollen. In jenen, vom Hrn. Herausgeber unterdrückten und vorenthaltenen Praemonitis war das schöne Facsimile so commentirt:

Jam *primo*, benevole lector, vides ex adjecto codicis

specimine lithographico (cui, si velis, addas specimen mixtum e variis ejusdem nostri codicis locis ab Hanka Pragensi adjectum recenti editioni Slavini Dobroviani (1834) et item alterum e bibliis polonicis dictis Sophiae reginae), codicem nostrum esse exaratum *gothicis*, quas vocant, literis, binis in quavis pagina columnis, linearum singulis viginti sex (26).

Secundo, linguas psalterii tres ita ordinari, ut *latina* (initiali aurea) incipiat, *polonica* (coerulea) sequatur, *germanica* (rubra) claudat agmen singulorum versuum.

Tertio, finem versuum nullo puncto indicari, sed, ubi spatium abundet in linea, ornari figuris diversissimis, plerumque iis, quas *arabiscas* vocant.

Quarto, *puncti* distinctionem occurrere in medio versu (idque ab initio sat apto loco, sed in reliquo codice spatii potius ad calligraphiae placita, quam sensus explendi causa). Eadem ratio subest in ipsius speciminis columna priori, ubi circa finem in calce lineae bis vides s literam *initialem* vocis sequentis, cancellari (idem fit alias aliis initialibus). Aliis in locis signum 7 (et) cancellatum modo simpliciori eodem fungitur officio. Sed haec nota sunt codicum lectoribus.

Quinto, columnae prioris lineâ alterâ vides vocem germanicam *barme herczikeyt* ex una in alteram lineam continuatam non indicari jungendam, sed contra linea 6 vocem polonicam du=sze ex una in aliam lineam protensam hodierno jam plane more signari.

Sexto, praepositiones non solum in *polonicis*, sed quod magis mirere, etiam in *latinis* vocibus adhaerere nomini: *amorte*, *infame*, *innomine* etc. ut in polonicis: *zesmerczi*, *wglodze*; Imo et conjunctionem y (et) polonicam: *ykarmil*, *ywiego suϕte ymϕ*. Sed textus germanicus non item: *uf syne barmeherczikeyt*, *von tode*, *in dem hungir*.

Septimo, psalmorum numerum indicari in margine, ut in hoc specimine (33) *) ciphris arabicis, non iis quidem supparibus Mariae, sed tamen scriptis *ante* codicis compacturam A. 1564 (nam eo anno compactor »*Hainrich Yegem*« etiam horum numerorum nonnullos amputavit. Plerisque adhuc scriptoris arena adhaeret. Nota hic per transennam, etiam Biblia polonica quae nunc in Sáros-Patak servantur, scripta A. 1455, esse recens compacta A. 1562. Quid si uterque codex pro neglecta a dissoluto marito regina Catha-

---

*) Im Original, nach welchem Kopitar die Erklärung machte, ist diese Zahl am Rande; der Zeichner des Facsimile hat sie vergessen.

rina Austriaca fuerit sic reparatus Radomii, antequam illa secederet in patriam?

Octavo, si quis arbitretur, in codice jam indicari ullo modo discrimen sonorum, non dico l et ł, s et ś, c et ć, z et ż; sed longe disertius differentium c et cz, ż et sz, jam ille statim obmutescet, modo in ipso specimine contulerit *dusza nasza* cum *wkaszdy czas*, *odgimcza*, *weselicz*, *wusczech moich*, *yakosz*; signa cz et sz plane eadem sunt in utroque casu, sonorum sat differentium. His tamen minime obstantibus aequus judex, qui aliarum linguarum scribendarum prima nôrit conamina, et ipsorum Bohemorum, a quibus Polonis illuxit Christi fides, mirabitur potius, primum Polonum vel tantum praestitisse. Nec enim male efformavit ф seminovum (ad designandum sonum maximi in dialectis Slavicis dijudicandis momenti, ex quo compertum est, codices cyrillianos et glagoliticos sec. XI. itidem peculiari hujus soni signo gaudere, neglecto a recentioribus): sibilantium vero differentiam cum ipsis ejus aevi Bohemis lectoris judicio permisit.

Nono, quae hactenus de codice diximus, potuimus quasi coram lectore, simul inspectante codicis specimen, dicere. Speramus, sic probatam fidem, nec defore iis, quae nunc e nostra tantum reliqui universi codicis diligenti et diuturna tractatione, sumus adnotaturi. — Ac primo quidem dicimus, codicem esse aperte conflatum e duobus codicibus, antiquiore postico conjuncto recentiori pro Maria adornato, operâ διασκευαστοῦ, cujus nigrius atramentum notavere Chmel, ex eoque Ill^mus Editor; ut adeo *tres* scripturae sint in codice; ac prima quidem, ut nunc est dispositus codex, eaque major pars quaternionum fere XXIV scripta c. 1370 — 1380 pro Maria destinata Poloniae regina, cujus et arma gentilitia prae se fert; altera (recentior fortasse, quamquam et coaeva possit esse) διασκευαστοῦ, qui fine mutilum hunc Mariae codicem, cum mutilo prioribus *vetustiori* in unum continuum integrumque psalterium conjunxit ope unius aut duorum circiter quaternionum a se rescriptorum. Sic codicis pars extrema, cujus fasciculi denorum, non, ut Mariae, octonorum sunt foliorum, a quinternione XXVII — XXXV sine dubio est longe antiquissima; huic proxima prima Mariae, recentissima tandem media redactoris et διασκευαστοῦ, qui fortasse et cifras arabicas et reliqua marginalia addidit. Extremam ego partem aut cum defuncta A. 1317 uxore secunda Regis Caroli Roberti, Maria natione Polona ducis Kasmerii filia, ducta 1308, aut cum ultima ejusdem Caroli Roberti

uxore, Elisabeth, ducta 1320, Ludovici M. matre, Casimiri M. sorore, e Polonia adlatam existimo; ut adeo finem seculi XIII attingat. Quo casu, quove consilio aut *tempore* e duobus codicibus unus fuerit conflatus, cum diversissima potuerint esse, quis audeat verum divinare. Nobis sufficit, exstare nunc editos duos codices, quorum recentiorem ante 1380 oporteat fuisse scriptum, alterum seculi XIII finem attingere plusquam probabile sit.

Es ist schwer zu begreifen, wie der Hr. Gr. B. aus K.'s Praemonitis nur die »Erwägung,« daß das **M** auch einen andern mit M anfangenden Namen bedeuten könne, so »wichtig« fand, um darauf den Psalter umzutaufen! K. warnte ihn im Gegentheile vor der aller Wahrscheinlichkeit ermangelnden Hypothese mit der böhmischen Margaretha (die 1335 geboren, 1340 nach Ungern abgeholt ward, ad informandos mores et idioma *Hungarorum* (nicht Polonorum), 1346 getraut ward, und 1349 starb). Das Publicum wird entscheiden, ob er Recht hatte. Da der ältere Psalter, sey's durch die 1317 gestorbene Polin Maria, sey's durch König Ludwig's Mutter Elisabeth, Kasimir d. G. Schwester, im Hause war, was war natürlicher, als auch für die nach Polen bestimmte Enkelin Maria, von der Großmutter, der erst 1380 in hohem Alter gestorbenen Elisabeth, einen ähnlichen bestellen zu lassen? (Im Vorbeygehen mag bemerkt werden, daß schon die häufigen Synonyma, deren Wahl gleichsam dargeboten wird, diese letzte Hälfte des Psalters als den ersten Uebersetzungsversuch ausweisen. In dem für die Maria adornirten Theil gibt es keine solchen Synonyma.) Möglich, daß dann diese zweyte Abschrift nicht beendigt, und etwa 1380 nach Elisabeths Tode, aus der ältern, ihr an äußerer Ausstattung ganz ähnlichen, completirt worden. Möglich aber auch, daß sie beyde lange vollständig neben einander bestanden, und die verwahrlosten, etwa erst 1564 für die einsame K. Katharina zu einem geordnet wurden. Doch dieß alles überlassen wir den weitern Forschungen der Polen selbst, die dieses älteste Denkmal ihrer schönen Sprache gewiß nicht vernachlässigen werden. Sie werden vielmehr vor allem auch den ersten in Sáros-Patak befindlichen Theil der bloß polnischen Bibel Sophiä v. J. 1455 (die aber Prof. Kucharski, der sie 1827 gesehen und gelesen, für Abschrift einer ältern und der Sprache nach für gleichzeitig mit unserm Psalter hält) herausgeben; dann die übrigen polnischen Bücher der Königin Hedwig, von denen der Miechovita spricht, zu entdecken trachten; und so ihre älteste Literatur von dem Untergange retten.

Wien, den 20. July 1834. Kopitar.

Spätere Nachschrift. Wir hatten am Schlusse unserer Anzeige des Hedwigischen Psalters die zwey Fälle: »daß entweder der Hedwigische Psalter nicht vollendet, und daher aus dem ältern der Großmutter Elisabeth oder deren Tante Maria (ducis Kasmerii filia) completirt worden; oder die beyden Psalter, vollständig, lange neben einander bestanden haben, und etwa erst 1564 für die verlassene Königin Katharina von Oesterreich zu einem arrangirt worden seyn,« für gleich wahrscheinlich gelten lassen. Aber der Umstand, daß im jüngern Psalter (für die Enkelinnen Maria und Hedwig) der für dieses Exemplar angestellte Kalligraph auf einmal abbricht, und auf der zweyten Spalte der nämlichen Seite der Diaskevast (διασκευαστής) eintritt, der beyde Exemplare zu einem verschmelzen soll, entscheidet fast schlagend dafür, daß diese Verschmelzung gleich nach Elisabeths Tode 1380 Statt gehabt haben müsse.

Baden, den 12. August 1834. Kopitar.

Art. V. Gesammelte Werke des armenischen Katholikus, Nerses des Clajensers.

1) Sancti Nersetis Clajensis Armeniorum Catholici Opera; nunc primum ex Armenio in Latinum conversa notisque illustrata studio et labore D. Josephi Cappelletti, Presbyteri Veneti. Vol. I. Venetiis Typis PP. Mechitaristarum in Insula S. Lazari. 2833.

2) Ներսեսի Շնորհալւոյ կաթողիկոսի Հայոց թուղթ ընդհանրական առ համօրէն հայաստանեայ ազինս. Ի Վենետիկ յամի 1830. (Nerses des Anmuthigen, des Katholikos der Armenier, encyklisches Schreiben an die ganze armenische Nation. Venedig, im Jahre 1830, in armenischer Sprache.)

3) Ներսեսի Շնորհալւոյ Հայոց կաթողիկոսի բանք չափաւ, ի Վենետիկ 1830. (Nerses des Anmuthigen, des Katholikos der Armenier, poetische Werke. Venedig 1830, in armenischer Sprache.)

Nerses, seiner lieblichen Schreibart wegen der Anmuthige (Schnorhali), und von seinem Aufenthalte zu Hromcla (Römerfestung), die gewöhnliche Residenz des Katholikos zu seiner Zeit, Klaietsi, der Klajenser, genannt, gehört sowohl seiner Geburt, als seinen Geistesgaben nach zu den ersten Männern und Schriftstellern der armenischen Nation. Von mütterlicher Seite führte er seinen Stammbaum bis auf Gregorius den Erleuchter zurück, und war also ein Sprosse der alten parthischen Herrscher Armeniens. Nerses ward geboren gegen das Jahr

1100, und mit seinem Bruder, dem nachmaligen Katholikos Gregorius III., von Stephanus, dem gelehrten Abt, in Garmir wank, oder dem rothen Kloster zwischen Marassus und Sis, in Cilicien oder Kleinarmenien gelegen, in allen Künsten und Wissenschaften seiner Zeit trefflich unterrichtet. Stephanus, den seine Zeitgenossen als großen Redner rühmen, von dessen Werken aber leider nichts auf uns gekommen ist, war der Lehrer beynahe aller ausgezeichneten Schriftsteller der armenischen Literatur im zwölften Jahrhundert; auch die Doktoren Ignatios und Sarkis oder Sergius verdanken ihm ihre Bildung. Der Vater der beyden Patriarchen, Gregorius III. und Nerses des Anmuthigen, hieß Abirad. Diese Familie scheint zu den ältesten des armenischen Adels gehört zu haben; Nerses erwähnt ihrer selbst gegen das Ende seiner Elegie auf die Einnahme Edessa's, den 23. Dezember 1144. »Wenn ich in Worte bringe,« heißt es daselbst, »die Vorfälle unserer Zeit, rechne ich nicht auf die Kundigen, sondern auf die Jugend und die Kinder; mich bat darum mit sehnsuchtsvollem Herzen mein Brudersohn, — ein Jüngling von geringem Alter, aber einsichtsvollen Geistes; sein Name klingt, gleich dem seiner Vorfahren, Abirad.« Noch bey Lebzeiten seines Bruders, des Patriarchen Gregorius III., auch der Pahlawunier oder Pelwier genannt, ward Nerses in einer großen Versammlung aller armenischen Bischöfe und Doktoren zum Nachfolger auf dem Stuhle des Katholikos ernannt. Dieß geschah im Jahre 1165, gegen dessen Ende Gregorius gestorben ist. Nerses folgte nun ohne alle Widerrede, und erließ in dem darauf folgenden Jahre 1166 seinen berühmten Hirtenbrief an die armenische Nation. Zu dieser Zeit fanden vielfache Unterhandlungen Statt mit den geistlichen und weltlichen Oberhäuptern des byzantinischen Reiches, um eine Vereinigung zwischen der griechischen und armenischen Kirche zu bewirken. Durch den Tod des Kaisers Alexius, des Comnenen und des Katholikos Nerses, der schon im Jahre 1173 gestorben ist, wurden aber alle diese Friedens- und Vereinigungsversuche zu nichte gemacht. Nerses ward nach seinem Tode als Heiliger von den Armeniern verehrt, und der 13. August wird seinem Andenken gefeyert; Galanus hat fälschlich den 19. November angegeben. Der 19. November ist dem heiligen Nerses dem Großen, dem berühmten Katholikos im vierten Jahrhundert, gewidmet.

Der Klajenser muß in dreyfacher Beziehung betrachtet werden, als Dichter, als Theolog und Geschichtschreiber. Sein vorzüglichstes und am meisten gepriesenes dichterisches Werk ist sein Gedicht, »Sohn Jesus« überschrieben, welches in 8000 Versen die Geschichte des alten und neuen Testaments beschreibt.

Nicht weniger wird gerühmt seine schon angeführte Elegie auf die Einnahme Edessa's, über die wir an einem andern Orte (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. September 1829, Nr. 51) ausführlich gehandelt haben. Es wird hierin die Einnahme und schreckliche Zerstörung Edessa's durch Emadeddin Zenghi in 2090 Versen beschrieben. Nicht weniger berühmt ist eine armenische Geschichte in Versen, — eine Jugendarbeit unseres Nerses. Einige andere unbedeutendere poetische Arbeiten werden weiter unten angeführt werden.

Unter seinen prosaischen Werken ist das nach den Tagestunden in 24 Paragraphen eingetheilte Gebet, von welchem im Jahre 1822 zu Venedig eine Ausgabe in 24 Sprachen erschienen ist, das berühmteste. Sehr lehrreich und in einem ganz vortrefflichen Style geschrieben sind seine auf uns gekommene 21 Briefe, größtentheils dogmatischen und belehrenden Inhalts, worunter auch der Hirtenbrief an die armenische Nation und das Glaubensbekenntniß der armenischen Kirche. Dieses encyklische Schreiben ward mehrmals mit den andern Briefen des Narses gedruckt, als zu Petersburg im Jahre 1788, zu Constantinopel im Jahre 1825, und endlich zu Venedig im Jahre 1829 mit einer lateinischen Uebersetzung versehen, von demselben Verfasser, der uns jetzt mit dem ersten Bande der Werke des heiligen Nerses in lateinischer Uebersetzung beschenkt hat. Cappelletti hat in diesem ersten Bande alle 21 Briefe, chronologisch geordnet, mitgetheilt; der folgende Band soll die andern prosaischen Werke des Katholikos, seine zwey Predigten, das Leben des heiligen Märtyrers Sergius, seine verschiedenen Erklärungen über einzelne Theile der heiligen Schrift und einiges andere enthalten. Die poetischen Werke gedenkt C. nicht zu übersetzen; denn 1) seyen sie sehr schwer, und würden in einer lateinischen Uebersetzung ihrer eigentlichen Schönheit und Anmuth beraubt werden. Von den wenigen Europäern, die sich in frühern Zeiten mit dem Studium der armenischen Sprache beschäftigt haben, wie Villefroy und Galanus, wird Nerses immer als eines der ersten Lichter der armenischen Kirche und Literatur angepriesen. So sagt Villefroy: »Ce grand patriarche est un des plus éloquens pères de l'église d'Arménie. Il était la plume de Gregoire III, son prédécesseur,« und Galanus sagt: »Nierses Ghelajensis orthodoxus patriarcha, quem Armenia universa, ut sanctum illius Ecclesiae patrem, et doctorem agnoscit, ejusque commemorationem in Liturgia et Menologiis celebrat. Fuit poëta sacer, et hac quidem facultate adeo insignis, ut celebrioribus, meo judicio, vel Graecis vel Latinis poetis in suo coaequandus sit idiomate.« Man sollte wohl nicht glauben, daß Cappelletti, nach

diesem Lobe, es noch vonnöthen gehabt hätte, Nerses gegen die »unverschämten Verläumdungen« (impudentissima calumnia, das sind die Worte des Uebersetzers in der Vorrede S. 15) des Galanus zu vertheidigen. Galanus behauptet aber, bey allem Lobe, das er dem Katholikus zollt, Nerses habe früher nur eine Natur in Christo angenommen, und wäre erst durch den griechischen Theologen Theorianus zur wahren Lehre bekehrt worden. Diese Angabe hält nun der Uebersetzer für eine unverschämte Verläumdung, und widerlegt sie durch mehrere, aus den Briefen und dem Glaubensbekenntnisse des Nerses gezogene Stellen. Es wird dabey auf die ganze schriftstellerische Thätigkeit, so wie auf die Redlichkeit des berühmten Missionärs ein schlechter Schein geworfen. Hic missionarii munere in Armenia quibusdam annis perfunctus, armeniacam linguam aliquantulum adeptus est, moresque illius Gentis, sacrosque ritus leviter percurrens haereseos notas hic illic inesse sibi visus est. Quapropter librum conscripsit Conciliationis Ecclesiae Armenae cum Romana ex ipsis Armenorum Patrum et Doctorum testimoniis, Romae 1650; per quem a S. Sede gratiam inire volens, errores, quos reperisse ajebat in aliquibus sanctorum ejusdem gentis Patrum Doctorumque textibus, quasi laciniis undique decerptis ac male intellectis, refutavit. Armenice et Latine opus suum elucubravit, ejusque calliditas in eo praesertim elucet, quod duplici hoc labore in utraque lingua collato (mutuae namque videntur esse versiones) mitius aliquantulum armenice loquitur quam latine.

Die zwey ersten Briefe der Sammlung sind zu der Zeit geschrieben, wo Nerses noch Bischof war. Nerses schrieb aus Auftrag seines Bruders, des Katholikos Gregorius nach Mesopotamien, um der Geistlichkeit von unnützen Streitigkeiten abzurathen. Einige Geistliche behaupteten nämlich, die göttliche Natur Christi selbst habe am Kreuze gelitten, andere bloß der Körper; einige behaupteten, die Opferung der Thiere sey Gott gefällig, andere das Gegentheil; einige behaupteten, was vom irdischen Paradiese in der Schrift vorkomme, sey bloß geistig oder figürlich zu verstehen; wiederum andere waren entgegengesetzter Meinung u. dgl. Mehreres. Nerses ermahnet die sämmtliche Geistlichkeit, sich von unnützen Streitigkeiten dieser Art fern zu halten. »Ihr lehrt die Schrift,« schreibt er, »nicht darum, daß ihr einen Vortheil davon ziehet, oder euch unterrichtet, wie es einem wahren Geistlichen ziemt, sondern damit ihr Stoff für eure Streitigkeiten auffinden, und, zum Verderben eurer Gemeinde, einer über den andern den Sieg erlangen möget. In Betreff der Natur Christi erklärt er sich hier, wie es uns scheint, nicht ganz orthodox, in

folgenden Worten: »Univit enim, quasi mixtionis modo, in utero Virginis hanc naturam nostram, creatam increatae naturae suae copulans; hanc passionibus obnoxiam cum ea, quae passionum immunis est, hanc corruptibilem cum incorruptibili, hanc mortalem cum immortali; atque ita unus factus est et indivisibilis, non per mutationem vel alterationem, sed ineffabili mixtione unioneque, haud quidem potentiore a debili superata, sed debili superata ab illa fortiori, juxta Theologum Gregorium: »Commixta fuit humanitas cum divinitate, et unus effectus est, superante superno, ut Deus adeo ego essem, quemadmodum ipse homo.«

Die Armenier haben die alttestamentarische Sitte, am heiligen Osterabend ein Lamm zu opfern, beybehalten. Das Fleisch davon wird den Armen ausgetheilt. Dieß geschieht auch manchmal bey andern Festen, und an den Tagen, wo ein Requiem für die Todten gehalten wird. Diese Sitte wird in einem ungedruckten Werkchen des Moses von Chorene »von den Gebeten« überschrieben, dem heiligen Justus, Bischof von Jerusalem, dem vierten nach dem Apostel Jakob, zugeschrieben. Mehrere Geistliche verdammten nun diese Sitte als etwas Jüdisches. Nerses verweist ihnen dieses, und erklärt die Entstehung dieser Sitte auf folgende Weise. »In den Canones des Patriarchen Isaac *) heißt es, daß nach der Bekehrung unseres Volkes durch den heiligen Gregorius zum Christenthume die vor Kurzem bekehrten heidnischen Priester zum Gregorius kamen und sagten: »So lange wir Heiden waren, konnten wir uns und unsere Kinder ernähren; gib du uns jetzt ein Mittel an, wie wir leben könnten. Gregorius beschloß hierauf, ihnen wie den Leviten den Zehnten anzuweisen, und befahl dem Volke, daß sie, so wie ehemals den unreinen Idolen, jetzt dem einzigen Gotte Opfer darbringen, und einen großen Theil derselben den vom Heidenthume bekehrten Priestern geben sollten. Man könnte demnach den Armeniern, wie das Galanus und Andere gethan haben, aus dieser und andern Sitten gleicher Art keineswegs den Vorwurf machen, daß sie sich zum Judenthume hinneigten. Zu welcher Bitterkeit aber diese Streitigkeiten schon gediehen waren, ersieht man aus folgender Stelle: A mendacibus ergo veneficis-

*) Nämlich Isaac der Parther im fünften Jahrhundert, der Zeitgenosse des Mesrob und der andern sogenannten heiligen Uebersetzer. Die merkwürdigen Canones des Patriarchen sind niemals im Drucke erschienen; sie befinden sich handschriftlich in der an armenischen Manuskripten so reichen Bibliothek der Mechitaristen auf S. Lazaro.

que verbis vestris seducti sunt et Praesules Syrorum, qui, sicut audivimus, suae Genti jubent, absque scrupulo manducare caesum Alienigenarum, omniaque immunda et abhorrenda animalia, ut solent; atque ab Armeniorum caeso caveri, ne fortasse paschalis agni oblati stomachum tetigerit. Es folgen dann noch zehn andere Abschnitte, worin sich Nerses im Namen des Katholikos über einzelne, von den in Mesopotamien wohnenden Armeniern erhobene Streitigkeiten erklärt. In dem achten Abschnitte lesen wir Folgendes über das Rituale der armenischen Kirche, worüber sich ebenfalls Zwistigkeiten erhoben hatten, indem eine Partey behauptete, es sey den ältesten Kirchensatzungen nicht gemäß, sondern von dem Patriarchen Maschtotz gegen das Ende des neunten Jahrhunderts zusammengetragen. »Was in dem Rituale vorgeschrieben wird,« sagt Nerses dagegen, »ist theils aus den Satzungen der alten Kirchenväter, theils von unserm Erleuchter, theils auch von den Patriarchen anderer Völker festgesetzt worden. Steht doch vor jedem Canon der Name desjenigen, der ihn verfaßt hat? Maschtotz hat bloß die einzelnen getrennten Satzungen in ein Buch zusammengetragen, und deßhalb wird es mit seinem Namen benannt.

Das zweyte Schreiben des Nerses enthält die Antwort, die er ebenfalls in Auftrag des Bruders und Patriarchen geschrieben hat, auf einen Brief eines syrischen Doktors, eines gewissen Jacobus. Jacobus hatte seinen Brief in syrischer Sprache geschrieben, was Nerses zu dem Bekenntniß veranlaßt, daß er diese Sprache nicht verstände, und deßhalb genöthigt gewesen ist, sich den Inhalt von einem Kundigen mittheilen zu lassen. Die Antwort dreht sich durchaus um das Mysterium der Incarnation und der Natur Christi.

Das dritte Schreiben der vorliegenden Sammlung enthält den berühmten, schon einigemal erwähnten Hirtenbrief, den Nerses nach der Besteigung des Patriarchensitzes an die armenische Nation erlassen hatte. Bey diesem merkwürdigen, nahe an hundert Seiten füllenden Hirtenbrief ist es uns vergönnt, die Uebersetzung mit dem Originale vergleichen zu können, das in einem besondern Abdrucke im Jahre 1830 zu Venedig erschienen ist. Von den übrigen prosaischen Schriften des Clajensers standen uns weder Drucke, noch Handschriften — Cappelletti lieferte seine Uebersetzung nach mehreren Manuskripten der Bibliothek zu S. Lazaro — zu Gebote. Dieser Hirtenbrief gibt ein deutliches Bild von dem geistigen und politischen Zustande der armenischen Nation um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. »Unser Volk,« sagt Nerses, »hat keine Hauptstadt, keinen stark bewohnten Ort, wo die Menge von Bischöfen und Doktoren Gottes Gebote lehren

könnte, wie das von den ehemaligen Bischöfen und Doktoren geschehen ist. Wir selbst müssen, wie ein von Jägern und Hunden verfolgtes Reh, in dieser Höhle *) hier unsere Zuflucht suchen, wo uns alles dem Körper Nothwendige mangelt, und uns selbst Wohnungen fehlen. Ja es mangelt uns sogar Land, das wir in Schweiß und Arbeit besäen könnten, um uns dadurch unsern Unterhalt und Nahrung zu verschaffen. Die christlichen Fürsten und Könige stehen uns dessen ungeachtet doch nicht bey.« Seine Ansicht über die Natur Christi spricht er (S. 10 des armenischen Textes und S. 101 der Uebersetzung) deutlich genug aus. Es gibt einen Christus, und seine einzige Person besteht aus zweyen vereinigten Naturen. Nerses richtet sich im Verlaufe seines Hirtenbriefes an alle einzelnen Stände. Er beginnt mit den Mönchen in den Klöstern, richtet dann seine Ermahnungen an die Prioren oder Vorsteher dieser Klöster, an die Bischöfe und an die Geistlichkeit im Allgemeinen; eben so wendet er sich in besondern Abschnitten an die weltlichen Fürsten, an das Militär, die Bürger, die Landleute und das Volk überhaupt, und an das weibliche Geschlecht. Wir ermahnen euch, sagt er in seiner Anrede an die Mönche, daß ihr nicht, wie jetzo hie und da die Gewohnheit einreißt, wie die Bauern das Feld bestellt. Er beklagt sich dann im Verlaufe seiner Ermahnungen viel über den Geiz und die Habsucht der Mönche seiner Zeit, die nicht allein mit dem Nothwendigen versehen wären, sondern auch an allem Ueberfluß hätten, sich um das Seelenheil gar nicht mehr bekümmerten, und, wenn einer dem andern begegnet, sich bloß fragen: Wie viel tragen dieses Jahr deine Besitzungen ein, ists viel oder wenig? Nicht minder beklagt er sich über den Ehrgeiz gewisser Geistlichen, die durch Bestechungen und andere schlechte Mittel es dahin zu bringen wissen, daß sie von ihren Herren, den Türken, zu Bischöfen ernannt werden. Sie versprächen den Tyrannen mehr und mehr Abgaben, so daß die Kirche Christi immer stärker unterdrückt wird. Die Lehren, die Nerses den weltlichen Fürsten und den Laien im Allgemeinen gibt, zeugen hinlänglich von seiner Einsicht und Kenntniß aller Verhältnisse des Lebens. Den Frauen empfiehlt er besonders, sich nicht mit Beschwörungen, mit der Magie und Giftmischerey abzugeben; sie mögen sich auch nicht schminken u. dgl. Mehreres.

---

*) Nämlich Hrancla, ein an den Gränzen Armeniens auf hohen Bergen gelegenes Castell, wohin Gregorius III., um vor einem plötzlichen Ueberfalle der Türken sicher zu seyn, den Patriarchensitz verlegt hatte.

Das vierte Schreiben enthält das Glaubensbekenntniß der armenischen Kirche, welches Nerses auf Verlangen des Alexius, der im Jahre 1165 durch Mamestia oder durch Mopsuestia auf seinem Zuge gegen die Türken gekommen war. Dieser Alexius war ein ungrischer Prinz, und hieß eigentlich Bela; ihm war die einzige Tochter des ersten Weibes des Kaisers Manuel bestimmt, die er aber, wie aus der Geschichte bekannt, später nicht bekommen hat. In der Ueberschrift des armenischen Briefes wird dieser Alexius der Schwiegersohn Manuels genannt. In diesem Glaubensbekenntniß vertheidigt Nerses die armenische Kirche gegen jeden Vorwurf der Ketzerey, und verweist dabey, was merkwürdig genug ist, um seine Ansichten zu bekräftigen, auf armenische Schriften, die aus den Zeiten vor der Erfindung der armenischen Buchstaben herrühren, und mit griechischen Karakteren geschrieben wären. Dieses Schreiben ist das zuverläßigste Dokument zur Kenntniß der Lehrsätze und einzelner, von den Sitten der abendländischen Kirche abweichenden Ceremonien; diese werden hierin nicht allein aufgezählt, sondern auch die historischen und andern Gründe dieser abweichenden Ceremonien oder Gebräuche erklärt. Der heilige Sergius, den die armenische Kirche verehrt, war ein frommer Fürst in Cappadocien, der zu Zeiten Constantins des Großen gelebt hat. Als Julianus zur Regierung kam, entfloh er gegen Persien, bekehrte daselbst mehrere zum Christenthume, und erhielt endlich sammt seinem Sohne von Sapor den Martyrtod.

Dieses Schreiben erhielt den Beyfall des geistlichen und weltlichen Oberhauptes von Byzanz. Kaiser Manuel schrieb an Gregorius III., und bat, er möchte ihm seinen gelehrten Bruder Nerses zusenden, damit die Unterhandlungen über die Vereinigung zwischen der armenischen und griechischen Kirche begonnen werden könnten. Als der Brief Manuels ankam, war Gregorius schon gestorben, Nerses konnte sich, da er jetzt selbst Katholikos der armenischen Nation geworden war, den Wünschen des Kaisers unmöglich fügen, und schrieb deßhalb eine Antwort, — die fünfte Epistel der vorliegenden Sammlung. Er sagt hierin dem Kaiser, daß er ein würdiger Nachfolger sey Constantins und Theodosius des Großen, die mit der armenischen Nation ein Bündniß abgeschlossen hätten, welches nicht sowohl weltlicher, als geistlicher oder geistiger Art gewesen sey. Er empfiehlt dem Kaiser als vorzüglichstes Mittel, um eine Vereinigung zu bewirken, daß die byzantinische Geistlichkeit und das Volk ihren Haß ablegen, und die orientalische Christenheit mit Liebe umfassen möchten; »denn bis jetzt,« sagt er, »glauben sie, es sey bloß Gerechtigkeit, wenn sie uns hassen, und wähnen, daß dieser

Haß hinlänglich sey, die ewige Glückseligkeit zu erlangen. Auch hörten wir, daß der heilige und erste *) aller Bischöfe, der römische Pontifex und Nachfolger des Apostels Petrus, einige seiner Weisen in dein Reich geschickt hat, um eine Glaubensvereinigung zu bewirken. Der Patriarch der Syrer starb in derselben Woche, wo ich zum Katholikos erhoben worden bin; sein Nachfolger und das Collegium der syrischen Bischöfe schickten uns einige Abgeordnete, um sich mit unserm Volke zu vereinigen, die ich mit Liebe und Freundschaft aufgenommen habe.«

Der sechste Brief enthält ein nochmaliges Glaubensbekenntniß der armenischen Kirche, das Nerses auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Manuel aufgesetzt hat. In diesem Schreiben führt er eine große Stelle aus dem Werke des Nemesius »über die Natur« an. Es ist zu bemerken, daß dieses Werk von Nerses, wie von den übrigen armenischen Skribenten durchgängig dem Gregorius Nyssänus zugeschrieben wird; dieses Werk ward von Stephanus von Sunik im achten Jahrhundert ins Armenische übersetzt, und hat sich bis auf heutigen Tag in mehreren Handschriften erhalten. In dem zweyten Theile dieses in kirchlicher Beziehung äußerst lehrreichen Schreibens werden die Gebräuche der armenischen Kirche theils nach der Schrift, theils nach den Satzungen der frühern Kirchenväter vertheidigt, und die abenteuerlichen Fabeln, die im griechischen Reiche über einzelne abweichende Sitten der armenischen Kirche im Umlauf waren, in ihrer ganzen Nichtigkeit hingestellt.

In dem siebenten Schreiben dankt der Katholikos dem Kaiser von Byzanz nochmals für seine irenischen Bemühungen. Er erwähnt, daß er mit dem ihm gesandten Magister Theorianus und dem vom Kaiser ihm ebenfalls geschickten armenischen Geistlichen Johannes sich besprochen, und zu seiner Freude gefunden hätte, daß die Griechen von der nestorianischen Ketzerey gänzlich entfernt wären; er seinerseits fände deßhalb, daß der Vereinigung gar nichts entgegenstände; doch müsse er erst die Bischöfe zusammenkommen lassen, um sich mit ihnen deßhalb zu berathen. Es ist bekannt, daß die Griechen und Syrer behaupten (Assemani bibliotheca orientalis, tom. II. p. 364), Nerses wäre von Theorianus mehrerer Irrthümer überführt worden; er habe bekannt, daß seine früheren Ansichten irrig gewesen wären. Aus diesem

*) In dem armenischen Texte der Werke Nerses, die zu St. Petersburg erschienen sind, steht bloß: »Wir hörten, daß der römische Erzbischof und Nachfolger des Apostels Petrus.« Die Handschriften der Bibliothek der Mechitaristen stimmen aber sämmtlich mit der von Cappelletti gewählten Leseart überein.

Schreiben erhellt aber durchaus das Gegentheil; Nerses fügt zwar auf Verlangen des Theorianus nochmals in Kürze ein Glaubensbekenntniß bey, das aber in keinem Punkte von den frühern verschieden ist. C. hält deßhalb mit allen Doktoren Armeniens die in griechischer Sprache erschienenen Disputationes zwischen Nerses und Theorianus für unterschoben. Galanus und viele andere Geschichtschreiber der christlichen Kirche haben aber im Gegentheile die Aechtheit dieser im vierten Bande der Bibliotheca veterum Patrum abgedruckten Disputationen niemals bezweifelt. C. sagt in dieser Beziehung in der Vorrede: At quomodo vir (Galanus) armeniacam linguam callens decipi poterat ab apocrypha quadam et dolosa sermocinatione a Graecis procul dubio excogitata, ut se de tanto viro reportasse victoriam, seque Armeniis praeeminere viderentur. Nonne satius erat, absque partium studio cuncta S. Nersetis opera perlegere, ut veritas inde eluceret? Nec priorem tantum, quam refert P. Galanus, verum et secundam Nersetis cum Theoriano disputationem gr. et lat. Romae nuper editam inter fabulas esse amandandam, eadem de causa luculentissime patet. Dieser Brief ist übrigens der einzige, der ein Datum enthält, er ist nämlich geschrieben im Oktober des Jahres 1170.

Der achte und neunte Brief ist ebenfalls an Kaiser Manuel gerichtet, und enthält einzelne Auseinandersetzungen in Betreff der Lehrsätze und Gebräuche der armenischen Kirche; es erhellt daraus in der That, daß Nerses sich keineswegs durch die Disputationen mit Theorianus für besiegt gehalten hat. So schreibt er unter andern, daß er in der künftigen Synode der armenischen Bischöfe alles anwenden wolle, damit sie einzelne, von der armenischen abweichende Gebräuche der griechischen Kirche annähmen; dieß aber nicht sowohl deßhalb, als wenn er vom Irrthum zur Wahrheit bekehrt worden wäre, sondern bloß aus Liebe zum Frieden.— Der zehnte Brief enthält das Ausschreiben an die Bischöfe und armenischen Doktoren wegen der Vereinigung und des Friedens mit den Griechen. Dieß war die letzte der irenischen Bemühungen des Klajensers; er starb, und hinterließ sowohl das Geschäft bey der Synode, als die projektirte Vereinigung mit den Griechen seinem Nachfolger auf dem Sitze des Katholikos, Gregorius Decha oder das Kind genannt. Die Akten dieser vom Gregorius gehaltenen Synode und mehrere, der Vereinigung wegen von Gregorius nach Byzanz gesendeten Briefe haben sich in der armenischen Sprache erhalten. Auch diese im zwölften Jahrhundert unternommenen Versuche, eine Vereinigung zwischen beyden, gegen-

seitig sich hassenden Nationen und Kirchen, den Armeniern und Griechen, zu bewerkstelligen, blieben nicht weniger fruchtlos, als die früherhin unternommenen im siebenten und achten Jahrhundert.

Das eilfte Schreiben ist an Michael, den Patriarchen der Syrer, gerichtet, und betrifft die Vereinigung mit der syrischen Kirche. Dieser Brief ist durchaus von demjenigen verschieden, den Assemanni aus Bar Hebraeus, tom. II, p. 364 mitgetheilt hat. Nerses erklärt hierin ausdrücklich, daß die armenische Kirche den Glaubenssatz des Julianus von Halicarnaß, nach welchem Christus nur zum Scheine, nicht aber wirklich am Kreuze gestorben sey, verdamme und verabscheue; die armenische Kirche halte sich im Gegentheil durchaus an das Concilium von Nicäa.

Die folgenden Briefe bis zum zwanzigsten enthalten bloß freundschaftliche Ermahnungen und Antworten auf gewöhnliche Ereignisse, die für die Nachwelt nichts Lehrreiches darbieten; desto lehrreicher ist das zwanzigste Schreiben, Anweisungen enthaltend, wie man die in der Stadt Samosata lebenden Sonnensöhne oder Paulicianer zum Christenthume bekehren solle, und unter welchen Bedingungen sie in die christliche Kirche aufgenommen werden könnten. Es ist bekannt, von welcher großen Wichtigkeit die Paulicianer in der Geschichte der christlichen Kirche sind, und wir finden es deßhalb zweckmäßig, diese neue Quelle zur Kenntniß dieser merkwürdigen Sekte in dem Anzeigeblatte vollständig mitzutheilen. Der Anfang dieses Schreibens lautet folgendermaßen:

Nerses, der Diener Gottes und durch dessen Barmherzigkeit Katholikos der Armenier. Wir senden unsern Gruß der Liebe und unsern Segen aus dem heiligen und göttlichen Zeichen, aus der heiligen Rechte des Erleuchters und aus diesem unseren Sitze (Romcla) den ehrwürdigen Priestern in der Stadt Samosata, dem Chorepiscopus Dorus und den übrigen geistlichen Gehülfen der Stadt, den Gott liebenden Männern, Gazan und allen Familienvätern, unseren Söhnen im Geiste, die Gott der Herr immer nach Körper und Geist unversehrt bewahren möge.

Nerses erklärt dann ausdrücklich, daß die Sonnensöhne Samosata's durchaus dieselbe Sekte sind, welche von den Griechen Paulicianer genannt werden; sie hätten sich vom Gregorius dem Erleuchter nicht bekehren lassen, wären aber jetzo zum Theil in Aufrichtigkeit entschlossen, dem Bösen zu entsagen. Man solle diese deßhalb vor der Thüre der Kirche versammeln, und fragen: ob sie aufrichtig zur Gotterkenntniß und zum Christenthume sich bekehren wollten? Bejahen sie diese Frage, so belehre man sie, daß Gott die Sonne bloß deßhalb geschaffen habe,

um die Welt zu erleuchten, dieselbe Bestimmung hätten Mond und Sterne; die Pappel mögen sie nicht mehr als die übrigen Bäume verehren, und nicht wähnen, daß das Kreuz Christi aus Pappelholz verfertigt gewesen sey u. s. w.

Während die prosaischen Werke unseres Nerses früher schon vollständig gedruckt erschienen sind, so hatte man bis jetzt, ungeachtet der wiederholten Abdrücke einzelner der vorzüglichsten poetischen Produktionen, noch keine vollständige Sammlung aller seiner dichterischen Werke und Versuche. Die an der Spitze unseres Artikels angeführte, auf S. Lazaro erschienene Sammlung enthält alle poetischen Produkte des Katholikos, seine geistlichen Hymnen und die Elegie auf die Einnahme von Edessa ausgenommen. Wir wissen nicht, welche besondere Gründe die gelehrten und fleißigen Mechitaristen veranlaßt haben mögen, die benannten Stücke aus dieser Sammlung auszuschließen; daß die Hymnen schon im armenischen Gesangbuche abgedruckt sind, und die Elegie auf Edessa erst im Jahre 1827 auf Kosten der asiatischen Gesellschaft durch Zohrab herausgegeben wurde *), möchte doch wohl keine Entschuldigung seyn für die Weglassung dieser berühmten Stücke aus einer vollständigen Sammlung der poetischen Werke des Nerses.

Der prosaische Theil der armenischen Literatur hat sich durchaus nach griechischen Mustern des dritten und vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung und nach den Erzeugnissen der spätern griechischen Literatur unter den byzantinischen Kaisern gebildet; in dem erst im achten und neunten Jahrhundert aufblühenden poetischen Theil ihrer Literatur haben sich aber die Armenier die Araber zum Muster vorgesetzt. Viele, und dieß die berühmtesten Werke der armenischen Poesie gehören zu derjenigen Versgattung, welche die Araber, weil die Verse durchaus auf lam oder l endigen, Lamiat nennen. Den Armeniern wird diese Versgattung dadurch erleichtert, weil ihr Participium Perfektum sich auf eal endigt.

Das erste Gedicht der vorliegenden Sammlung enthält die oben schon erwähnte, früher mehrfach im Druck erschienene Geschichte des alten und neuen Testamentes, die gewöhnlich nach den zwey Anfangsworten Յիսուս որդի, Hisus aeti, Je-

*) Die Angabe in dem Quadro della storia letteraria di Armenia da Mons. Placido Sakias Somal. Venezia 1829. Seite 84, daß diese Ausgabe mit einer französischen Uebersetzung versehen ist, ist ungegründet; es findet sich vor dieser Ausgabe bloß eine kurze, in französischer Sprache geschriebene Notiz von dem verstorbenen Saint-Martin.

sus der Sohn, benannt wird. Der Anfang des Gedichtes lautet nämlich folgendermaßen: »Jesus, der Sohn des Vaters, der Eingeborne, ein Strahl der Gestalt nach, der Erzeugte, unaussprechbaren Vorbildes« u. s. w. Der berühmte Lacroze hat erläuternde Noten zu diesem Gedichte geschrieben, die er den Herausgebern des Moses von Chorene, den Brüdern Whiston, mitgetheilt hatte. Sie sind aber, wie viele andere Werke dieses gelehrten Mannes, bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden. Thesaurus epistolicus Lacrozianus I. 352. Wir bemerken nur noch, damit der Leser einen Begriff von der Künstlichkeit dieses Gedichtes habe, daß die vier aus 8000 Versen bestehenden Gesänge sämmtlich auf einen und denselben Reim, nämlich auf in sich endigen. Es folgen dann drey kleinere Gedichte, wovon das zweyte ein Glaubensbekenntniß enthält, in 1334 Versen. Die darauf folgende Lobrede auf das heilige Kreuz ist in mannigfachen Versmaßen, die sich auch auf verschiedene Reime endigen, abgefaßt. Das für uns interessanteste Stück der vorliegenden Sammlung mag wohl die in 1568 Versen abgefaßte Geschichte oder Reimchronik der armenischen Nation seyn; sie ist in der oben angeführten arabischen Versgattung, Lamiat genannt, geschrieben, und bis auf die Zeit des Katholikos Gregorios III. herabgeführt. Die goldene Periode der armenischen Literatur während des fünften Jahrhunderts, wo Isaac der Parther, Moses von Chorene, David der Philosoph, Elisäus, Mesrob, Goriun, Joseph und andere ausgezeichnete Männer der armenischen Nation lebten und wirkten, ist mit vielem Feuer geschildert. Wir halten es nicht vonnöthen, die übrigen kleinern Gedichte, die größtentheils geistlichen Inhalts sind, wie die Lobpreisungen der Engel, das Gedicht »über die Himmel« und die gereimten Gebete, so wie die poetischen Spielereyen, wie Räthsel und dergleichen, einzeln aufzuführen. Wir bemerken nur noch, daß bey dieser Sammlung der poetischen Werke des Nerses acht Handschriften zu Rathe gezogen worden, wovon vier als sehr alte und vortreffliche von den Mechitaristen gerühmt werden. Die vorzüglichsten Varianten sind am Ende des Buches, das auch mit einem Register über alle in dem Gedichte vorkommenden Namen versehen ist, angeführt.

Carl Fried. Neumann.

Art. VI. Fragmenta theotisca versionis antiquissimae evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum. E membranis monseensibus bibliothecae palatinae vindobonensis ediderunt *Stephanus Endlicher* et *Hoffmann Fallerslebensis*. Vindobonae. Typis Caroli Gerold. 1834. XIV u. 88 S. gr. 4. Mit einem Facsimile.

Das willkommene Geschenk, mit welchem die Sprachforscher durch die unverzögerte Herausgabe dieser althochdeutschen Fragmente überrascht werden, genügend zu würdigen, den Gewinn, der für Grammatik und Lexicographie daraus erwächst, gründlich und vollständig darzustellen, die Leistung der Herausgeber durchgängig zu prüfen und, wo es sich erforderlich zeigt, zu sichern, zu ergänzen oder zu berichtigen, dieß Alles bildet eine Aufgabe, deren Lösung zu versuchen der Unterzeichnete selbst in voller Muße und in bequemem Gebrauche aller Hülfsmittel Bedenken tragen würde. Der Aufforderung hingegen, eine Anzeige dieser wichtigen Entdeckung zu beschleunigen, glaubte er sich nicht entziehen zu dürfen, da ihm durch günstige Fügung beschieden war, an der frischen Freude des allmälichen Auffindens dieser Bruchstücke Theil zu nehmen, und von allen Arbeiten der Herausgeber fortwährend unmittelbar unterrichtet zu seyn, ja ihnen einigen Beystand zu leisten, den sie in der Vorrede freylich zu hoch anschlagen. Darf er sich die Fähigkeit zu eindringender Beurtheilung nicht zutrauen, so fühlt er doch in dieser Stellung den Beruf, von der Sorgfalt und Mühe, welche auf diese Ueberreste frühen Alterthums gewendet worden ist, treues und unumwundenes Zeugniß abzulegen.

Sechs und zwanzig, wenn auch zum Theil arg verstümmelte, Quartseiten mit zusammenhangender althochdeutscher Rede müssen schon ohne nähere Betrachtung als eine nicht unbedeutende Vermehrung unseres Quellenvorraths gelten. Zwar ist die Anzahl der Denkmäler althochdeutscher Sprache nicht unbeträchtlich, aber der geringe Umfang einiger, die Eigenthümlichkeit anderer ermäßigen ihre Bedeutsamkeit. Ein großer Theil derselben besteht aus den Glossen, die bald in geringer Zahl in biblischen und anderen Handschriften versteckt, bald in größere Sammlungen vereinigt, einen reichen Schatz althochdeutscher Wörter aufbewahrt haben. In früherer Zeit haben vornehmlich Franz du Jon, Bernhard Pez und J. G. Eccard, in neuerer Docen, Graff und Hoffmann sich durch Sammlung und Bekanntmachung der Glossen verdient gemacht; noch manches unbekannte Wort wird aus ungedruckten Glossen Graff's langersehnter Sprachschatz zu Tage fördern. Für Lexicographie und die lexicologische Seite der Grammatik haben sie hohen Werth, der im Ganzen durch strenge, das

Verständniß erleichternde Beziehung auf die glossirten lateinischen Wörter erhöht, zuweilen aber durch Verderbnisse beschränkt wird, denen vereinzelte Wörter leicht ausgesetzt waren, und deren Heilung besonders in den nicht seltenen Fällen, wo auch die lateinischen Wörter entstellt sind, sehr schwierig ist; Syntactisches lehren sie wenig, und selbst für die Kenntniß der Pronomina und der Partikeln sind sie nicht von der Wichtigkeit, die sie für die gleichsam mehr körperlichen Nomina, Adverbia und Verba haben. Von den Denkmälern zusammenhangender Rede stehen die Interlinearversionen den Glossen sehr nahe, indem sie mit blinder Treue den oft mißverstandenen lateinischen Texten folgen, um Geist und Wortstellung der deutschen Sprache unbekümmert. Wenn sie daher für die Kenntniß der Flexionen weit ergiebiger sind, als die meist unflectierten Glossen, wenn sie Pronomina, Präpositionen und Partikeln in viel größerer Menge darbieten, so sind sie doch für die Untersuchung der althochdeutschen Syntax nur sehr behutsam zu gebrauchen. Die älteste und wichtigste dieser Interlinearversionen ist die von Kero, Mönch zu S. Gallen, um das Jahr 720 verfaßte Uebersetzung der Regel des h. Benedictus. Späteren Jahren desselben Jahrhunderts gehört die deutsche Interlinearversion sechs und zwanzig lateinischer Hymnen an, welche Jacob Grimm im J. 1830 aus Du Jon's (Junius) zu Oxford aufbewahrter Abschrift herausgegeben hat. Freyerer Geist belebt das wichtige und ansehnliche Bruchstück einer im Anfang des achten Jahrhunderts verfaßten Uebersetzung der isidorischen Schrift de nativitate Christi, welches am genauesten nach Rostgaard's Abschrift der Pariser Handschrift, die bisher für die einzige galt, im zweyten Stück der dänischen Bibliothek (1738) gedruckt ist. Geringere Freyheit zeigt die dem neunten Jahrhundert gehörige Uebersetzung der tatianischen Evangelienharmonie. Das Hauptdenkmal dieses Jahrhunderts ist Otfrid's gereimte Evangelienharmonie, jetzt mit dem passenderen Namen Krist bezeichnet. Unter den herausgegebenen Sprachdenkmälern des zehnten Jahrhunderts ist des S. Galler Mönchs Notker (wahrscheinlich des dritten, Labeo genannten, 952 geborenen und 1022 gestorbenen) Psalmenübersetzung. Die S. Galler Handschrift derselben ist in Schilter's thesaurus gedruckt; dagegen sind aus der Wiener, von jenem Texte abweichenden Handschrift, die nur die ersten und die dritten funfzig Psalmen enthält, bis jetzt nicht mehr als sieben Psalmen herausgegeben (in Hoffmann's Fundgruben). In S. Gallen sind außerdem noch Handschriften vorhanden von Uebersetzungen des Aristotelischen Organons, des Boethius de consolatione philosophica und des Martianus Capella, und von deutschen Abhandlungen über die Musik. Die

hohe Wichtigkeit dieser von Notker oder von andern S. Galler Geistlichen seiner Zeit mit Notkerischer Sprachgenauigkeit verfaßten Werke erhellt aus den zahlreichen, aus Lachmann's Abschriften geschöpften Anführungen Jacob Grimm's im zweyten und dritten Theile der Grammatik. Auf vollständige Herausgabe wird seit langen Jahren vergebens gehofft, und wem nicht Abschriften zu Gebote stehen, der muß sich mit den dürftigen Proben begnügen, welche Gerbert's iter alemannicum und scriptores de arte musica, von der Hagen's Denkmäler und Lachmann's specimina linguae franciscae enthalten (zu dem in den scriptt. de arte musica I. 96—102 gedruckten Bruchstück musikalischen Inhalts hat der Bibliothekar Dr. Schönemann zu Wolfenbüttel im J. 1831 in seiner Bibliotheca Augusta, h. e. notitiae et excerpta codicum manuscriptorum bibliothecae augustae quae Wolfenbuttelae est, S. 12 ff., abweichende Lesarten einer Wolfenbütteler, ehemals Marquard Gude gehörigen Handschrift bekannt gemacht).

Die bedeutendsten Denkmäler der Sprache des eilften Jahrhunderts sind Willeram's, Abts zu Ebersberg in Bayern (gest. 1085), in zahlreichen Handschriften erhaltene, am Besten von Hoffmann (Breslau 1827) herausgegebene Paraphrase des hohen Liedes, und der in einer Wiener Handschrift unter dem Titel Reda umbe diu tier enthaltene Physiologus, in Hoffmann's Fundgruben am genauesten abgedruckt. Neben diesen Quellen größeren, obschon zum Theil sehr mäßigen Umfangs besitzen wir eine Anzahl kleinerer althochdeutscher Stücke, auf deren wichtigste hinzudeuten hier genügen muß. Aus dem achten Jahrhundert stammt die sogenannte Exhortatio ad plebem christianam (nach der Münchener Handschrift bey Docen, Misc. 1, 4—8): das zum Theil allitterierende, zuletzt von Wackernagel mit Sorgfalt herausgegebene Wessobrunner Gebet; eine Auslegung des Vaterunser (in Docen's Misc. 2, 287—290). Aus dem Ende des achten oder dem Anfange des neunten Jahrh. das sich stark zum Niederdeutschen neigende Kasseler Bruchstück eines allitterierenden Gedichts von Hildebrand und Hadubrand, durch Wilh. Grimm's vortreffliches Facsimile in seiner ganzen Gestalt allgemein zugänglich. Aus dem neunten Jahrh. der Schwur des Königs Karl vom J. 842, in der Pertzischen Ausgabe des Nithart (Monum. 2, 665) mit Jac. Grimm's Erläuterungen am besten herausgegeben; das von Docen vor etwa zwanzig Jahren entdeckte, aber nicht bekannt gemachte, von Schmeller wieder aufgefundene und unter dem Titel Muspilli im Jahre 1832 sorgfältig herausgegebene Fragment eines allitterierenden Gedichts vom Ende der Welt; das schöne Lied auf Ludwig, einen Sohn Ludwigs des Stamm-

lers; ein Lied von der Samariterin; ein Bruchstück einer gereimten Psalmenübersetzung; ein Fragment eines Gedichtes auf den h. Georg. Aus dem zehnten Jahrh. besitzen wir ein in abwechselnden deutschen und lateinischen Zeilen, nach Lachmanns Bemerkung nicht vor 962, abgefaßtes Lied auf Otto des Ersten zweyte Versöhnung mit seinem Bruder Heinrich. Aus dem eilften Jahrh. ist übrig das Gebet Otloh's, Benedictiners von S. Emmeram, und, aus dem Ende dieses Jahrhunderts, das von Hoffmann vor einigen Monaten in der Fürstenberg'schen Bibliothek zu Prag entdeckte und unter dem Titel Merigarto herausgegebene Bruchstück eines kosmographischen Gedichts.

Zu diesen Ueberresten der althochdeutschen Sprache treten nun, an Umfang viele, an Alter die meisten übertreffend, die vorliegenden Bruchstücke, von denen bisher nur eine einzige Quartseite bekannt war. Zwar sagt Joh. Georg Eccard im zweyten Theile seiner Francia orientalis (S. 326): »Quatuor quoque Evangelia eadem tempestate verbotenus in Germanicam linguam translata sunt, ex quibus *duo* folia veteri codici agglutinata invenit M. R. P. Bernardus Pezius, unde vidimus, primo loco extitisse textum Latinum, eique ex aduerso Germanicum appositum fuisse. Fragmentum hoc infra inter alia monumenta Theotisca exhibebimus.« In dem Quaternio veterum monumentorum (Leipzig 1720, S. 42. 43), wo dieses Versprechen erfüllt wird, ist jedoch nur eine einzige Quartseite, anstatt zweyer, abgedruckt. Vielleicht war das eine der beyden von Pez auf dem Deckel einer Handschrift aufgefundenen Blätter auf der lateinischen Seite angeklebt, das andere auf der deutschen, so daß von jenem der deutsche Text wohlerhalten war, bey diesem durch das Ablösen von dem Holze leicht beschädigt werden konnte. Möge durch die Entdeckung der Wiener Bruchstücke eifrige Nachforschung nach den beyden Blättern, die Eccard von Pez erhielt, veranlaßt werden; jetzt, wo größere Sprachkenntniß und chemische Mittel zu Gebot stehen, wäre vielleicht auch das andere Blatt zu enträthseln. Aber selbst die eine von Eccard herausgegebene Quartseite, welche die Uebersetzung von Matth. XII. 40 bis XIII. 1 enthält, verdiente als Probe des Verlornen nur durch ihren eigenen Werth, daß Jacob Grimm in der Vorrede zu den althochdeutschen Hymnen sie in verbessertem Text wieder abdrucken ließ, mit den einleitenden Worten (S. 6): »Fragmentum — a Pezio detectum certo nobis indicio est, quatuor etiam evangelia, praeter Tatiani versionem, theotisca fuisse facta, quae cum ingenti iactura linguae nostrae perierunt.«

Der in der That große Verlust wird beträchtlich ermäßigt, freylich aber zugleich erst recht erkennbar durch die Entdeckung,

die wir dem rastlosen Eifer des Hrn. Dr. Endlicher verdanken. Er hatte im vorigen Winter von den Deckeln einiger Monseer Handschriften der k. k. Hofbibliothek mehrere Blätter abgelöst, die, auf der einen Seite mit deutschem Texte beschrieben, Fragmente theils einer Uebersetzung des Evangeliums Matthäi, theils homiletischen Inhalts darboten. Sein Freund, der Professor Hoffmann aus Breslau, wurde, als er zu Ende vergangenen Mai's nach Wien kam, sogleich durch die Mittheilung dieses Fundes erfreut, der sich bey näherer Untersuchung immer wichtiger zeigte. Hr. Dr. Endlicher durchsuchte hierauf in wenigen Tagen die sämmtlichen Monseer Handschriften der Wiener Hofbibliothek mit emsigem Eifer und glücklichem Erfolge, denn es wurden sowohl noch einige, auf die innere Seite der Deckel geklebte, theils vollständige, theils wenig verstümmelte Blätter jener Handschrift aufgefunden, als auch mehrere kleine viereckige Stücke, mit denen die Rücken der Bände inwendig verklebt waren, und eine Menge schmaler Streifen, welche in die Lagen mehrerer Papierhandschriften, um ihnen besseren Halt zu geben, eingeheftet waren; ja einige Stellen, die auf keinem Pergamente mehr vorhanden waren, hatten sich auf den hölzernen Deckeln abgedruckt, und konnten im Spiegel gelesen werden. Die kleinen Stücke und die kaum fingerbreiten Streifen wurden mit großer Mühe zusammengeordnet, und das Zusammengehörige wurde auf Goldschlägerhäutchen sorgfältig aufgeklebt. Einmal glücklich zusammengesetzt, waren die auf diese Weise gewonnenen Blätter leicht zu lesen, da jene Streifen in dem Innern der Papierhandschriften vor jeder Beschädigung behütet waren. Dagegen kostete die Entzifferung mehrerer der größeren, durch Buchbinderleim beschmutzten, durch Nässe zusammengeschrumpften und erblaßten, und durch vielfache Berührung abgeriebenen Blätter lange Zeit und große Anstrengung. Chemische Reagentien, der jedesmaligen Beschaffenheit des Pergaments angemessen, mußten hier und da zu Hülfe genommen, günstige Beleuchtung und günstiger Schatten benützt werden; treue Beharrlichkeit half am weitesten, und oft gelang die vollständige und sichere Enträthselung einer Zeile, ja eines Wortes nur nach langer, an verschiedenen Tagen vielfach wiederholter Betrachtung und Berathung. Die gewissenhafte Sorgfalt der im Lesen alter Handschriften erfahrenen und mit allen Eigenthümlichkeiten der entdeckten Blätter nach und nach vertraut gewordenen Herausgeber verdient volles Vertrauen, und kaum wird fortgesetzte Betrachtung einige einzelne Buchstaben anders deuten, als sie in dieser ersten Ausgabe gegeben sind.

Wie groß nun alle diese Mühe war, welche den Fund aus einer Gabe des Glücks wahrhaft zu einer Errungenschaft der

Herausgeber macht, so wurde sie doch nicht nur durch die Wichtigkeit des Gewonnenen im Ganzen belohnt, sondern auch im Einzelnen mannigfach erleichtert und vergütet. Kostete die Zusammenstellung der einzelnen Streifen, die Enträthselung der verblichenen Schriftzüge Geduld und Zeit in vollem Maße, so hatten sie doch den Reiz einer ununterbrochenen Reihe kleiner Entdeckungen, und wie groß war die Freude, als sich mehrmals zu vorhandenen größeren Blättern einzelne Streifen ergänzend fügten, oder als die von Anfang gehegte Vermuthung, daß die neuentdeckten Bruchstücke der Uebersetzung des Matthäus und das von Eccard herausgegebene pezische Fragment einer und derselben Handschrift angehörten, durch die Auffindung des dem pezischen unmittelbar vorhergehenden und des darauf folgenden Blattes zur Gewißheit wurde, oder als zwey mühsam gewonnene Blätter der Homilien sich als Theile der isidorischen Schrift de nativitate domini ergaben, deren Uebersetzung, das älteste Denkmal zusammenhangender althochdeutscher Rede, bisher nur in der Pariser Handschrift enthalten war.

Eine Anzahl ganz unzusammenhangender Streifen mit einzelnen Sylben mußte zurückbehalten werden; für den leider wenigstens in Hinsicht auf die Wiener Bibliothek nach so emsiger Durchforschung sehr unwahrscheinlichen Fall späteren Auffindens der dazu gehörigen Streifen werden sie sorgfältig aufbewahrt. Das ferner die Seiten des lateinischen Textes des Matthäus, deren deutsche Uebersetzung nicht aufgefunden ward, bey der Herausgabe dieser althochdeutschen Fragmente nicht mitgetheilt wurden, dürfte schwerlich Mißbilligung finden. In der Handschrift enthielt die Rückseite jedes Blattes lateinischen, die Vorderseite des folgenden den entsprechenden deutschen Text. Deßhalb mußte zu denjenigen deutschen Seiten des Matthäus, zu denen die unmittelbar vorhergehenden Blätter fehlen, der lateinische Text ergänzt werden. Er ist in diesen Fällen nicht aus einer gedruckten Ausgabe der Vulgata entlehnt worden, sondern aus einer Wiener, ehemals Monseer Handschrift (Nr. 1234), die mit den erhaltenen lateinischen Stellen der Bruchstücke auffallend übereinstimmt, und deren Schriftzüge denen der Bruchstücke so sehr gleichen, daß beyde Handschriften mir von Einem Schreiber herzurühren scheinen.

Von der deutschen Uebersetzung des Evangelium Matthäi sind vollständig oder bis auf wenige Buchstaben erhalten und in der vorliegenden Ausgabe abgedruckt:

Bl. I. Cap. 8, 33 bis 9, 9. Auf derselben Blattseite sind noch vier auf einzelnen Streifen erhaltene Zeilen mit Cap. 10, 12 und 10, 23. 24 abgedruckt.

Bl. II. Cap. 12, 14 bis 12, 25.
Bl. III. Cap. 12, 31 bis 12, 39.
Bl. IV. Cap. 12, 40 bis 13, 1; das pezische Fragment, nach Jac. Grimm's Verbesserungen abgedruckt, nur ist Zeile 6 se in see, 7 disemo in desemo, 29 moter in muoter geändert worden. Die Anmerkung in der Vorrede S. VIII sollte anders gefaßt seyn.
Bl. VI. Cap. 13, 15 bis 13, 24.
Bl. VII. Cap. 13, 39 bis 13, 53.
Bl. VIII. Cap. 20, 26 bis 21, 2.
Bl. IX. Cap. 21, 45 bis 22, 13.
Bl. X. Cap. 23, 15 bis 23, 25.
Bl. XI. Cap. 23, 27 bis 23, 36.
Bl. XII. Cap. 24, 28 bis 24, 35.
Bl. XIII. Cap. 25, 1 bis 25, 14.
Bl. XIV. Cap. 25, 41 bis 26, 5.
Bl. XV. Cap. 26, 67 bis 27, 4.
Bl. XVI. Cap. 28, 16 bis 28, 20.

Hierzu kommen noch einzelne, auf Bl. V zusammengestellte Streifen aus Cap. 13, 2 bis 13, 15.

Einer der vielen günstigen Zufälle, die bey Entdeckung, Bearbeitung und Herausgabe dieser Fragmente zusammentrafen, ist es, daß gerade das letzte Blatt von dem Evangelium Matthäi aufgefunden wurde. Auf der letzten lateinischen und der letzten deutschen Seite dieses Evangeliums waren nämlich nur die letzten fünf Verse enthalten; den übrigen Raum dieser beyden einander gegenüber stehenden Seiten füllte eine lateinische Schlußschrift. Leider ist das Blatt, auf welchem die erste Hälfte dieser Schlußschrift stand, nicht aufgefunden worden; wahrscheinlich enthielt sie eine Zueignung, und würde über Heimat und Zeitalter, vielleicht auch über den Namen des Uebersetzers sicheren Aufschluß gewähren. Aber schon aus dem Vorhandenseyn einer solchen Schlußschrift, noch deutlicher daraus, daß auf der Rückseite des letzten Blattes vom Matthäus nicht der Anfang eines andern Evangeliums, sondern eine Abhandlung de vocatione gentium folgt, geht so viel hervor, daß wenigstens in dieser Handschrift nicht alle vier Evangelien, wie Eccard glaubte, enthalten waren, sondern nur das vollständigste und im Kanon zuerst gestellte des Matthäus.

Der Verfasser dieser Homilie de vocatione gentium, die größtentheils aus biblischen Stellen und aus Stellen des Augustinus, Gregor des Großen und des Isidorus zusammengesetzt ist, hat trotz eifriger Nachforschung bisher nicht entdeckt werden können; leider fehlt die Ueberschrift. Von der deutschen Ueber-

setzung dieser Homilie ist auf Bl. XX und XXI eine zusammenhangende Stelle von 54 Zeilen erhalten; die übrigen Blätter (XVII, XVIII, XIX, XXII) geben nur schmale Bruchstücke. Mit Recht ist der lateinische Text auch da abgedruckt worden, wo die deutsche Uebersetzung fehlt.

Es folgen hierauf zwey aus einzelnen Streifen ziemlich vollständig zusammengesetzte Blätter (XXIII, XXIV) mit Cap. 3, 5 bis 3, 16 und 3, 27 bis 4, 2 des isidorischen Tractats de nativitate domini (in dem Abdruck der rostgaard'schen Abschrift des Pariser Codex S. 346 bis 350 und 354 bis 357).

Die drey letzten Blätter (XXV lückenhaft, XXVI u. XXVII vollständig und unversehrt) enthalten Fragmente einer deutschen Uebersetzung der Augustinischen Homilie de Petro titubante. Dieser Homilie ging in der Handschrift eine andere vorher, deren lückenhaften Rest die Vorrede S. IX mittheilt.

Die Handschrift enthielt also nach dem Evangelium Matthäi ein collectorium homiliarum, für den Unterricht der Laien verdeutscht. Noch späterhin verordnete das Concilium von Tours (813) und das von Mainz (847) die Uebersetzung für diesen Zweck geeigneter Homilien in die Landessprachen.

Ueber die Schriftzüge der Handschrift verbreitet sich die Vorrede mit Genauigkeit; nach allen Kennzeichen und ihrer ganzen Physiognomie, welche das Facsimile genügend wiedergibt, gehört sie keiner späteren Zeit an, als dem Anfang des achten Jahrhunderts, und hiermit stimmt auch die Eigenthümlichkeit der Sprache überein. Ob alle Blätter von Einem Schreiber herrühren, oder ob zwey Hände zu unterscheiden sind, wage ich nicht zu bestimmen; daß hier und da, besonders in der Homilie de vocatione gentium, die Schriftzüge etwas kleiner sind als sonst, kann schwerlich etwas entscheiden. Bemerkenswerther ist es, daß anlautendes k, neben welchem jedoch g und gh fortdauert, erst mit dem neunten Blatte beginnt. Vielleicht wäre es daher besser gewesen, I, 6 *ge*ozun statt *ke*ozun zu supplieren; III, 12 scheinen freylich Spuren auf *K*uot zu leiten.

Die Handschrift ist im Ganzen, wie alle althochdeutschen, mit Sorgfalt geschrieben; daß sie mehrmals Sylben, die eng zusammengehören, durch Zwischenräume und sogar durch Puncte trennt, hat sie mit andern Handschriften ihres Alters gemein. Die eigentlichen Schreibfehler stelle ich hier zusammen. I, 3 steht gahsahhun für gasahhun; I, 9. 10 forlaaz*sen*u für forlaaz*sen*o; III, 9 uuir wie es scheint für uuirdit (es folgt daer); III, 19. 20 steht ein enti zu viel; V, 14 drizuzfalt für drizucfalt; VI, 5 na für ni: VI, 8 ist ni ausgelassen; VII, 9 steht gabornemo für gaborganemo; VIII, 6 mage für manage und aer für ir; IX, 24

bruthlaufte für bruthlauftes; X, 1 qualu für quala; XI, 3 sel für selp oder selb; XI, 18. 19 kann an der Richtigkeit der Ergänzung *synag*omgum nicht gezweifelt werden; es muß also wohl ein Schreibfehler für synagogum angenommen werden; XIV, 2 kann nicht anders ergänzt werden als *h*rungrita für hungrita; XV, 3 steht kengunc für kengun; XVIII, 1 uuortan für uuortum, oder wenigstens für uuortun, da sich n statt m im Dat. Plur. des starken Neutrums erster Declination auch XVIII, 20 in uuafnun für uuafnum, uuafanum zeigt; XXI, 6 wird das lateinische ad nullius se ultionis suae motus excitat übersetzt: zi nohenigeru rahhu sih ni gahorit; ich weiß dieses gahorit nicht zu erklären, und vermuthe einen Schreibfehler für gaburit, so wie ich XIV, 23 an der Richtigkeit der Ergänzung ghib*ure sih* nicht zweifle; XXI, 18 steht fangentemo für fragentemo; XXIII, 26 steht anagalihhan überflüssig, und scheint in der Handschrift ausgekratzt zu seyn; XXIV, 19 gotes einmal zu viel; XXVI, 12 doh für doth. Wahrscheinlich ist IX, 10 durch einen Schreibfehler etwas ausgefallen. Die Worte (Matth. 22, 4): ecce prandium meum paravi, tauri mei et altilia occisa sunt et omnia paravi; venite ad nuptias, werden daselbst also übersetzt: See farri mine enti daz hohista sintun arslagan enti elliu kaquemet za bruthlaufte. Ob die Worte: prandium meum paravi (bey Tatian: min tagamuos garuuita ih), von dem Uebersetzer ausgelassen sind oder von dem Schreiber, läßt sich fragen; hingegen hat das Neutrum elliu keinen Sinn, und steht außer allem Zusammenhang. Wahrscheinlich schrieb der Uebersetzer: enti elliu karauuiu; quemet za bruthlaufte, wie im Tatian steht: inti allu garuuu; quemet zi thero brûtloufti. Müssen wir hier eine Auslassung vermuthen, so ist dagegen im Isidorus, Cap. 3, 15, der Text der Uebersetzung in den Wiener Fragmenten vollständiger, als in der Pariser Handschrift. Die Worte: quaerant ergo quis deus creavit aut ad cuius dei imaginem condidit hominem quem creavit, sind hier Bl. XXIII, 27 also übersetzt: suohhen dea nu auuar *huue*lih got giscuofi odo in *huue*lihhes gotnissiu anakalihan *man* kafrumiti, den er kisc*uof*; während nach Rostgaard's Abschrift der Pariser Coder nur Folgendes enthält: suohhen dhea nu auur huelihhes gotnissu anachiliihan mannan chifrumihi, dhen ir chiscouf. Der Schreiber der Pariser Handschrift hat sich offenbar von huelih zu huelihhes verirrt.

Mehr als ein genauer Abdruck der entdeckten und zum Theil mit langdauernder Mühe enträthselten Blätter konnte billigerweise von den Herausgebern nicht verlangt werden; durch die Zugabe der Ergänzungen und des vollständigen Wortregisters haben

sie alles geleistet, was unter andern unabweislichen Arbeiten und in der kurzen, durch die mit Ende Juli eintretenden Bibliotheksferien abgemessene Zeit, die ihnen zu Gebote stand, mit aller Anstrengung zu leisten möglich war. Wir stimmen mit den Schlußworten der Vorrede völlig überein: Quod si quis autem in hoc libello observationum grammaticarum apparatum vel amplum glossarii penu desideraverit, illi dictum sit, primi monumenti alicuius vetusti inventoris provinciam in eo esse positam, ut quod fortuna uni concesserat fideliter cum universa studiosorum multitudine quantocius communicetur, rem vero pessime agere eos, qui scriptorem antiquum cum invenerint, eo sua eruditione antequam edatur obruendo immoriuntur. Seit länger als einem halben Jahrhundert hoffen alle, denen die geschichtliche Kenntniß der deutschen Sprache am Herzen liegt, vergeblich auf Herausgabe der ungedruckten Notkerschen Werke; eben so lange haben weitschichtige Vorarbeiten das Erscheinen der altsächsischen Evangelienharmonie verzögert, bis sie endlich Schmeller ohne Säumniß aus ihrer Gefangenschaft befreyte. Sicherer stellen sich freylich die, welche durch Jahre langes Sinnen und Bedenken sich vor Irrthümern möglichst behüten; aber edler und uneigennütziger handeln gewiß die Andern, welche glücklich entdeckte Quellen ungesäumt ins Freye leiten, ihrer selbst weniger eingedenk, als der Wissenschaft. In vorliegendem Falle war überdieß beschleunigte Herausgabe des Entdeckten durch das Zusammentreffen günstiger Umstände geboten, die schwerlich sich wieder so vereinigt hätten, und unter denen das Zusammenleben der Herausgeber vor Allem wichtig war. Mögen sich daher in den Ergänzungen einige Irrthümer ergeben, das Verdienst der Herausgeber wird dadurch nicht geschmälert; wer die Schwierigkeit dieser Arbeit kennt, wird billig urtheilen, zumal da dem Ergänzer seine lexicalischen Sammlungen nicht zur Hand waren, und wer darauf ausgeht, Fehler zu finden, der möge sich wohl in Acht nehmen. Leichtsinnig ist bey diesen Ergänzungen wahrlich nicht verfahren worden. Daß der Raum der Lücken und bey den ergänzten Sylben die Breite der einzelnen Buchstaben überall genau erwogen wurde, bedarf keiner Versicherung; wer daher andere Supplemente an die Stelle der gegebenen zu setzen Grund findet, der muß sich wenigstens an ihr Maß halten. An vielen Stellen waren von den abgeschnittenen Buchstaben noch einige Spuren übrig, so daß die Ergänzung festeren Boden hatte; die Abstufungen der Wahrscheinlichkeit zu bezeichnen fand sich im Druck kein Mittel. Von Wichtigkeit war die Bemerkung, daß große Anfangsbuchstaben in der Handschrift für die folgende, oft auch für die zweyte Zeile den Raum einiger Buchstaben hinweg-

nehmen. Dergleichen Buchstaben sind nicht willkürlich angenommen worden, vielmehr zeigt sich bey großen Initialen ein gelber Strich, welcher die Hälfte der Zeile durchzieht. Diese Striche hatten schon bey dem Zusammensuchen der einzelnen Streifen gute Hülfe geleistet, und wurden bey den Ergänzungen zu sichernder Bedingung. Beyspiele schwieriger, bis zu höchster Wahrscheinlichkeit gelungener Ergänzungen werden einsichtigen Lesern nicht entgehen; ich bemerke nur, daß oft, wo nur ein einziger oder nur einige Buchstaben von einem Worte übrig sind, die Ergänzung dennoch sicher steht. Wenn z. B. von der deutschen Uebersetzung des Worts iubilate auch nichts übrig ist, als der einzige Buchstabe h, so ist doch die Ergänzung h*ugisangot* sicher; Notker bedient sich an dieser Stelle (Psalm 46, 2) desselben Wortes. Die Freyheit, welche sich der Uebersetzer nicht selten gestattet, kam auch der Ergänzung bisweilen zu Statten. So würde es z. B. III. 8. 9 gewiß sehr schwierig seyn, die Worte: So auh fona des baumes obaze arcennit ..i uuir daer baum, selbst wenn man uuir für uuirdit nimmt, wie wir oben gethan haben, so zu ergänzen, daß eine ganz wörtliche Uebersetzung der Worte Siquidem ex fructu arbor cognoscitur herauskäme; wahrscheinlich aber ist ganz richtig *ni* ergänzt, und der Satz als Frage zu nehmen. Größere Schwierigkeit hat XXII, 2 ff., wo die biblischen Worte: Non est mihi voluntas in vobis, dicit dominus exercituum, et munus non suscipiam de manu vestra, in der deutschen Uebersetzung nach den vorliegenden Ergänzungen also lauten: Nist mir uuillo in iu, *quidit uueradeota* truhtin, enti geba ni antfahu ih *fona iro henti*. Vestra verlangt nicht iro, sondern iuueru oder iuuer; sollte, woran ich zweifeln möchte, wirklich für keines von beyden Raum seyn, so müßte freylich ein anakoluthischer Uebergang aus der zweyten in die dritte Person angenommen werden. Unbedingt verwerflich, wage ich nur Eine Ergänzung zu nennen, *t*auz falt, VI, 22; hier wäre es besser gewesen, von aller Ergänzung abzustehen. An tausend kann nicht gedacht werden; nehmen wir auch an, was gewiß sehr unglaublich ist, daß der Uebersetzer bey Verdeutschung der Worte: et fructum affert et facit aliud quidem centesimum, aliud autem sexagesimum, aliud vero tricesimum, die Zahl sechzig verlassen habe, so konnte er doch weder das Herabsteigen vom Hundertfachen zum Dreyßigfachen (von zehanzo falt zu drizuc solih) durch eine größere Zahl unterbrechen, noch konnte dûsunt, thûsunt jemals tauz heißen. Dieses *t*auz weiß ich auf keine Weise zu deuten, und leider kann ich überhaupt über diese Stelle nur eine sehr unsichere Vermuthung vorbringen. Ich halte mich an sexagesimum fest. Stünde nun ....zuz auf dem Perga-

mentblatte, so wäre es leicht anzunehmen, daß sehzuz für sehzuc verschrieben gewesen sey, wie V, 14 drizuzfalt für drizucfalt; aber in der Handschrift ist auz vollkommen deutlich, und an kein zuz zu denken. Um die Ergänzung *sumes seh*zuc falt möglich zu machen, müßte man also annehmen, daß entweder sehzauz oder sehauz für sehzuc geschrieben gewesen sey, und beydes ist gleich unwahrscheinlich. Bedenken hege ich gegen *dir* ein huuelihhe I, 11; dir wäre an sich nicht unrichtig, würde vielmehr, wenn es in der Handschrift stünde, Grimm's Vermuthung (Gr. 3, 39), daß dihein aus direin zu erklären sey, einigermaßen bestätigen; da aber auf demselben Blatte et ecce zweymal (Zeile 2 und 7), und eben so auch VIII, 27 durch enti see saar übersetzt wird; so zweifle ich nicht, daß auch an dieser dritten Stelle zu schreiben sey: Enti see *saar* einhuuelihhe. Dem allerdings noch sichtbaren Arme des r widerfährt auch auf diese Weise sein Recht, und saar nimmt nur wenig Raumes mehr ein, als dir. Auf derselben Seite Zeile 22 möchte ich anstatt Gasahhun iz *dhaz* folc einfacher ergänzen. Gasahhun iz *dhiu* folc, vgl. II, 17. Sehr unsicher scheint mir XV, 7 Der *genc in*an plugisonto. Da plugisôn schwerlich reflexivisch vorkommt, und XXVI, 2 und 11 nur als Intransitivum steht. Vielleicht ist zu ergänzen Der *genc dan*an plugisonto oder durch ein ähnliches Adverbium. Läßt es der Raum einigermaßen zu, so ziehe ich dem II, 10 supplierten heim*ing*um, welches von plateis allzusehr abweicht, da heimingi die Heimat heißt, heim*gart*um (foris) unbedenklich vor. XXII, 22 war, wie ich glaube, nicht *mahhotun* zu ergänzen, sondern *lobotun*; glorificaverunt wird auch I, 22 durch aerlihho lobotun verdeutscht, und bey *mahhotun* würde wohl aerlihhan stehen.

Das vollständige, mit der Angabe aller Stellen, in denen jedes Wort sich findet, versehene Register ist eine sehr dankenswerthe Arbeit. Da die Gränze zwischen sicheren, durch übrig gebliebene Buchstaben hinreichend verbürgten Ergänzungen und zwischen weniger gewissen sich schwer bestimmen ließ, so verdient die Aufnahme aller Supplemente in den Bereich des Registers volle Billigung; abweichende Schrift verhütet jede Irrung, und für die Beurtheilung der Ergänzungen ist die Uebersicht, welche das Wortregister gewährt, nicht ohne Nutzen.

Ich wende mich nun zu näherer Betrachtung des neuentdeckten Sprachdenkmals selbst. Wie es die meisten, vielleicht alle Ueberreste zusammenhängender deutscher Rede an Alter übertrifft, so ist es auch, da der Pariser Isidorus von ihm nicht unterschieden werden kann, an Werth den prosaischen Schriften, wenigstens bis auf Notker, überlegen. Die Uebersetzung zeugt von

nicht geringer Einsicht, und eigentliche Fehler fanden sich in ihr gewiß nicht häufig. Seltsam ist IX, 10 altilia, welches im Tatian durch paston übersetzt ist, durch daz hohista wiedergegeben; der Uebersetzer verstand das Wort nicht, und dachte an altus. Wenn er XV, 26 Pontio Pilato praesidi durch demo pontiſchin herizohin Pilate gibt, so hat er dieß mit dem Verdeutscher des Tatian gemein, der, nur noch unbehülflicher, themo pontisgen Pilate grauen sagt. An andern Stellen ist es zweifelhaft, ob wirklich ein Fehler der Uebersetzung anzuerkennen ist. Wenn XXI, 1 ff. die Worte: Non quaerit quae sua sunt, quia cuncta, quae hic transitorie possidet, velut aliena negligit, übersetzt werden: Ni ſuohhit daz ira iſt, huuanta al daz siu habet deses zafarantin diu maer es ni rohhit danne deſ ſiu ni habet; so kann man allerdings vermuthen, daß in dem Genitiv deſes zafarantin ein Irrthum liege, zumal da im Coder transitorie nach alter, häufig vorkommender Weise transitoriae geschrieben ist; indeß ist die ganze Stelle so wenig wortgetreu übersetzt, daß sich eine Verwechselung des Adverbiums mit dem Genitiv dem Uebersetzer nicht mit Sicherheit aufbürden läßt. Der Sinn der Stelle wird durch adjectivische, oder vielmehr substantivische Auffassung des im Adverbium liegenden Begriffs nicht verändert. Ein ähnlicher Fall findet sich auf demselben Blatte, Zeile 10 und 11, wo für versare in animo quod inquinat nescit steht neouuiht ni archennit daz unreht in iru arto. Man kann durch das Wort unreht auf die Vermuthung geführt werden, daß dem Uebersetzer bey inquinat das Wort iniquus vorgeschwebt habe, doch läßt es sich nicht läugnen, daß durch: sie weiß von keinem Unrecht, daß in ihr wohne, der Sinn des Lateinischen im Ganzen wiedergegeben ist. Ob also Freyheit oder Fehler der Uebersetzung anzuerkennen sey, wird in diesen und ähnlichen Fällen ungewiß bleiben. Denn allerdings waltet in dieser vielleicht ältesten aller Verdeutschungen nicht geringe Freyheit. Während in der Uebersetzung des Tatian sich überall ein sorgsames, bisweilen ängstliches Haften an den Textesworten zeigt, offenbart der ältere Uebersetzer des Matthäus größere Ungezwungenheit, und ist häufig dem Geiste seiner Sprache treuer, als den lateinischen Worten. Hier und da gebraucht er Verstärkungen, um den Sinn der Stelle hervorzuheben; z. B. III, 3 übersetzt er dixerit durch lós ſprihhit, im Tatian steht das schwächere quuidit uuort; IV, 28 verstärkt er das lateinische quicunque enim fecerit voluntatem patris mei durch ſo huuer ſo auh in ernuſt uuilliun uurchit mines fater, im Tatian unverstärkt ſo uuer ſo tuot uuillon mines fater. Im Tatian ist, wo es irgend möglich war, Wort für Wort übertragen; der

ältere Ueberſetzer trägt kein Bedenken, Ein lateiniſches Wort in zwey deutſche zu zerlegen, oder zwey lateiniſche in Ein deutſches zuſammen zu faſſen; I, 5 überſetzt er (denn die Ergänzung iſt ſicher) transfretavit durch ubarferita dhen keozun (Tat. ferita); II, 7 gentes sperabunt durch eigun deotun uuaan (Tat. thiota gitruuent); X, 4 debet durch ſculdic eidh ſii (Tat. ſcal); dagegen zieht er II, 5 manifestum facerent zuſammen in martin (Tat. ſehr unbehülflich ougazorohtan tatin); II, 7 ſetzt er für bene complacuit das genügende galihheta (Tat. uuola gilihheta); IX, 14 genügt ihm für contumeliis affectos kurz und gut gahonte (Tat. mit harmu giuueigite) u. ſ. w. Deutlichkeit gilt ihm mehr als ängſtliche Treue; ſo iſt IV, 6 quia penitentiam egerunt in praedicatione Ionae durch huuanta ſie iro hriuuun uuorahtun, ſo ſie Ionas lerta deutlicher gegeben, als im Tatian durch uuanta ſie riuua tatun in predigungu Ionaſes. Aehnliche Beyſpiele laſſen ſich, auch aus den Homilien, mehrere anführen.

Die Selbſtſtändigkeit, mit welcher der Ueberſetzer ſeiner Sprache ihr Recht bewahrt, zeigt ſich am deutlichſten daran, daß er die Participialconſtructionen, die im Tatian meiſt dem Lateiniſchen ängſtlich nachgebildet ſind, größtentheils nach deutſcher Weiſe auflöſt. Beyſpiele bietet jedes Blatt. Wo im Lateiniſchen dixit oder ait mit einem Participium, z. B. mit respondens verbunden ſteht, iſt im Deutſchen gewöhnlich beydemal das verbum finitum gebraucht, und quat meiſt ohne eine Conjunction angefügt: antuuurta im, quad, rehhita ſina hant, quuat; und ſo auch bey andern Verbis. Ich führe noch ein Beyſpiel aufgelöſter Participialconſtruction an, um den Druck zu berichtigen. IX, 27 werden die Worte: amice, quomodo huc intrasti non habens vestem nuptialem? (die im Tatian überſetzt ſind: friunt, uuio giengi thu hera in ni habenti giuuati brutlouftlih?), alſo übertragen: friunt, huueo quami du hera in? ni habeſt bruthlauftic kauuati. Mit Unrecht ſteht im Druck auch hinter kauuati ein Fragezeichen (auch huc intrasti ſcheint durch quami hera in deutſcher überſetzt, als durch giengi hera in). Die Nachbildung der ablativi absoluti, welche der deutſchen Sprache wenig zuſagt, findet ſich an vier Stellen, VIII, 17; XV, 9; XXV, 13. 17; nach deutſcher Weiſe aufgelöſt ſind ſie an ſechs Stellen: I, 3; IV, 20; VI, 14; IX, 16; XIII, 3. 5; wo ſie im Tatian immer nachgeahmt ſind. Einmal hat der Ueberſetzer ſtatt eines ablativus absolutus einen nominativus absolutus angewendet; VII, 14 kann nämlich an der Richtigkeit der Ergänzung: *Fun*tan auh e*i*n tiurlih marigreoz (inventa autem una pretiosa margarita) nicht gezweifelt werden. Auch an an-

dern Eigenthümlichkeiten offenbart sich die geistige Freyheit, mit welcher der Uebersetzer, bey aller Treue seiner Verdeutschung, sich üblicher Wendungen und Eigenheiten der deutschen Sprache zu bedienen unbedenklich fand. So sind in diesen Fragmenten viele Beyspiele der von Grimm in der Vorrede zu den Hymnen S. 14 behandelten Attraction enthalten, und überhaupt wird für die Syntax aus ihnen verhältnißmäßig viel zu gewinnen seyn.

Erkennbar ist in dieser Uebersetzung die Absicht, durch Abwechselung in den Wörtern die Rede zu beleben. Gleich auf dem ersten Blatte ist potestas einmal durch gauualt, das andere Mal durch gauualtida übertragen, und ähnlicher Beyspiele finden sich mehrere.

In allen diesen Beziehungen, die wir, wenn Raum und Zeit weniger beschränkt wären, vervielfältigen könnten, offenbart der Uebersetzer alle Gewandtheit und Kraft, die wir irgend verlangen können, und ein überraschendes Gefühl für die Schönheit der Form. In der biblischen Stelle: magnum est nomen meum in gentibus, überträgt er, XXII, 5, das einfache magnum durch mihhil enti mari, und gibt durch diese Allitteration den Worten poetische Farbe. Auch XII, 8 scheint die Allitteration mit *m*ihhilu *m*eginu enti al*m*ahtigin (cum virtute multa et maiestate) nicht absichtslos, obwohl auch der Uebersetzer des Tatian, der kein künstlerisches Gefühl zeigt, an dieser Stelle eine Allitteration hat: mit *m*anagemo *m*egine inti *m*ihilnesse; wie viel schöner ist aber die ältere Uebersetzung. Der Spruch Matth. 12, 34: ex abundantia enim cordis os loquitur, wird im Tatian ganz wörtlich übersetzt: fon ginuhtsami thes herzen sprihhit ther munt; hier freyer und kräftiger: fona ganuhtsamemo muote sprihhit munth; muote steht für herzin gewiß, um mit munth zu allitterieren, wie es in deutschen Sprichwörtern üblich ist.

Mehr als alle Beyspiele wird aufmerksames Lesen des ganzen Ueberrestes die Trefflichkeit der Uebersetzung erkennen lassen; einzelne Mängel sind nicht abzuläugnen, aber heut zu Tage, nach eilfhundert Jahren, wird oft nicht gewandter übersetzt, und den unersetzlichen Verlust vieler Wörter und Formen und kräftigen Wohllauts läßt jedes Blatt lebhaft empfinden. Wie gewaltig lauten Stellen wie die folgende XII, 2 ff.: Saar auh after dem arbeitim dero tago ſunna ghifinstrit enti mano ni gibit ſin leoht enti ſterna fallant fona himile enti diu himilo megin ſih hruorent enti danne ſchinant zeihhan mannes ſunes in himile. Enti danne uuoffent elliu aerda folc enti kaſehant mannes ſunu quemantan in himiles uuolcnum mit mihhilu meginu enti almahtigin. Enti ſentit ſine angila mit trumbom

enti mihhileru ſtimnu enti kaſamnot ſine kachorane fona feor uuintun enti fona himilo hohiſtin untaz dero marcha. Fona fiicbaume danne chunnet biuurti. Saar ſo ſiin aſt muruuui uuirdit enti lauph uph gengit, uuizut daz daane nah iſt ſumere*). So auh danne ir diz al kiſehet, uuizit danne daz iu az ſelbem turim iſt. Uuar iu ſagem, daz diz manchunni ni zaferit aer danne diz al uuirdit. Himil enti aerda zafarant, miniu uuort auuar iu bilibant.

Ich ſtelle hierauf einige grammatiſche Bemerkungen zuſammen, wobey ich beſonders ſolche Eigenthümlichkeiten hervorhebe, welche das hohe Alter dieſer Fragmente bezeugen.

Lange Vocale werden häufig durch Verdoppelung des einfachen ausgedrückt: bitaan, gataan, ſaar, ſpraahhu, uuaan, uuaarniſſu; folgee, ſee; frii, friithoue, galiih, ſii, ſiid; gaboot, ooſtrun; antluuh; entſchieden fehlerhaft iſt gaaliih XII, 27. Regelmäßig ſteht miin, diin, ſiin, aber minan, mine, minemo, minera, mineru, mines, miniu, dinan, dinemo, dino, dinu, ſina, ſinan, ſine, ſinem, ſinemo, ſinero, ſineru, ſiniu; I, 20 hätte daher nicht *dhin*, ſondern *diin* ergänzt werden ſollen. Auf dieſe eigenthümliche Unterſcheidung hat bereits Jac Grimm, Hymn. S. 43, in Bezug auf das pezische Fragment aufmerkſam gemacht. Wie im Pariſer Iſidorus und in den hrabaniſchen und Monſeer Gloſſen (Grammatik I, 92) ſteht ê für ia (ie) in fêlun, kafênc, kafêngin, kafêngun, gênc (kênc), gêngun (kêngun), ſlêfun. Für ei finde ich ê, nach niederdeutſcher, aber auch im Hochdeutſchen hier und da vorkommender Weiſe (Gr. I, 2) in nohênigeru XXI, 6 für noheinigeru und in uuêz für uueiz XIII, 20. Vgl. Gr. I, 882. So ſteht im Muſpilli ſtên für ſtein. Der Diphthong ea ſteht in dea, feal, hear (vgl. Gr. 3, 178), heaz, forreat, ſceat, arſcheat. Sea im Regiſter iſt Druckfehler für ſeu und an falſchen Ort geſtellt. Nirgends findet ſich ia, eben ſo wenig ie; iê kömmt natürlich vor, in ſiê. Der Triphthong iô ſteht in ſiô und in Siônes; io als Diphthong kömmt nirgends vor, ſondern in den Fällen, wo ihn andere Denkmäler haben, ſteht eo. Mit eo wechſelt iu in deo, diu, und im Adverbium eo, iu; iu iſt auch ſonſt nicht ſelten. Nur einmal finde ich eu, in eu (vobis) X, 22, wofür ſonſt iu ſteht; ſêula und ſêulu VIII, 6 und II, 7 gehört nicht hierher. Nirgends kömmt ua vor, immer uo; daher die Ergänzung *mua*te I, 14 im Regiſter mit Recht verbeſſert iſt. Nie kömmt ou vor, ſondern immer das ältere au. Daher war VI, 2 nicht *ou*gun, ſondern *au*gun, und XXV, 7 nicht

*) Imperſonal (prope eſt aeſtati) für prope eſt aeſtas.

bis*ou*fita, sondern bis*au*fita zu schreiben. Von dem seltenen Gebrauche des au für û (Gr. 1, 98) findet sich I, 4 ein Beyspiel in aufuori, indem es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß dieses aufuori so viel ist als aufluori, ûffuori; eben so gilt ein Buchstab für zwey in deasuuihi, VII, 4, für dea asuuihhi. In häufigem ô für uo und in dem schwankenden Gebrauch des ae für è stimmen die Fragmente mit dem Pariser Isidorus überein. Da ô und uo in denselben Wörtern abwechseln (es steht sôhhit und suohhit, gafôlit und gafuolit u. s. f), zuweilen auf Einem Blatte, so war es vielleicht nicht nöthig, IV, 29 môter in muoter zu verwandeln.

Consonanten. Verdoppelung des r durch Ausfall des ableitenden j (Gr. 1, 123 874. Hymn. S. 8) findet sich in hôrre, hôrre, gahôrren, gahôrrente, nerrentan, nerrentemo, suuerren; daneben ner*entin* XXIV, 4. In *ner*genteo XXIV, 17 vertritt g die Stelle des j (Gr. 1, 188), in suntea, redea, rorea, susteot, slaffeotun der Vocal ë; von andern Fällen, in denen auf dieselbe Weise ë für j steht, spreche ich unten bey der Declination des Adjectivums.

In Hinsicht der Labiale b, p, ph folgen die Fragmente derselben Weise wie der Pariser Isidor; anlautendes p ist selten (in kapeinnono und kapot offenbar durch die vorhergehende Tenuis hervorgebracht), inlautendes etwas häufiger, auslautendes findet sich in gascrip und zweymal in selp; auslautendes ph in lauph, liph, uph. Die Tenuis t steht im Isidor niemals im Anlaut, hier häufig genug; im Inlaut bey Isidor selten, hier sehr oft; im Auslaut in der Regel. Anlautendes und inlautendes d ist seltener als im Isidor; auslautendes ist in quad gewöhnlich, und kommt außerdem noch vor in siid, scead (neben arscheat) und in uuard und uuird (neben uuirt). Anlautendes dh kommt nur in Pronominalformen, und seltener als d, vor; inlautendes in fridhu (neben fridu), nidhes (neben nides), und in *que*dhante (neben quedante); auslautendes in eidh und einmal in quadh. Anlautendes th steht in thriuuita, auslautendes in bluoth, inuuerthlihho, munth und in uuarth (neben uuard und uuart); dazu kommt noch doh XXVI, 12, verschrieben für doth. Die Isidorische Zusammensetzung zs finde ich nur einmal, in *for*lazseno I, 12. Zweymal steht ç, in uurçun VI, 13 und in liuçilu XV, 13. Anlautendes k beginnt mit dem neunten Blatte, neben ihm dauert g und gh fort; inlautendes gh habe ich nicht gefunden. Neben anlautendem und inlautendem ch findet sich, zum Theil in denselben Wörtern c oder k, doch herrscht im Anlaut ch vor, außer daß die Partikel niemals cha, chi geschrieben wird; inlautend vor einem Vocale steht c statt k in dencet I, 13 und arcennit III, 8. Inlautendes cch steht in

acchar, acchre und chh in dechhitut, daneben findet sich hh in quehhes. Die anlautenden Verbindungen des h mit Consonanten haben sich, wie zu erwarten ist, in ihrer Ursprünglichkeit erhalten.

Ich wende mich, manches Erhebliche nothgedrungen übergehend, zur Declination. In der ersten Declination des starken Masculinums zeigen die Fragmente, wie überhaupt, größtentheils die vollen alten Formen: doch finde ich für das m des Dat. Plur. n in uuintun XII, 10, womit uuafnun für uuafnum XVIII, 20 zu vergleichen ist. Eben so scheint XVI, 10 entun für entum (wie dieser Dativus Plur. des starken Neutr. zweyter Decl. IV, 9 richtig lautet) zu gelten; bemerkenswerth ist an dieser Stelle die seltene Construction von untaz mit dem Dativ. Das in der Grammatik I, 613, Anm. 3, bemerkte Schwanken der ersten masculinischen Declination in die vierte zeigt sich XXI, 10 in dem Accus. Plur. nidi. Der Gr. I, 614 und Hymn. S. 51 besprochene Dativ der dritten Declination des starken Masculinums findet sich in sigiu II, 12. Zu dieser Declination gehöriger Wörter finden sich noch fridu und sunu, welches häufiger ist als sun. Die erste Declination des starken Femininums zeigt nichts auffallendes, außer kebem X, 8 für kebôm. Die in der Grammatik I, 618. 619 als zweyte Declination des starken Femininums aufgestellte, im dritten Bande S. 503 ff. richtiger erkannte Verderbniß der dritten Declination des schwachen Femininums findet sich hier noch nicht, sondern nur die ursprünglichen Formen: galaupîn, kalaubîn (fidem) I, 8. X, 18, alosnîn (redemptionem) VIII, 6, antreitîn (ordine) XXVI, 14, almahtigîn (maiestate) XII, 8, festîn (firmitate) XXVII, 17, und neben managi V, 2 managîn (multitudo) VIII, 21. Deßhalb ist mit finstri XXVII, 2 wohl nicht tenebrae, wie im lateinischen Text steht, sondern tenebra gemeint. Dagegen scheint elilentin XIII, 23 bereits die Gr. I, 623 berührte Entstellung des um in in im Dat. Plur. der zweyten Decl. des starken Neutrums zu seyn. In Beziehung auf die erste Declination des starken Neutrums bemerke ich, daß die Gr. I, 622 und 1076 behandelte Apokope des dativischen e sich nicht nur in hûs durchgängig zeigt (I, 20. 21. 25. IV, 30), sondern auch in fyur (viur) VII, 2.

Die Kenntniß der adjectivischen Declination wird bereichert durch merkwürdige Beyspiele der zweyten Declination des schwachen Adjectivums. Von dem althochdeutschen Adjectivum dieser Declination gab es bisher fast nur das einzige Beyspiel mâreo (= mârjo) im Wessobrunner Gebet, vgl. Gr. I, 729. Aus den vorliegenden Fragmenten kommen hinzu das Participium keltanteo XXIII, 18 (wo im Pariser Isidorus gheldendo, nach erster schwacher Decl., steht), und die adjectivischen Formen

festea (firmam) VI, 13, XX, 2, festeom (firmis) XXVII, 15. unfesteom (infirmis) XXVII, 16.

Durch merkwürdige Eigenthümlichkeiten bewährt sich das hohe Alter dieser Uebersetzung in den anomalen Conjugationen. Das seltene sintun findet sich eilfmal, sint nur einmal. Von wizan ist das Präsens wêz schon angeführt worden; das Präteritum lautet II, 2 uuista, XXVII, 11 uuissa. Von eigan kömmt V, 9 das Gr. I, 882 vermißte Präteritum vor in dem Compositum arheigetun; über den Pleonasmus des h s. Grimm zu den Hymnen S. 8. Keine Form des Verbums uuellan enthält ein o; uuelta, uueltun kennt Grimm I, 885 nur aus den Kasseler Glossen; beydes findet sich auch hier XXVI, 11. IX, 8. Von tuon steht das Gr. I, 885 vermißte tuoit VII, 5, und die flectierten Infinitive tuoanne X, 18; gatuoanne XXVII, 16. Die Gr. I, 885 abgehandelte Synkope kennen die Fragmente zwar in sata (seminavit) V, 5; aber VI, 24 steht saita und eben so IX, 1 bienaitun (cognoverunt), XXIII, 15 bichnae (cognoscat), wo im Pariser Isidor bichnaa steht, das ist bichnâ; endlich XV, 17 khraita (crocitavit).

Von consonantischen Ableitungen führe ich das starke Neutrum nodili an, welches nach langer Mühe, wenn auch ohne vollkommene Sicherheit, XVII, 8 enträthselt wurde; es würde das lateinische locutio übersetzen, und erinnert an chnuodil (notus) und das Willeramische becnuodelen, vgl. Gr. 2, 114. Cnôsles (Gr. 2, 100) kömmt zweymal vor, III, 9 und XI, 14. Ableitungen mit -ida, -nissa sind häufiger; zu einer erheblichen Bemerkung gibt die einzige Ableitung mit ng, die sicher vorkommt, Anlaß. Der Singularis translatione wird nämlich XXIII, 19 durch den Pluralis tradungum übersetzt. Dieses tradungum ist entweder verschrieben für tradungom, vom Femininum tradunga, oder Dativus Pluralis vom Masculinum tradunc. Althochdeutsche Masculina auf ung zählt die Grammatik 3, 528 auf, vgl. 1, 1076. 2, 362. Ein zweytes Beyspiel dieser alten und seltenen masculinischen Form findet sich XXVII, 18, wenn die unsichere Vermuthung, welche ich über diese Stelle hege, Grund hat. Die Worte: multos autem impedit a firmitate praesumptio infirmitatis, werden übersetzt: manage auh forscrenchit fona festin gameitinan dunc festnissa. Ich weiß diese Worte, und besonders gameitinan nicht zu deuten, und frage, ob vielleicht die Buchstaben so zu verbinden sind: gameiti nandunc festnissa (vana opinio [audacia] firmitatis); nandunc würde sich zu nenden (audere) etwa verhalten, wie das mittelhochdeutsche mandunc zu menden (laetari); gameiti für gameit kann ich nicht belegen, ähnlich scheint XXVI, 1 baldi für das

gewöhnliche bald (audax) zu stehen. Ob im lateinischen Text infirmitatis richtig ist, oder Schreibfehler für firmitatis, womit der Genitivus festnissa übereinstimmen würde, kann ich jetzt nicht erkundigen.

Compositionen finden sich in großer Anzahl. Das dunkle otmahali (bona, opes) steht auch hier XX, 25, vgl. Gr. 2, 509; das Gr. 2, 525 aus gotspellôn gefolgerte gotspel (evangelium) findet sich hier XXI, 18. XXV, 1. Himilorihhi hätte getrennt geschrieben werden sollen, es ist uneigentliche Composition, d. h. himilo ist Genitivus Pluralis. O als Compositionsvocal erscheint nirgends; a in uueradeota, wofür im Isidor uuerodheodha; in e ist a verdünnt in grapehus (monumentum) XI, 8. Von adjectivischen und adverbialen Compositionen sind inlih, ostlihho, otlih, snottarlicho bemerkenswerth; inuuerthlihho XX, 29 sollte nicht getrennt seyn. Von Partikelcompositionen sind die mit ar häufig; das seltene urtriuui steht III, 22.

Für eine problematische Pronominalbildung scheint durch die Fragmente ein Beleg gewonnen zu werden. In der Grammatik 3, 47 wird die Notker'sche Form wel, für welh, welih angeführt, S. 771 aber nachträglich auf Lachmann's Bedenken das Nichtvorkommen flectirter Formen eingeräumt. Im Mittelhochdeutschen ist wel nach Lachmann keine Seltenheit; es kömmt z. B. bey Boner vor (Gr. 1, 800). Nun steht aber hier althochdeutsch *h*uuelist (quis est) XXIV, 16, wo der Pariser Isidor huuelich ist hat; trennen wir das inclinirte ist, so bleibt huuel, denn huuelist aus huuelihist durch Synkope entstehen zu lassen, scheint nicht rathsam.

Merkwürdige Erscheinungen bieten die Adverbia dar. Die lateinische Bejahung etiam wird VII, 25 durch gahha uuir übersetzt; gahha scheint jahha zu seyn. Wie zu dem Pronomen ih (ego) ein verstärkendes ha tritt, und die stärkere Form ihha (ἔγωγε, egomet) bildet, lehrt die Grammatik 3, 12. Dieselbe Verstärkung zeigt sich in gahha (jahha); aus ja wird durch Suffigierung jah (vgl. Gr. 3, 270. 764) und durch weitere Anfügung jahha. — Gatago (Gr. 3, 158) mit voranstehendem eo XVI, 9 eo gatago (omnibus diebus). — Wie andarwis (Gr. 3, 141) steht einic wis (ullatenus) XX, 30. — Ein bisher noch nicht bemerktes Adverbium der Himmelsgegend ist ôst XXII, 4; daß es eigentlich für orientem versus steht, scheint aus dem angelsächsischen eást zu folgen, vgl. Gr. 3, 207. — Ein zusammengesetztes Zahladverbium, welches ich anderwärts nicht gefunden habe, ist XV, 19 drim spurtim (ter), von spurt (stadium). — Ob sos XXIV, 19 Schreibfehler für sus ist, wie im Pariser Isidor steht, oder eine richtige Form, wage ich nicht zu bestim-

men; sôs (aus sôsô) heißt sonst nicht sic, sondern sicut; s. Gr. 3, 63.

Die früh erloschene Präposition az findet sich XII, 16 und XXVI, 29; untaz mit dem Dativ ist schon bemerkt worden.

Der Superlativ batas (optime) XXV, 12 verdient besonders hervorgehoben zu werden. Beyspiele von der Apokope des superlativischen t s. Gr. 3, 587. Ist im t für z (es sollte bazast heißen, wie sonst pezzist steht) Neigung zum Niederdeutschen anzunehmen? Ich bemerke noch, daß der doppelte Punkt hinter batas ein Druckfehler ist; in der Handschrift steht nur Einer, der wie gewöhnlich das Wort von dem folgenden trennt, und es war unbedenklich zu ergänzen batas garauu*i*t (promptissimus).

Diese Andeutungen, fast ohne alle Hülfsmittel seit dem Schlusse der Hofbibliothek und in den letzten Tagen und Stunden meines hiesigen Aufenthaltes niedergeschrieben, mögen die Wichtigkeit dieser Monseer Bruchstücke vorläufig darthun. Reichere Ergebnisse werden durch tiefere Sprachkenner mit leichter Mühe gewonnen werden, vor Allen durch den Urheber der historischen Grammatik, dessen die Herausgeber bey ihrer Arbeit unzählige Mal mit Freuden gedacht haben; in Wien unter den Schätzen der kaiserlichen Bibliothek aufgefunden, sie vermehrend, und zu ihnen durch die Widmung an »Bartholomaeo Kopitario« gleichsam zurückkehrend, in Wien bearbeitet und herausgegeben, mußten diese Fragmente durch die Wiener Jahrbücher der Literatur zuerst verkündigt werden. Möge dieß auf keine ganz unwürdige Weise geschehen seyn.

Wien, im August 1834.

Dr. Moriz Haupt aus Zittau.

Art. VII. 1) *C. Cornelii Taciti Annales.* Recognovit, Annotationem criticam adjecit Theophilus *Kiesslingius.* Lipsiae sumptibus et typis Teubneri. 1829. 8.

2) *Cornelius Tacitus* ab J. Lipsio, J. F. Gronovio, N. Heinsio, J. A. Ernestio, F. A. Wolfio emendatus et illustratus, ab *Immanuele Bekkero* ad codices antiquissimos recognitus. 2 Tomi. Lipsiae apud Weidmannos a. 1831. gr. 8.

3) *C. Cornelii Taciti* Opera. Recensuit et commentarios suos adjecit *Georg. Henricus Walther.* Tomi I — IV, Halis Saxonum apud C. A. Schwetschke et filium. 1831 — 1833. gr. 8. (Die Vollendung dieser Ausgabe hat nach dem frühen Tode Walthers Hr. Dr. Eckstein in Halle besorgt.)

Tacitus geht mehr als irgend ein anderer Classiker uns Deutsche an. Er widmete zuerst in einer besondern Schrift dem

deutschen Lande und Volke seine Aufmerksamkeit, in einer gedrungenen Schilderung deutscher Art und Sitten seinen immer mehr entartenden Römern einen ethisch-praktischen Völkerspiegel gegenüberstellend. Deutsche Länder sind der Hauptschauplatz der wichtigsten in den größern Werken von ihm erzählten Begebenheiten, der Thaten eines Drusus, Tiberius, Germanicus u. A. Deutsche Städte erinnern durch Namen und Ursprung an römische Standquartiere, welche dieser Geschichtschreiber kennt. In den Flußgebieten vom Rhein und Donau und anderer deutscher Gewässer zeugen über der Erde Grundmauern und Denkmale aller Art von den Anlagen und Niederlassungen des mächtigen Römervolkes, deren Anlässe wir in den Schriften des Tacitus angemerkt finden, und in den Weinbergen und Ackerfeldern um uns her gräbt der Landmann noch täglich Münzen, Gefäße und Anticaglien aller Art aus, von Legionen zu uns herübergebracht, deren Namen, Thaten und Schicksale wir von diesem Geschichtschreiber erfahren. In einer deutschen Abtey, zu Corvey, ward ein großer Theil mit dem Anfange des einen geschichtlichen Werkes des Tacitus gefunden; ein deutscher Typograph, Johann Wendelin von Speyer, gab zuerst die im funfzehnten Jahrhundert vorhandenen Werke dieses Geschichtschreibers im Druck heraus; im folgenden war wieder ein deutscher Humanist (Beatus Rhenanus) der erste, welcher sich durch wiederholte Ausgaben dieser Werke um Mit- und Nachwelt verdient machte. Fragen wir ferner, von wem diesen unschätzbaren Geschichtdenkmalen durch Kritik und Auslegung zuerst die rechte Hülfe gekommen, so muß wieder ein Deutscher genannt werden. Es ist der Niederdeutsche Jost Lipsen (Justus Lipsius). — Diesem eben so genialen Manne muß der Ruhm bleiben, daß er der erste Heilbringer (Sospitator) des Tacitus gewesen, wie er denn in Denkart und in Sprache zuvor schon sein Geistesverwandter geworden war. Auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert haben fort und fort am meisten die Deutschen für Tacitus geleistet. Zum Beweise braucht man nur die Namen Johann Friedrich Gronov, Johann August Ernesti, Friedrich August Wolf, Jeremias Jakob Oberlin, Crollius, Walch u. A. zu nennen. Daß endlich auch in unserm Jahrhundert die Deutschen vor andern Nationen den Werken des großen Tacitus Geist und Kräfte zuwenden, dafür können, außer vielen andern seitdem in Deutschland erschienenen Ausgaben und Erläuterungsschriften, obige innerhalb weniger Jahre ans Licht getretene Editionen sprechen.

Es kann meine Absicht nicht seyn, über den geschichtlichen Werth der Werke des Tacitus und seinen schriftstellerischen Charakter im Allgemeinen zu reden. Dieß wäre Stoff für ein eigenes

Buch, und könnte ohne eine Epikrise aller der Betrachtungsarten und Urtheile nicht abgehen, die seit Wiederherstellung der Wissenschaften fast in jedem Jahrzehend von Muret und Lipsius bis auf Daunou, Süvern und Niebuhr mit sehr verschiedenen An- und Absichten angestellt und gefällt worden sind. Eben so wenig wird man erwarten, daß ich nochmals im Einzelnen den Texten und den Anmerkungen oben verzeichneter drey Ausgaben nachgehe, nachdem dieß neulich in verschiedenen literarischen Zeitschriften von andern Recensenten geleistet worden.

Meine Absicht ist, aus Anlaß der bemerkten Bearbeitungen des Tacitus partienweis aus den Annalen Stellen herauszuheben, die meine Aufmerksamkeit bey wiederholter Lesung in Anspruch genommen, und bey deren Betrachtung sich die Behandlungsart und die Verdienste genannter Editoren, besonders J. Bekkers und Walthers, von selbst herausstellen werden. Nur dieß Wenige sey im Voraus bemerkt. Wenn der erstere den Text des Tacitus auf die Autorität der wichtigsten Handschriften *), der mediceischen und der farnesischen, neu zu begründen unternommen, so wird der critische Leser sich bald überzeugen, daß dieß auch nach den Revisionen des Pichena und des Jakob Gronov keine überflüssige Epikrise gewesen, sondern daß sie an vielen Stellen gehaltvolle Ergebnisse geliefert, und um so bereitwilliger dieses neue Verdienst anerkennen, das sich dieser berühmte Philolog, dem wir außer der Mittheilung so vieler ungedruckter Literaturschätze, die kritische Reinigung und urkundliche Sicherstellung der vornehmsten griechischen Classiker zu verdanken haben, eben dadurch erworben hat. — Die Bemühungen des Letzteren um Berichtigung und Auslegung der Werke des Tacitus verdienen nicht weniger dankbare Anerkennung, wenn es sich gleich aus manchen Beyspielen ergeben dürfte, daß die Sacherklärung nach dem Standpunkte, den die Alterthumswissenschaft, die Geschichtsforschung und die Kunde des altrömischen Rechts heut zu Tage gewonnen haben, noch in manchen gerechten Forderungen unbefriedigt geblieben, und daß eine längere Vorbereitung zu einem Unternehmen, wie ein Realcommentar über die Werke eines Tacitus ist — der nur durch einen Verein von Philologen, Archäologen, Historikern und Rechtsgelehrten zu Stande gebracht werden möchte — zu wünschen gewesen wäre.

Die Grundsätze des kritischen Verfahrens müssen aber bey einem Autor, von dessen Werken wir zum Theil nur eine einzige Handschrift haben, wie von den sechs ersten Büchern der Annalen,

*) Von der Wiener hat neulich Herr Wissowa in seinen gehaltreichen Lectiones Tacitinae Nachricht gegeben.

andrerseits nur äußerst wenige, die durch ihren paläographischen Charakter ein ehrwürdiges Alterthum verrathen, während die andern, von sehr untergeordnetem Werthe und zum Theil nur Abschriften Eines Codex sind — bey einem solchen Schriftsteller, sage ich, müssen sich die Normen der Kritik anders bestimmen, als bey andern Schriftstellern. Je größer das Gewicht der Zeugnisse jener erstern Handschriften, und je schärfer die diplomatische Ausmittlung ihrer Lesarten seyn muß, während den übrigen nur eine untergeordnete Autorität zukommen kann; desto mehr muß die Kritik zu einem unabhängigen Urtheile bevollmächtigt seyn, wo jene Primaten entweder gänzlich ausbleiben, oder wo sie in Folge eines uralten Schadens Lesarten darbieten, die mit den Verstandes- und Sprachgesetzen oder mit den klarsten Zeugnissen des gesammten Alterthums in einem entschiedenen Widerspruche stehen. — Wo der Copist jener einzigen Handschrift des bemerkten Annalentheiles, oder auch der Abschreiber eines jetzt von uns als Urschrift zu betrachtenden Codex etwas überlesen hatte, da müssen sich Lücken finden, zu deren Ausfüllung der Kritiker die Hülfsmittel seines Geistes und seines Wissens in Anspruch nehmen muß. Doch weit häufiger wird bey einem Autor, wie Tacitus ist, der entgegengesetzte Fall eintreten, nämlich daß der Kritiker Interpolationen aufzuspüren und auszumerzen hat.

Ein ideenreicher Mann, in seiner durch Nero's Despotismus und die nächstfolgenden schweren Zeiten umdüsterten Jugend zur Schweigsamkeit erzogen, genährt durch das Studium der großen Alten, worunter Thucydides und Sallustius seinem Geiste am meisten zusagten, in einem Kreise von ernsten denkenden Zeitgenossen gebildet, daneben der strengen Wissenschaft der Gesetzes- und Rechtskunde zugewandt, und nachdem er sie als Sachwalter vor Gericht praktisch geübt, zu Staatsämtern berufen, und in beyden Wirkungskreisen mit Menschenkenntniß bereichert, ein Mann, dem die Verfassung des gemeinen Wesens, wie die sittlichen Zustände seiner Mitbürger klar vor Augen, aber das Wohl und Weh der Staaten und der Menschen am Herzen liegen — ein solcher Mann ergreift erst in reiferen Jahren, nachdem durch den Hintritt des finstern argwöhnischen Domitian unter Trajan die Geister frey geworden, nicht ohne langes Bedenken, und auf das Zureden edler Freunde, endlich den Griffel, um in Geschichten der Cäsaren, erst von Nero's Tod an, dann von des Tiberius Regierungsantritt — also in der Schilderung von meist verhängnißvollen trüben Zeiten die Fülle seiner Erfahrungsweisheit niederzulegen, ein solcher Geistesverwandter des Thucydides mit demselben Vollgehalt des Denkens, mit derselben Sparsamkeit des Redens, mit gleich trübem Blick in die Welt — gräbt

die Linien seiner Geschichten wie in eherne Tafeln ein, in Lehr- und Warnungstafeln für Fürsten und für Völker. — Ein Autor solcher Art verschmäht allgemeine Popularität, und ermangelt jener Eukolie, die dem Verständniß aller entgegen kömmt. Da nun aber der Werth seiner Werke frühe Anerkennung gefunden, da an des dritten Jahrhunderts Ende der würdige kaiserliche Greis M. Claudius Tacitus, unsern Geschichtschreiber als seinen Ahnherrn bezeichnend, durch vervielfältigte und in die Bibliotheken des Reichs niedergelegte Abschriften der Werke des letzteren zu ihrer Verbreitung beygetragen, so daß sie in Schulen erklärt und von Geschichtsfreunden aller Classen gelesen wurden, so konnte es nicht fehlen, daß von Unkundigen ihres gedrängten Lapidarstyls zwischen die Zeilen und die Worte dieser Schriftwerke mancher Zusatz eingefügt ward, welche den Kennern der Redeweise dieses Meisters als unnöthige Zuthaten erscheinen müssen. Manche Archaïsmen, wie sie dieser in älteren Römerschriften belesene Mann sich angeeignet hatte, manche neue, der Poesie abgeborgte Worte und Formen, wie sie das silberne Alter der Latinität zu lieben pflegte, mag auf dieselbe Weise unter den Händen der unkundigen Abschreiber verschwunden seyn.

Eine belehrende Anleitung zur Kenntniß der Sprachformen und Redeweise kann das Lexicon Taciteum des Herrn Böttcher (Berlin 1830) auch schon in seiner jetzigen unvollkommenen Gestalt geben, ein Buch, das, mit mehr Vorbereitung, Fleiß und Umsicht unternommen, ein von allen Lesern des Tacitus gefühltes Bedürfniß hätte befriedigen können. Etwas Befriedigenderes läßt sich nun nachgerade erwarten, seitdem wir durch Angelo Mai's Herausgabe von Palimpsesten in manche durch Abschreiber verdrängte antike Prachtformen mehr eingeweiht worden, und seitdem gründliche Kritiker, namentlich die Herren G. L. Walch und Nikol. Bach, durch feinere Beobachtung der Sprachformen, wie sie sich bey genauer Vergleichung von Parallelstellen nach der Lesart der besten Handschriften ergeben, eine sichere Grundlage dieses Theils der Sprache vorbereitet haben.

Da ich mich im Verfolg auf Bemerkungen über Stellen der Annalen beschränken werde, so will ich hier aus zwey andern Büchern zwey Belege geben, woraus ersichtlich ist, wie sehr die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf die Sprache des Tacitus noch immer fortgesetzt werden muß. Im Anfang der Germania beschreibt derselbe die Donau mit folgenden Worten: Danubius *molli et clementer edito* montis Abnobae jugo effusus plures populos adit, donec in Ponticum mare sex meatibus erumpit. Ernesti hielt die Worte molli et clementer edito für Synonyme, und fand darin einen Beweis, daß Tacitus, wo sich ausdrucks-

volle Worte darbieten, nicht hartnäckig bey seiner gewohnten Kürze beharre. Hr. Phil. Carl Heß läugnet diese Synonymie, und gibt Beyspiele, wie die Kritiker, unaufmerksam auf die Verschiedenheit von Wörtern, geglaubte Tautologie aus diesem Schriftsteller ausgemerzt haben. Barker verweiset auf Heindorf zu Cic. de N. D. II. 57, wo leniter, in ähnlichem Sinne gebraucht, erklärt wird. Bötticher hat in seinem Lexikon unter mollis diese Stelle gar nicht, fertigt uns unter clementer mit der kahlen Bemerkung ab: »ad colles montesque refertur,« und begnügt sich auf Heß zu verweisen; Walther: molle dicitur id quod non est arduum aut molestum.« Erst neuerlich hat der scharfsinnige Verfasser der lateinischen Synonymik, Herr Döderlein (in Lectionum Variarum Decas. Erlang. 1832. p. 7) nicht allein gezeigt, daß bey jenen Prädicaten an Synonymie nicht zu denken ist, sondern auch, worin der Unterschied derselben bestehe; nämlich clementer editus bilde den Gegensatz von arduus, und beziehe sich auf die Gestalt des Berges; mollis stehe dem saxosus entgegen, und bezeichnen die Beschaffenheit des Bodens. Jetzt will ich nur auf die Uebereinstimmung dieser Beschreibung des Schwarzwaldes mit der des Strabo (VII. p. 331 Tsch.) und auf die Naturwahrheit jener so erklärten Ausdrücke des Tacitus aufmerksam machen, wovon man sich noch jetzt überzeugen kann (man vgl. meine Schrift: Zur Geschichte altrömischer Cultur am Ober-Rhein und Neckar (S. 65 ff.)

In den Historien II. 31 lieset man jetzt in den Ausgaben »Vitellius ventre et gula *sibi ipse hostis*.« Die zweyte Mediceer oder Florentiner Handschrift gibt wie die editio princeps: *sibi inhostus*. Andere Handschriften haben sibi ipsis hostis; eine sibi hostibus; eine andere: sibi in hostiis. Die Kritiker haben verschiedene Vorschläge gemacht; Pichena und Victorius lasen: sibi inhonestus, und diese Aenderung lobt Walther sehr. Bey Herrn Bötticher sucht man im Lexicon honestus, hostia, hostis eben so vergebens, wie inhonestus und inhostus. — In den Annalen XV. 25 heißt es: »Tum intellecto barbarorum inrisu, qui peterent quod eripuerant, consuluit inter primores civitatis Nero, bellum anceps an pax *inhonesta* placeret?« Hier bemerkt Herr Kießling: Emendatio *inhonesta* est a Victorio ad Caton R. R. c. 80. Idem suasit Lipsius. In Florent. (nämlich im cod. Mediceus alter) *inhosta*; ed. princ. *in hostes*. Bud. Guelt. veteresque edd. Puteol: in *hoste*.« Walther fügt hinzu: »Salmasius ad Solin. p. 24. Defendit *inhosta* ut vocem latinam, explicat *iniqua*. Sic *hostire*, *hostimentum*. Sunt hodieque qui cum Salmasio faciant. Sed medias syllabas

omissas in Ms. Flor. saepissime vidimus (cf. not. ad I. 20), et vocabulum *inhonesta* huic loco egregie convenit« — Ganz neuerlich sagt nun Herr N. Bach in der allgem. Schulzeitung 1833, Nr. 108, S. 858 f.): »Historr. II. 31. Ma: *gula sibi inhostus.* Annal. XV. 25: *pax inhosta.* Das Adjectivum kömmt freylich nur an diesen beyden Stellen vor; aber wer möchte es deßwegen dem schaffenden Sprachgeiste des Tacitus absprechen, zumal wenn etymologische Gründe dafür sind, wie Salmasius ad Solin. p. 24 bewiesen hat, der auf *hostire* und *hostimentum* zurückgeht, und daher *inhostus* durch iniquus erklärt. Diese Bedeutung paßt an beyden Stellen, weßhalb die Autorität in höchster Instanz den Ausschlag zu geben hat. Sehr richtig dem Urtheile, aber nicht der Voraussetzung nach. Tacitus hatte dieses Adjectiv vermuthlich in älteren Schriften vorgefunden; *hostus* wenigstens war selbst den Schriftstellern des goldenen Alters nicht unbekannt. Ich habe neulich in diesen Jahrbüchern ausführlich darüber gesprochen zu folgenden Worten des Cicero, Verrin. II. 247: »Itaque ex illa ipsa re, quam accusante Agathino, gesserat, *Veneri potissimum* deberi praemium statuit,« wie die verunstaltete Vulgata lautet, wo aber das ehrwürdige vaticanische Palimpsest die einzig wahre Lesart gibt: *hostissimum Veneri* deberi praemium statuit, welche Herr Angelo Mai, wie Lipsius und Victorius in obigen Stellen des Tacitus, in *honestissimum* verwandeln möchte, während Herr Zumpt gar die matte Vulgata gegen die Autorität der ältesten Handschrift und gegen das Gesetz der lateinischen Wortstellung in Schutz nehmen möchte. — Wenn dieses Beyspiel beweisen kann, wie manches in der Sprache des Tacitus gute alte Latinität ist, was man für kühne Neuerung dieses Autors hält, und wie viel durch Auffindung von neuen Hülfsmitteln auch im Tacitus noch aufgeklärt werden kann, so ergibt sich im Voraus schon, daß den Schriften dieses großen Historikers eben sowohl diplomatisch genaue und sprachgelehrte, wie geniale und glückliche Heilkünstler noch lange Noth thun werden.

Und somit bin ich ja schon zu den Annalen zurückgekehrt, aus denen ich allein und nur probeweise Stellen ausheben wollte.

Die einzige Handschrift der ersten Annalenbücher, die Corvener, jetzt Florentiner gibt, und noch dazu von neuerer Hand: *P* (Publii) Cornelii Taciti, und so schrieben die Herausgeber vor Lipsius, der aus Sidonius Apollinaris und dem Farnesischen Codex zuerst *Caii* einführte, welches seitdem, Herrn Bekker ausgenommen, alle Herausgeber beybehalten haben. Letzterer hat den Vornamen gänzlich weggelassen, wie auch der Titel seiner Ausgabe zeigt, und, wenn man erwägt, daß die Aufschriften so

vieler Briefe des jüngern Plinius in unsern Geschichtschreiber, so wie den Context einiger Briefe selbst dieses Pränomen nicht kennen, so wird man jene Auslassung einer vorsichtigen Kritik gemäß finden.

Betrachtet man die Einleitung zu den Annalen besonders vom zweyten Capitel an, so wird man an das Vorhaben des Tacitus erinnert, auch noch die Geschichte des Augustus zu beschreiben. Ob er letztere diesen Annalen vorsetzen, und somit ein einziges Werk aus beyden machen, oder (wie Niebuhr im rheinischen Museum II. 2, in der gehaltvollen Abhandlung: Ueber den Unterschied zwischen Annalen und Historien, S. 291, darzuthun sucht) sie eigens als eine Biographie dieses Kaisers erzählen wollen, macht hier keinen Unterschied; — genug, in diesem inhaltsvollen Eingang haben wir wenigstens den großartigen Umriß jenes unterbliebenen Werkes, und wir ersehen wenigstens daraus, wie sich die Persönlichkeit dieses Fürsten in der Seele unsers Geschichtschreibers gestaltet hatte, und in welchem Geiste er diesen öffentlichen Charakter dargestellt haben würde; das heißt, im ächt politischen Geiste und mit jener Divination, der kein Plan und Hülfsmittel verborgen geblieben, durch deren Anwendung dieser Octavier zum Principat gelangt war.

Annal. I. 1. Den mimischen Charakter dieses Eingangs von Urbem Romam an bis: nomine Principis sub imperium accepit., hat Muret (Operr. Vol. IV. p. 7 sq. ed. Ruhnken.) lehrreich erläutert, d. h. er hat gut erwiesen, wie die einzelnen Redeglieder in ihrer verschiedenen Fassung den verschiedenartigen Ereignissen, die sie bezeichnen, analog gebildet sind; wie denn überhaupt dieses herrliche Bruchstück der Muretischen Vorlesungen über den Tacitus von den neueren Auslegern mehr Beachtung verdient hätte, und wie denn bey Erklärung der großen Klassiker das Rhetorische mehr hervorgehoben werden sollte, als jetzt insgemein geschieht. — Ferner muß jetzt gleich zum ersten Satze: »Urbem Romam a principio reges *habuere*,« Fronto's Glosse Vol. II. p. 472. ed. Mediol. benützt werden. Weiter zu dieser Skizze der altrömischen Verfassungswechsel kann jetzt Cicero de Republica im zweyten Buche erläuternde Parallelen liefern; z. B. wenn Tacitus sagt: neque decemviralis *potestas* ultra biennium — valuit, und Cicero de Republ. II. 37 init. berichtet: Tertius est annus decemviralis consecutus, cum idem essent, nec alios subrogare voluissent, so erhält der Ausdruck *potestas* Licht, d. h. die von der Nation den Decemvirn übertragene und gesetzmäßige Gewalt war ihnen nur auf zwey Jahre verliehen, sie dehnten sie aber eigenmächtig bis in das dritte Jahr aus. — Zu den Worten: qui cuncta discordiis civilibus fessa

nomine principis sub *imperium* accepit, konnte zuvörderst wegen des bloßen Ablativs nomine an den classischen Sprachgebrauch, mit Verweisung auf Cic. Verrin. III. 45 pro Flacco. c. 12. pro Roscio tom. cp. 14 erinnert werden; sodann hat man sich über den Titel Princeps, den Octavianus annahm, begnügt, aus der Anmerkung des Lipsius die Stelle des Dio Cassius LVII. 1 zu entlehnen, und sie kann hinreichen; aber Walther, der im Jahre 1831 mit einem neuen Commentar über Tacitus hervortrat, hätte doch nun auch die Erörterung des Joh. Laurentius des Lydiers (de magistratt. Rom. I. 4) über die Bedeutung der Namen Rex, Dominus, Tyrannus, Imperator, Princeps, Caesar berücksichtigen, prüfen und zeigen sollen, ob seine Definition des Imperator als Name der Kaiser richtig, und die Worte über Princeps: ταύτῃ καὶ πρίγκιπας αὐτοὺς (die Kaiser) ἐκάλεσαν Ρωμαῖοι, οἱονεὶ πρώτην κεφαλὴν τῆς πάσης πολιτείας, demjenigen entsprechen, was hier Tacitus sagen will, indem er das nomine principis dem sub imperium accepit gegenüber stellt. — Auch Herr Bötticher hat unter Princeps nur die Hauptworte des Dio Cassius kurz angeführt und erläutert. — Es versteht sich nämlich von selbst, daß mit diesen und ähnlichen Erinnerungen im Verfolg, welche nicht die Kritik des Textes betreffen, immer nur der Interpret Walther und der Lexicograph Herr Bötticher gemeint seyn können. — Die auch von F. A. Wolf angefochtene Lesart *veteris* populi Romani hat der auch von Herrn Bekker angeführte Herr Walch zum Leben des Agricola II. S. 119 in einer trefflichen Anmerkung vertheidigt, worin er zeigt, daß von den Römern seit Tiberius wegen der großen Veränderungen, die in Sprache und Sitte vorgegangen waren, die Zeiten und Personen vor der Schlacht bey Actium als altrömisch und Altrömer, die nachfolgenden aber als Neurömisch und Neurömer betrachtet werden. — Das res — ob metum *falsae* ist von Herrn Kießling und Walther gegen Wolfs Kritik gut gerechtfertigt worden. — Bey *decora* ingenia vergleicht schon Muret das griechische εὐπρεπῆ. Da hier insbesondere von Schriftstellern die Rede ist, so kann man an griechische Bezeichnungen, wie ὁ καλὸς Ἀγάθων (Athen. IV. fin.) ὁ καλὸς Ἡρόδοτος (Athen. VI. p. 520 Schwgh.) erinnern. — Im zweyten Capitel hätte zu den insurgere paulatim die Anmerkung von Schwarz zu Plinii Panegyr. 66. p. 317 von Walther und Bötticher befragt werden sollen; denn ob es gleich allerdings sensim viribus et potentia crescere bedeutet, so ist es doch auch ein nautischer Ausdruck, und steht für remis insurgere, und wer sieht nicht, daß in diesem Zusammenhang es vom Augustus sehr passend gesagt wäre: Da erhob er sich allmälich, um das Ruder zu ergreifen? — Im dritten

Capitel haben, außer früheren Auslegern, Wolf, Kießling und Walther das subsidia dominationi Cl. Marcellum, Marcum Agrippam behandelt, und letzterer auf den aus dem Verbum substantivum erklärbaren Dativ aufmerksam gemacht. Herr C. Ludw. Roth (dem wir auch Taciti Synonyma et per figuram ἓν διὰ δυοῖν dicta. Noribergae 1826, verdanken) hat (in seinen Grammaticae Quaestiones e Tacito repetitae. Noriberg. 1829. p. 10) aber auch auf den Ursprung dieses besondern Gebrauchs der Apposition aufmerksam gemacht, und gezeigt, wie dem die Kürze des Ausdrucks liebenden Tacitus diese Apposition, welche einen ganzen Satz vertritt, sich besonders empfehlen mußte. — Weiterhin sagt Walther zu den Worten: nam genitos Agrippa Caium ac Lucium in familiam Caesarum induxerat, folgendes: »adoptavit domi per assem et libram emptos a patre. Sueton. Oct. c. 64. Dio 54. 18. Vell. II. 96, mit Uebergehung der ausführlicheren Erörterung des Lipsius. — Hierbey ist außerdem noch auf das domi in Suetons Worten zu merken. Denn eine solche Adoption mußte eigentlich vor dem Prätor, Präses oder irgend einer obrigkeitlichen Person in der Art geschehen, daß die Interessenten zu dessen Tribunal sich verfügten. Es war dieß also der Anfang der Freyheiten, die sich die Cäsaren bey Adoptionen und Arrogationen erlaubten (Cujacii Observv. VII. 7. p. 198, ed. Heineccii, und letzteren selbst im Syntagma antiqq. Rom. Jurisprud. illustrantt. p. 126 sq. — Cap. 4: pauci bona libertatis incassum disserere. Wenn Herr Böttiche im Lexicon unter dem Artikel Accusativus zu dieser Construction einige Belege aus den Schriften des Tacitus gibt, und mit Einem Worte an Cicero erinnert, so vermißt man Beyspiele aus Sallust, der Catil. cap. 5 sagt: instituta majorum disserere. Mehrere Beyspiele geben die Ausleger des Cicero D. N. D. III. 40. p. 692 und 803, ed. Moser, und der letztere Autor hat dieselbe Wendung de Republ. I. 24: »Qua credo omnibus *in rebus disserendis* utendum esse.« — Außer dem, was Ernesti zu den Worten: »sed vetere atque insita Claudiae familiae superbia,« gesagt, lese man noch nach Gellius X. 6. Valer. Max. VIII. 1, und was Hr. Ang. Mai zu Cicero de Republ. I. 19. p. 87. ed. Moser bemerkt hat. — Am Schlusse des Capitels: Accedere matrem muliebri impotentia etc. gibt Dio Cassius LVI. 47 Aufschluß: ὅτι καὶ αὐτή (ἡ Λιουία) τῶν πραγμάτων, ὡς καὶ αὐταρχοῦσα, ἀντεποιεῖτο, woselbst schon Reimarus (p. 844) zu dieser Schilderung der Herrschsucht der Livia diese Stelle des Tacitus und außerdem Annall. IV. 57 und Sueton. Octav. cp. 50 angeführt hat.

Cap. 5 bemerkt Walther: Quod Maximum uxori Marciae

aperuisse, über diesen Gebrauch des Infinitivs mit dem relativischen Pronomen gar nichts. Hr. Böttcher p. 107 hat diesen Punkt nicht übergangen, wohl aber vorliegende Stelle. Desto befriedigender handelt davon mit Anführung derselben Hr. Nicol. Bach in seinen lesenswerthen Emendationes Tacitinae (im rheinischen Museum für Philologie I. 3. p. 356), womit man die Ausleger zu Cicero de Republ. I. 14. p. 64. ed. Moser vergleichen kann. — Cap. 6 Augustus — ut exilium ejus Senatusconsulto sanciretur, perfecerat. Diese Verhandlung über die Verbannung des Agrippa Postumus im römischen Senat erinnert an die Worte der Schrift: de caussis corrupt. eloquentiae cp. 11. Nec vereor, ne mihi unquam verba in senatu, *nisi pro alterius discrimine* facienda sint. Außerdem verweise ich die Leser des Tacitus, weil die Ausleger schweigen (eben als ob sich solche Dinge von selbst verstünden) auf Herrn Dirksen's Abhandlung: »Ueber die Criminal-Jurisdiction des römischen Senats« (in dessen civilistischen Abhandll. I. 2. S. 152 ff.). Zu den Worten I. 7: lacrimas, gaudium, questus *adulatione* miscebant, bemerke ich: Herr Schuppius hat in seiner Abhandlung: de locis difficilioribus in Taciti Annal. I., mehrere gute und beachtungswerthe Erläuterungen gegeben; wenn er aber hier die Lesart der Handschrift dadurch rechtfertigen will, daß er adulatione für das Motiv nimmt, und: aus Heucheley erklärt, so glaube ich, Tacitus würde in diesem Falle hier eben sowohl adulantes geschrieben haben, als er vorher die Umstände dieser Handlungen durch festinantes, als Prädicat der handelnden Personen, bezeichnet hat. Unstreitig ist adulationem das Richtige; das m ist durch das folgende miscebant verschlungen worden.

Cap. 7 C. Turranius — praefectus annonae. Da Walther über die Schreibung des Namens und über die Person nach Lipsius Vorgang Fragen aufwirft, so ist zu bemerken, daß, wie es scheint, derselbe Mann in einer griechischen Inschrift auf der Insel Phile *Τουῤῥάνιος* heißt. Hr. Ruhkopf zum Seneca de brev. vit. cap. 20. p. 535 hat den dort genannten mit dem Turranius dieser Stelle verwechselt. Herr Letronne zur angeführten Inschrift (in Ferussac's Bulletin 1825. Avril. p. 10) unterscheidet drey Personen dieses Namens, diesen Praefectus annonae, der in jener Inschrift ein großer und gerechter Mann genannt wird, den Annall. XI. 31 vorkommenden, und den beym Seneca a. a. O. — Ueber diese Praefectura annonae muß außer dem, was Lipsius und Ernesti bemerkt haben, Marini in den Atti degli fratelli Arvali p. 5. 531. Nro. 768 nachgesehen werden.

Cap. 8: Nihil primo Senatus die agi passus, nisi de supremis Augusti: cujus testamentum inlatum per Virginis

Vestae Tiberium et Liviam heredes habuit. Walther verweiset auf Dio und die zwey Stellen des Sueton über Augusts Testament. Es ist aber nicht unnütz, sich jetzt der Worte Cicero's de Republ. III. 10 zu erinnern: ut hic juris noster interpres alia nunc Manilius jura dicat esse *de mulierum legatis et hereditatibus*, alia solitus sit adolescens dicere nondum Voconia lege lata; und dann Caii Institutt. Commentar. II. §. 274 und was Haubold in der Epicrisis zu Heineccii Syntagma p. 937 darüber nachgewiesen, und über die Rechtsformen bey Abfassung und Eröffnung solcher Testamente Marini's Atti degli fratelli Arvali p. 444 sq. p. 484, u. v. Savigny's Zeitschrift für die Rechtswissensch. I. 5. S. 84 ff. zur Nachlese zu empfehlen. — Tacitus fährt fort: Livia in familiam Juliam nomenque Augustae adsumebatur. Hier ist aus den Erläuterungen der Ausleger gar nichts von Walther aufgenommen worden. Dahin gehört auch jetzt noch die athenische Inschrift *IOΥΛΙΑΝ ΘΕΑΝ ΣΕΒΑΣΤΗΝ*, welche nicht auf Augusts Tochter Julia, sondern eben auf seine, nun Julia Augusta gewordene Witwe Livia geht (s. meine Anmerk. zur deutschen Ausgabe von Stuart. Antiqq. of Athen. I. p. 533 sq. und Boeckh Corpus Inscriptt. I. p. 168 sq.). Die nächsten Worte des Geschichtschreibers: in spem secundam nepotes pronepotesque — verdienen mit Horat. Satir. II. 5, — ut et scribare secundus heres, und mit dessen Auslegern verglichen zu werden. — Pronepos des August heißt der Kaiser Caius (Caligula) auf Münzen: »C. Caesar Divi Augusti Pronepos« (vgl. Ez Spanhem. de Usu et Pr. Numismm. p. 546 u. Eckhel D. N. V. Vol. VI. p. 223).

Cap. 10. Nec domesticis abstinebatur: Abducta Neroni uxor: et consulti per ludibrium pontifices, an concepto necdum edito partu rite nuberet: *Q. Tedii* et Vedii Pollionis luxus. In der einzigen Mediceer, d. i. Corveyer, Handschrift dieser Bücher steht: nuberet quae tedii. — Von den übrigen Versuchen über diese offenbar verdorbene Stelle zu schweigen, glaube ich, daß F. A. Wolf am wenigsten glücklich gewesen, und um so weniger Ursache gehabt hätte, über Andere vornehm herzufahren. Zuvörderst das qui nach dem Vorschlag des Beroaldo statt Q. wäre an sich keineswegs so übel, wie er meint. Man sehe nur nach, was Hr. Görenz zu Cicero de Finib. II. 21. p. 223 über diesen Gebrauch des qui gesagt hat; aber hier unterbricht es die Construction. Desto größere Aufmerksamkeit verdient die scharfsinnige Conjectur des Crollius, welche er, nachdem er sie in den Acta academ. Theodor. Palatin. Vol. VI. p. so gut motivirt, in die Zweybrücker Ausgabe aufzunehmen wohl das Recht hatte, was auch Wolf fast mit Hohn dagegen sagen mag, näm-

lich nuberet *nuptaeque taedia.* Könnte wohl in diesem Zusammenhange etwas passender seyn, als der auch durch die Geschichte bewahrheitete Gegensatz: daß je dringender und selbst mit Verletzung alles Anstandes Augustus seine Vermählung mit der Livia beschleunigt hatte, desto geschwinder sey er ihrer müde geworden? — Wie dem aber auch seyn mag, jenen Tedius kennt kein Mensch, und auch die einzige Handschrift nicht. Desto bekannter aber war des Vedius Pollio, eines des Vertrauten des August, bis zum Unsinn und zur Unmenschlichkeit getriebener Luxus, der einst selbst des bis zur Schwäche gegen ihn duldsamen Kaisers Unwillen erregt hatte (Seneca de ira III. 40. Dio Cassius LIV. 23), und der jetzt dem Geschichtschreiber, bey Erwähnung der bitteren Sarkasmen der Römer über Augusts Leben und Handlungen um so mehr einfallen konnte, weil der Kaiser diesen Glückspilz eben so bis zu dessen Tod gehegt und geduldet hatte, wie er die ihn (den Kaiser) überlebende Livia bis an sein Ende mit Nachsicht behandelte, und weil er und diese seine Gemahlin aus der ungeheuren Erbschaft dieses Mannes sich ansehnliche Grundstücke (wie den Pausilyp bey Neapel) hätten vermachen lassen. Unter diesen Umständen könnte man vermuthen, Tacitus habe geschrieben: nuberet: *quae* (wie die Handschrift) *taedio, ut* Vedii Pollionis luxus (scil. fuerat): Allein er war ihrer (der Livia, die er so übereilt zu seiner Gemahlin gemacht) überdrüßig geworden, eben sowohl, wie des Luxus seines Vertrauten Vedius Pollio — mit der vielsagenden Aposiopese: — die er sich beyde gleichwohl bis ans Ende gefallen lassen. — Will man die gute Aushülfe des Walther vorziehen, der aus Q. Tedii Vedii Pollionis luxus ändert: *Quin etiam* Vedii Pollionis luxus, so bin ich am wenigsten dagegen; werden wir doch auch so des lästigen Tedius oder Quintus Tedius los. — Wo nur Ein Text vorhanden ist, wie in diesen sechs ersten Annalenbüchern, muß der Kritiker, wie gesagt, freyere Hand haben, und Conjecturen, wie die geniale des wackern Crollius, verdienen Lob und keinen Spott, zumal wenn man nichts zu bieten vermag, was sich nur entfernt damit messen kann. — Gleich darauf muß man zu den Worten: cum se templis et effigie numinum per flamines et sacerdotes coli vellet, mit dem, was Lipsius in der Anmerkung und in einem Excurs, ingleichen was nachher Tillemont in der Histoire des Empereurs I. 17. p. 46. ed. de Venise in der Apotheose des Augustus erörtert haben, jetzt die charakteristische Stelle des Lydiers Johannes Laurentius (de magistratt. Romm. II. 3. p. 96) vergleichen, wo von den wachsenden Ansprüchen dieses Kaisers die Rede, und am Ende bemerkt ist, er habe sich endlich, wie ein eingeschaltener Gott (ὡσεὶ θεὸς ἐμβόλιμος — tanquam deus

intercalatus) selbst Priester bestellt; welches noch mehr sagen will, als was Tacitus aus dem Munde des tadelnden Publicums berichtet; was aber mit einer Kritik gelesen werden muß, wie sie schon früher Reimarus zum Dio Cassius LI. 20 gegeben.

Zu den von Lipsius in einem Excurs behandelten und seitdem von allen Schriftstellern der römischen Rechtsgeschichte viel besprochenen Worten Cap. 15: »Tum primum e Campo comitia ad Patres translata sunt« etc., gehört die schon von Lipsius angeführte Parallelstelle des Vellejus II. cap. 126: Summota e foro seditio, ambitio campo. Wenn Ruhnkenius hiebey den Ausdruck Seditio in Zweifel ziehen wollte, so hat Krause zu dieser Stelle (p. 536) sich dieser Zweifelsucht mit Recht widersetzt. Jetzt kann man sich aus den neulich entdeckten Bruchstücken der Reden des Symmachus überzeugen, daß man in der Kaiserzeit die ganz in die Hände des Senats gegebenen Wahlen im Vergleich mit der alten Wahlart als eine glückliche, die Ruhe des gemeinen Wesens sichernde Einigung, jene hingegen als eine unselige und den Staat erschütternde Trennung betrachtete. Man lese diese Darstellung in der Laudatio in Patres (p. 39 sq. ed. Ang. Mai. Mediol): Intelligamus nostri saeculi bona: abest cera turpis, diribitio corrupta clientelarum cuneis, sitella venalis. Inter Senatum et Principes comitia transiguntur etc., und man wird kaum zweifeln, daß Symmachus diese Stellen des Vellejus und Tacitus vor Augen hatte, als er jene Vergleichung der alten und neuen Wahlart niederschrieb. — Der Anstand des Lipsius und des Ernesti zu den nachfolgenden Worten ludos — Augustales wird durch die Bemerkungen des Herrn Hase im Commentarius de Jo. Laurentio Lydo, pag. LVIII, beseitigt, und Lipsius hätte die zur Ehre des Tiberius begangenen Spiele nicht hieherziehen sollen. Ueber das Augusteum vgl. man auch noch des Marini Atti degli fratelli Arvali II. p. 384 sq.

Im zweyten Buche, woraus ich nur einige Stellen aushebe, hätte Cap. 41 zu den Worten: et aedes Fortis Fortunae, Plutarch de Fortuna Romm. mit Wyttenbachs Anmerk. pag. 98 verglichen werden sollen. Daß der Archelaus, dessen Schicksale Tacitus Cap. 42 kurz berichtet, nicht der jüdische Tetrarch, wie Muret meinte, sondern ein ganz verschiedener König von Cappadocien war, erfahren wir jetzt aus des Lydiers Johannes Laurentius Werk de magistratt. Romm. III. 57. p. 250 sqq., welcher um so mehr hätte berücksichtigt werden sollen, weil er den Bericht des Tacitus ergänzt. Er meldet nämlich nicht bloß, daß Tiberius diesen Archelaus durch List nach Rom gelockt, und dort zurückgehalten, und daß dieser Kaiser Cappadocien zu einer tributären Provinz (ἐπαρχία ὑπόφορος) gemacht; sondern wir lernen

auch aus ihm, daß nicht schon Cäsar, wie Constantinus Porphyrogennetus de Thematt. Imperii I. 2) meint, der Stadt Mazaca in Cappadocien den Namen Cäsarea gab, sondern erst Tiberius. — Sie hatte mittlerweile auch einen griechischen Namen gehabt, nämlich Eusebia (vgl. Dio Cassius LIII. 26 und Eckhel D. N. V. III. 186 sq.). — Wenn neue Quellen aus Handschriften ans Licht gezogen werden, so sollten sie doch auch der Erläuterung der Classiker zu gut kommen. — Die folgenden Worte unseres Geschichtschreibers von demselben König: et quia regibus aequa, nedum infima, insolita sunt, hat Herr Ang. Mai zum Cicero de Republ. II. 26 nur aus dem Gedächtniß citirt; denn sonst hätte er nicht geschrieben: *Tyranno*, ait Tacitus, aequa nedum infima, insolita sunt. — In der Anmerkung zu dieser Stelle ist in der Walther'schen Ausgabe p. 164 ein böser Druckfehler eingeschlichen: »Cappadocia inter Pontum et Taunum.« Es muß Taurum heißen. Der Taunus gehört an den Rhein und Main und in die Nähe von Frankfurt a. M. Eine militärische Unternehmung gegen die Chatten von jenem festen Punkte aus ist von Tacitus (Annall. XII. 27 sq.) berichtet, und von mir in der Schrift: Zur Geschichte der röm. Cultur am Rhein S. 14 ff. erläutert worden; was ich daher hier übergehe. — Bey der gleich folgenden Stelle über die Verwandlung der centesima in ducentesima, d. h. als Abgabe bey Versteigerungen, hätten, außer Burmann de Vectigall. pop. Rom. p. 63 sqq. und Hegewisch über die römischen Finanzen S. 198 f., was die Hauptfrage über die Stellen des Sueton (Calig. c. 16) und Dio Caß. (LV. 25) betrifft, die Erläuterungen Eckhels (D. N. V. VI. p. 224) befragt werden sollen. — Am Ende des Capitels können die Worte: et provinciae Syria atque Judaea fessae oneribus, worüber gar nichts bemerkt ist, auch nur richtig verstanden werden, wenn der Inhalt von Stellen, wie Cicero pro Flacco c. 28. Dio Cass. LXVI. 7. Joseph. de bello Jud. VI. 6. 6 mit den Untersuchungen von Zorn de fisco Judaico p. 270 sqq. und Fr. Münter der jüd. Krieg S. 5 für unsern großen, aber gedrängten Geschichtschreiber in Anwendung gebracht werden — was ich alles nur andeuten, nicht ausführen kann; sonst müßte ich selbst einen Commentar, und nicht eine bloße Anzeige von dem Commentar eines Andern schreiben. — Im nächstfolgenden Cap. 43 wird wohl niemand Anstand nehmen, der ungezwungenen Erklärung der Worte: et Plancinam haud dubie Augusta monuit muliebri aemulatione Agrippinam insectandi, welche Kießling und Walther geben, indem sie aus dem Sprachgebrauche des Tacitus erweisen, daß der Genitiv insectandi von monuit abhängt, vor der harten Construction des Freinsheim und Oberlin, wonach dieser

Genitiv von aemulatione abhängig wäre, den Vorzug zu geben.

In dem 59sten und folgenden Capiteln begleitet der Geschichtschreiber den Germanicus auf seiner Reise in den Orient, und zunächst nach Aegypten. Zur Erläuterung des Einzelnen muß ich mich auf das beziehen, was ich neuerlich in den Anmerkungen zum zweyten Buche Herodots in der Bährischen Ausgabe bemerkt habe. Aber in Bezug auf Tacitus glaube ich hier im Allgemeinen auf den Standpunkt aufmerksam machen zu müssen, von welchem auch er das Morgenland aufgefaßt hat. Es ist ganz der volksmäßig kindische aller (wenige ausgenommen) Griechen und Römer. Denn gerade so naiv und mährchenhaft hatten sich in Griechenland und Rom unter Hohen und Niedrigen die Vorstellungen über das Morgen- und besonders über jenes Wunderland der alten Welt gebildet. Wollte man sagen, Tacitus habe hier als getreuer Berichterstatter jene Länder nur in dem Lichte zeigen dürfen, wie sie sich in der Phantasie des jungen Fürsten zu Tiberius Zeit abgespiegelt — so wird diese Einrede durch andere Stellen des Tacitus widerlegt, wo er nämlich aus eigener Person über die orientalischen Zustände Bericht erstattet, namentlich auch über die Ebräer, ihren Gesetzgeber Moses, ja selbst über Christus, die Erscheinung des Christenthums und den Geist seiner Lehren. Die Ansichten des höheren Alterthums sind überhaupt nicht die glänzende Seite dieses sonst so großen Geschichtschreibers. Er ist auch von dieser Seite ganz Römer. Roms Gemeinwesen, und was dazu gehört es zu verstehen und zu verwalten, Menschen-, Gesetzes- und Rechtskunde nebst Beredsamkeit erfüllen ihn ganz — aber der unabhängige männliche Geist und das edle Gemüth, womit er dieß alles auf die Historie angewendet — diese machen seinen eigenthümlichen Werth aus. — Jene beschränkte Ansicht spricht sich gleich im Anfang des 60. Capitels aus, welche Worte ich hierhersetzen will, weil ich noch etwas darüber kritisch zu bemerken habe: Sed Germanicus — Nilo subvehebatur orsus oppido a Canopo. Condidere id Spartani ob sepultum illic rectorem navis Canopum, qua tempestate Menelaus Graeciam repetens, diversum ad mare terramque Libyam dejectus. Das ist so ganz im Tone der Odyssee, daß der Geschichtschreiber, hätte er sich nicht so kurz fassen müssen, auch von des Proteus Wahrsagung an den goldhaarigen Menelaus und von den Zauberkünsten der Helena hätte erzählen können.— Doch dieß bey Seite: Canopo und Canopum ist ohne Zweifel Lesart des einzigen Codex dieser Bücher; wenigstens berichten Pichena, Jak. Gronov und Imm. Bekker nicht das Gegentheil. Aber eben weil er der einzige ist, darf

und soll man fragen, ob Tacitus so geschrieben habe. Kein Grieche bezeichnet diese Oertlichkeit, das heutige welthistorische Abukir, anders als *Κάνωβος*, und von Strabo (XVII. 6 u. 16, p. 493 u. p. 530, ed. Tzsch.) bis zum Eustathius hört man von einem *Κανωβικὸν στόμα Νείλου*. Daß auch die Römer die Schreibung Canobus und Canobicus kannten, zeigen gute Handschriften (s. Quintilian. Inst. Orator. I. 5. 54 mit Spaldings Anmerkung). Unter solchen Umständen würde ich auch im Tacitus Canobo und Canobum geschrieben haben. Bey den Worten: et manebant structis molibus litterae Aegyptiae, wodurch die Obelisken mit ihren Hieroglyphen bezeichnet werden, sind mehrere Unrichtigkeiten aus dem Werke Zoega's de Obeliscis p. 68. 623 etc. zu berichtigen; wozu jetzt noch kommt die Schrift des Herrn Alex. de la Borde: Description des Obelisques de Lougsor, Paris 1832, der auch die folgende Beschreibung der Eroberungen eines Pharao Rhamesses: — »atque eo cum exercitu regem Rhamsen Libya — potitum,« auf den von Herodot und Strabo genannten S e s o s t r i s bezieht. Zu den Worten Cap. 60: quasque copias frumenti et omnium utensilium quaeque natio penderet, hätten die Erörterungen Niebuhrs (röm. Gesch. II. S. 397 ff.) über die Einkünfte der Pharaonen verglichen mit denen der jüdischen und römischen Könige u. s. w. benützt werden sollen.

Cap. 79: Ubi praetor, qui de veneficiis quaereret, reo atque accusatoribus diem *praedixisset.* Was gegen Muret's und Acidal's Vorschlag von Walther aus Stellen des Tacitus erinnert wird, reicht nicht hin. Ueber diese gerichtlichen Ausdrücke dicere, praedicere, prodere und prodicere diem muß das Genauere aus Polleti historia fori Romani IV. 8, aus Gronov zum Gellius XII. 13, Drakenborch zum Livius II. 61, Fr. Aug. Wolf zum Cicero pro domo 17 p. 186 und aus Hrn. Dirksen's Beyträgen zur Kunde des röm. Rechts S. 271 ff. entlehnt werden. — Zu Cap. 83: Honores, ut quis amore in Germanicum aut ingenio validus, reperti decretique etc., mußte auf die von Herrn Fea in den Frammenti di fasti consolari e trionfali zuerst bekannt gemachten Bruchstücke des Senatusconsults zu Ehren des Germanicus hingewiesen werden, welche seitdem im Classical Journal und in Férussac's Bulletin abgedruckt worden, zuletzt aber mit lehrreichen Bemerkungen von Niebuhr im rheinischen Museum für Jurisprudenz, Philologie u. s. w. I. 4. S. 349 — 354 begleitet worden sind. — Ueber den Clipeus in demselben Capitel, worüber Lipsius einen eigenen Excurs geschrieben, konnte jetzt aus Caylus Recueil d'Antiquités II. 57, aus J. Winckelmann's Werken II. S. 56 neue Dresdn. Ausg.

und aus Osann's Sylloge Inscriptionum V. 1. p. 245 sq. befriedigenderes beygebracht werden. — Was Walther zur Vertheidigung der Vulgata in den nachfolgenden Worten vorbringt, wird dem Kundigen als ein Nothbehelf erscheinen: Equester ordo cuneum Germanici appellavit, *qui Juniorum dicebatur.* Diese letztern drey Worte sind das Glossem eines Abschreibers, der die Ellipse nicht verstanden. Denn eigentlich müßte es heißen: cuneum appellavit cuneum Germanici. Der Zusatz ist sinnlos, weil die ganze Ritterschaft juventus genannt wurde, wie schon Ernesti bemerkt, ohne jedoch von dieser kritischen Bemerkung Gebrauch zu machen. Die Verfasser lateinischer Ellipsenbücher, wie Palairet, sagen freylich nichts darüber. — Diese Ellipse ist aus dem Griechischen entlehnt, und aus griechischen Autoren könnte man eine große Menge Beyspiele anführen. Es genügt auf das zu verweisen, was Wyttenbach zu Plato's Phaedon p. 283 und zum Plutarch praeceptt. conjugg. p. 901 darüber zusammengestellt hat — und es ist diese Stelle ein Beleg zu der Beobachtung, daß der echt classische, aber gedrungene Ausdruck des Tacitus solchen unbefugten Interpolationen besonders ausgesetzt seyn mußte.

Cap. 84: Soror Germanici nupta Druso duo virilis sexus simul enixa est. Wie manches noch für die Orthographie des Tacitus zu thun sey, hat neuerlich wieder Herr Nikol. Bach in den oben angeführten Schriften durch eine ganze Reihe von Belegen erwiesen. Wenn, wie Jacob Gronov bezeugt und Hr. del Furia wenigstens stillschweigend bestätigt, die Handschrift hier *viriles*, und Annall. IV. 62 *virile secus* hat, wie dorten auch in den neueren Ausgaben steht, so ist es eine Inconsequenz, hier nicht auch so zu schreiben, zumal da Historiarr. V. 13 die Autorität guter Handschriften dafür spricht, da Sallust diese Form gebraucht, Livius nicht minder, und, wie sich aus Vaticaner Palimpsesten ergibt, selbst Cicero. — Hr. Valois im Commentur zum Ammian. XVI. 11. 9. p. 222. ed. Wagner und Ruddimann und sein neuester Herausgeber Stallbaum (Institutt. Grammat. Latin. I. p. 32 u. p. 28) überheben mich jetzt größerer Ausführlichkeit über diesen Punkt. Herr Böttícher hat p. 146 von unserer Stelle gar keine Notiz genommen, eben als wenn das Zeugniß einer einzigen Handschrift hier gar kein Gewicht hätte. — Ueber die Cap. 85 vorkommende Anklage der Vistilia und die Motive ihrer Verurtheilung ist, außer Lipsius, nachzusehen, was in meinem Abrisse der römm. Antiqq. S. 107 der zweyten Ausg. aus neueren Civilisten darüber angeführt worden.

Buch III. Cap. 2. trabeati equites. Zu dem Excurs des Lipsius muß jetzt noch bemerkt werden, was der Lydier J. Lau-

rentius de magistratt Romm. I. 7. p. 20 und de mensibus I. 19. p. 26. ed. Roether über die trabea berichtet. — Cap. 3 zu den Worten matrem Antoniam, nämlich die Mutter des Germanicus und Gemahlin des älteren Drusus, worüber von Walch nichts bemerkt ist, befrage man noch Dorville in der vannus crit. cap. VII. p. 189 sq. — Cap. 6. Rem publicam aeternam esse, erinnert an Cicero de R. P. III. 29 — tamen de posteris nostris et de illa immortalitate rei publicae sollicitor; quae poterat esse perpetua etc.; wo das illa schon zeigt, daß dieß ein allgemeiner alter Glaube war. Hierbey muß ich doch bemerken, daß Herr Angelo Mai, nachdem er in der ersten Ausgabe der Ciceronischen Bruchstücke vom Staate den Tacitus unter denen nicht genannt hatte, die jene Schrift des Tullius benützt oder vor Augen gehabt, nun im Prooemium zur zweyten §. V. p. XXX sagt: »Suspicari licet etiam de Virgilio, *Tacito* etc.,« nämlich lectos ab iis esse Ciceronis de republica libros. Demgemäß hat er auch jetzt in diese neue Ausgabe aus diesem dritten Buche der Annalen cap. 26 sq. unter der Abtheilung Cic. de R. P. liber V. cap. 2. p. 327 ein ganzes Stück aufgenommen, worin der Geschichtschreiber vom Ursprung des Rechts und der Gesetze handelt, mit der beygefügten Aeußerung, da Cicero zweifelsohne in seinen Büchern vom Staate, namentlich in diesem fünften Buche, auch vom Ursprunge des römischen Rechts geredet, so könne man wohl annehmen, daß dem Tacitus nur die Einkleidung dieser Uebersicht, der Inhalt aber dem Cicero angehöre. — Zu der folgenden Uebersicht der späteren Leser jener Ciceronischen Bücher (also zum §. VI u. VII des Hrn. A. Mai) bemerke ich noch gelegentlich, muß im weiteren Sinn auch noch Henricus de Hassia gerechnet werden, dessen Schrift de Republica sich in einer Handschrift der Heidelberger Bibliothek befindet; jedoch hat dieser Schriftsteller des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts nicht aus Cicero's Büchern unmittelbar, sondern aus den Schriften des h. Augustinus geschöpft, wie ich anderwärts (in den Heidelb. Jahrbb. 1826. Nr. 63) erwiesen habe. — Zum 36. Cap. wie auch zum 14ten und zum 55sten dieses Buches der Annalen müssen die Erläuterungen in der Schrift, betitelt: Annalium Corn. Taciti locos tres nunc explanatos dedit L. J. W. Gryphiae 1817. p. 7 sq. und p. 22 sq. benützt werden, und zu Cap. 76 über den Juristen Labeo Hrn. Dirksens Beyträge zur Kunde des röm. Rechts I. 3. S. 26 u. S. 48.

Buch IV. Cap. 69. In der Erzählung, wie drey Senatoren sich verstecken, um die Gespräche des Sabinus zu belauern, und sie dem Sejanus zu hinterbringen, haben die Herren Bekker und Kießling Ernesti's Aenderung aufgenommen: et si pone

fores assisterent, *metui* visus, sonitus aut forte ortae suspiciones erant. Walther hat sich löbliche Mühe gegeben, indem er metus wieder hergestellt, in die Vulgata einen guten Sinn zu bringen. Allein aus Bekkers Anmerk. ergibt sich jetzt, daß die Handschrift (die Corveyer, die einzige, die wir haben) suspicio*nis* gibt. Dieß und das von Ernesti schon als hart bezeichnete metus, visus lassen auf eine größere Corruptel schließen. Vielleicht hatte Tacitus die in der Sache liegenden Gefahren und den Verdacht anschaulicher so dargestellt: *motus*, visus, sonitus aut forte ortae *tusses suspicioni* erant. — Traten sie hinter die Thüre, so konnte eine Bewegung, ein Schein (durch eine Ritze nämlich), ein Ton (ein Knarren der Diele) oder ein zufällig (einen der Laurer) befallendes Husten Verdacht erregen. — Wie oft metus und motus verwechselt werden, bedarf keiner Erinnerung. Uebrigens vergleiche man Terent. Heaut. II 3. 33: »Gemitus, screatus, *tussis* (oder tusses), risus abstine. — In der darauf folgenden Schilderung der in Folge des Despotismus und der Angeberey über Rom verbreiteten Betäubung, hatte Ernesti gewiß Recht, wenn er die Worte: non alias magis anxia et pavens civitas, *egens* adversum proximos, für corrupt erklärte. Walther will auch hier wieder die Vulgata retten. Ich hatte in meinem Exemplar schon vor Jahren auf den Rand geschrieben: »fort. *satagens*, muß aber leider nun bekennen, daß Rhenanus mir mit dieser Conjectur zuvorgekommen. Zwischen ci*vitas* und *ad*versum konnte das *sat* gar zu leicht ausfallen. Man könnte auch lesen: ag*ens satis* adversum proximos. In jedem Falle gewinnen wir den trefflichen Sinn: Niemals war die Bürgerschaft angstvoller (innerlich), niemals verrieth sie ihre Furcht sichtbarer; sie hatte Noth, um sich selbst gegen nächst Angehörige sicher zu stellen (d. h. die Bürger hatten Mühe und Noth, sich der Gefahren zu erwehren, worein ihre nächsten Freunde und Verwandten sie jeden Tag stürzen konnten. Ueber die Bedeutung von satagere verdienen Perizon zu Sanctii Minerva p. 175 und Ruddimanni Institutt. Grammatt. mit Stallbaum II. p. 118 nachgelesen zu werden. Zu dem Anfange des folgenden Cap. 70: Sed Caesar solemnia incipientis anni kal. Januariis etc. vergleiche man den Jo. Laurent. Lydus de mensibus I (Januar.) cap. 3. — In der lückenhaften Stelle B. V. Cap. 4: disserebatque brevibus momentis summa verti posse, quandoque Germa*nicis titium* poenitentiae senis, haben Herr B. und K. sich beschränkt, nur diese Lesart der Handschrift zu geben; dagegen hat Walther die Lesart Ruperti's befolgt: — verti posse quandoque Germanici *exitium* poenitentiae esse seni. — In den nächstfolgenden Worten: Simul

populus effigies Agrippinae ac Neronis gerens circum sistit curiam, *festisque* in Caesarem ominibus — clamitat, hat Hr. B. das von Ernesti vorgeschlagene *faustisque* in den Text aufgenommen, dagegen K. und Walther die Vulgata beybehalten, und diese hat neuerlich auch Hr. Petersen in einem mehrere gute Anmerkungen über die Schriften des Tacitus enthaltenden Programm (Annotationum ad C. Tacitum Specimen primum. Kreuznach 1829) p. 19 sq. behauptet. — Im VI. B. Cap. 12 hat W. die Aenderung des Lipsius, der statt: post exustum so*ciali* bello capitolium, vorschlug *civili* bello, aufgenommen. Diese Conjectur billigt auch Wyttenbach zu der Parallelstelle Plutarch. de Iside et Osiride p. 379 D. in den Anmerkungen p. 257, und sie ist nothwendig.

Ich hebe noch einige Stellen aus den letzten Büchern aus: B. XII. Cap. 27: Sed Agrippina, quo vim suam sociis quoque nationibus ostentaret, in oppidum Ubiorum, in quo genita erat, veteranos coloniamque deduci impetrat; cui nomen inditum ex vocabulo ipsius. Wenn ich mit Hinsicht auf diese Stelle in meiner Schrift: Zur Geschichte der altrömischen Cultur am Oberrhein S. 20 diese Agrippina eine Tochter des M. Agrippa nannte, so hätte ich Enkelin schreiben sollen. Das Richtige steht in meinem Abriß der römm. Antiqq. S. 341. 2. Ausg., wo ich von dem italischen Recht dieser Colonie gehandelt habe. Hier will ich noch bemerken, daß Eckhel (D. N. V. I. p. 74), wo er die ächte Münze dieser Stadt (jetzt Cölln) beschreibt, hinzufügt: »Colonia haec dicitur Claudia a conditore Claudio U. C. 803, ut testatur Tacitus.« Es muß heißen: ut testatur Lipsius ad Taciti Ann. XII. 27. — Denn Tacitus sagt dieß nicht, sondern dieser Ausleger. — Etwas weiter fährt Tacitus fort: Iisdem temporibus in superiore Germania trepidatum adventu *Cattorum* latrocinia agitantium. *Inde* L. Pomponius Legatus auxiliares Vangionas ac Nemetas addito equite alario monuit. Hier geben B. u. K. *deinde*, W. *dein*. Andere schlugen vor *proinde*, wie auch eine Handschrift hat, und nach dem, was Walch zum Agricola p. 191 und Nik. Bach in der allg. S. Z. 1833. S. 859 über das ungebührliche Verändern dieser Partikel bemerkt haben, möchte ich für diese Lesart stimmen. Die Causalpartikel proinde paßt auch vortrefflich in diesen Zusammenhang. Deßwegen oder aus diesem Grunde (weil die Chatten in Oberdeutschland durch ihre Raubzüge Furcht und Schrecken verbreitet hätten) erinnerte C. Pomponius u. s. w. Die Schreibart Cattorum haben Oberlin und Walther. Kießling dagegen und Bekker Chattorum. Ich wiederhole hier nicht, was ich neuerlich in jener oben angeführten Schrift (S. 80 und 117)

über jene Schreibarten bemerkt, eben so wenig, was ich (eben daselbst S. 15 ff.) über diese Heerzüge der Chatten und der Römer abgehandelt habe.

B. XIII. Cap. 14 heißt es von der Absetzung des unter dem Kaiser Claudius allmächtigen Intendanten Pallas: Et Nero infensus iis, quibus superbia muliebris (seiner Mutter Agrippina) innitebatur, demovet Pallantem cura rerum, quis a Claudio impositus velut arbitrum regni agebat: ferebaturque degrediente eo magna prosequentium multitudine non absurde dixisse, *ire Pallantem ut ejuraret*. Sane pepigerat Pallas, ne cujus (cujusque Walth.) facti in praeteritum interrogaretur paresque rationes cum republica haberet. Hier hat die Ofener Handschrift und die ed. Spir. *ut evitaret*. Der neueste Herausgeber hat jedoch jene andere Lesart beybehalten, und erklärt sich sehr zuversichtlich für die Auslegung derer, die zu ut ejuraret aus dem Vorhergehenden regnum ergänzen, so daß also der Sinn wäre, Pallas gehe um das Königthum abzuschwören — eine Erklärung, worin niemand einen Witz finden wird; und etwas Witziges soll doch Nero bey dieser Gelegenheit gesagt haben, wie des Geschichtschreibers Worte: non absurde dixisse, zu verstehen geben. — Nimmt man an, der scherzende Nero, der das Griechische so viel im Munde führte, habe ein Wortspiel mit dem Namen Pallas gemacht, so könnte die Stelle mit Einem Worte ergänzt werden, das eben des Gleichlauts wegen, wie so oft geschieht, in den Abschriften ausgefallen sey: ire Pallantem βαλλάντιον (oder βαλάντιον) ut ejuraret, so wäre außer dem Wortspiel der Witz: Pallas gehe (mache sich aus dem Staube), um den Beutel (die Geldbörse) abzuschwören; d. h., um sich von künftigen Ansprüchen auf seinen Geldbeutel frey zu machen; denn, wie das Folgende zeigt, hatte er sich ja während seiner Gewalt, die er unter Claudius besaß, vor aller Verantwortung vorhergegangener Handlungen sicher gestellt; jetzt aber, bey Nero's Ungnade gegen ihn, mußte er wegen der Zukunft sein Vermögen in Sicherheit zu bringen suchen. Dächte man, Nero habe zugleich an den andern Sinn von βαλλάντιον, wonach es auch ἀκόντιον jaculum bedeutet (Athen. III. 98. D. p. 383 Schwgh.), gedacht, und habe ut evitaret gesagt, so würde es heißen: Pallas geht weg, um dem Schusse zu entgehen (d. h. der Rache, die ihn noch künftig treffen konnte). — Doch wie gern ich solche Einfälle opfere — will ich noch letztlich durch eine Hinweisung auf eine Stelle des Cicero (in Pisonem cap. 25, die aber ganz gelesen seyn will) zeigen: *Ratio* quidem Hercle apparet, argentum οἴχεται (d.i. it, abit). »Die Rechnung ist liquid, aber das Geld ist fort.« Da nun gleich nach dem Satze *ire* Pal-

lantem von den rationes (Rechnungen) die Rede ist, so könnte auch der Sinn seyn: Pallas geht fort (und mit ihm geht das Geld fort), da er sich frey zu schwören im Begriffe ist, denn nach dem von ihm gemachten Vertrag geht seine Rechnung mit dem Staate auf (er ist von der Verbindlichkeit, nachzuzahlen, frey). — Cap. 17: crebris ante exitium diebus *inclusum isse* pueritiae Britannici Neronem. Grävius las mit Rhenanus illusisse, und erläutert diesen Sprachgebrauch des illudere durch mehrere Beyspiele (Epistol. ad N. Heins. in Burmanni Sylloge vol. IV. p. 77). — In der tragischen Geschichte des Octavius Sagitta und der Pontia weichen an einer Stelle die Handschriften und Ausgaben außerordentlich von einander ab: Tum, ut adsolet in amore et ira, jurgia, preces, exprobratio, satisfactio, et pars tenebrarum libidine seposita, *ex qua incensus* nihil metuentem ferro transverberat etc. So Herr Bekker und Kießling. Walther dagegen: *ex qua statim* incensus. Die Florentiner Handschrift (Ma.) gibt: et *quaslim census*, woraus J. Gronov bildete: *et quasi incensus*; die Ofener: *et quaestum census*, und von der zweyten Hand: *et quaestu incensus*: Oberlin endlich ex qua aestu incensus. Da meines Bedünkens *quasi* viel für sich hat, und eine Vergleichung vorbereitet, so lese ich aus quaestu oder questu folgendermaßen: *et quasi oestro incensus.* Es ist vorher von Zorn (ira) und Vorwürfen die Rede. Festus p. 303. ed. Dacier: »Oestrum, *furor* graeco vocabulo,« nämlich οἶστρος und οἶστρον, das die Griechen selbst in Prosa für Wuth brauchen (Wyttenbach zum Plutarch. p. 454. ed. Oxon. und Plotin. p 714, wo ich mehr darüber bemerkt habe). — Cap. 45 mit der Schilderung der Poppäa: modestiam praeferre et lascivia uti etc., verdient die Charakteristik gewisser Frauen beym Nilus Asceta (II. p. 420. ed. J. C. Orelli) verglichen zu werden: σχηματίζονται σεμνά κ. τ. λ. — εὐλάβειαν γὰρ ἐν ἀρχῇ ἢ ἔχουσιν ἢ ὑποκρίνονται. — Cap. 46: si ultra unam alteramque noctem attineretur, nuptam se esse dictitans nec posse matrimonium amittere. Dieß erinnert an das trinoctium bey der in manum conventio usu (Gell. III. 2. Ulpian. Tit, XIX. 8. Vgl. jetzt Gaius I. §. 111 und Dirksens Uebersicht der Zwölftafel-Fragmente S. 414 ff.). — Da Walther Cap. 54: »agrosque vacuos et militum usui sepositos insedere,« zur Erklärung einer vielbehandelten Stelle in der Germania anwendet, so will ich bey dieser Gelegenheit diese letztere, da ich sie neulich, ohne Walthers Ausgabe vor mir zu haben, erklären mußte, noch einmal kürzlich zur Sprache bringen. Die Worte des Tacitus (Germ. 29) sind folgende: Non numeraverim inter Germaniae populos, quanquam trans Rhenum Danubiumque consederint, eos, *qui*

decumates agros exercent. Hierzu bemerkt nun Walther: »In cod. Hummel. scriptum est *thecumates.* Vox ἅπαξ λεγομένη. Vocabulum *decumates* forma sua factum est secundum *optumates*, *summates* etc., ut *decumates agri* sint iidem, qui alibi *decumani* dicuntur a decimis, quas solvunt possessores, h. e. vectigales. Satis enim constat, Romanos, postquam super Rhenum Danubiumque in Germaniam penetraverant, agros hosti ereptos aut ab hoste relictos in usum vertisse legionum; cf. An. XIII. 54: agros vacuos et militum usui sepositos etc.« Hier frage ich nun: was sollte denn den Tacitus bestimmt haben, ein ἅπαξ λεγομενον zu gebrauchen, und einen gut lateinischen Ausdruck zu verschmähen, um zu bezeichnen, was er sagen wollte, nämlich eben den Ausdruck: *ager decumanus*? — 2) Die von Walther und Andern angeführten analog gebildeten Wörter: summates, infimates, cuiates, stellates, haben alle bloß örtliche Bedeutungen, und demgemäß müßte man auch in den deutschen Ländern am Rhein und an der Donau Oertlichkeiten für diese decumatischen Felder (agri decumates) suchen, die aber nirgends zu finden sind, nicht zu gedenken, daß alsdann die allgemeine Bedeutung zehntpflichtiges Land, worauf Walther selbst besteht, verloren gehen würde. 3) Nehmen wir dagegen einmal an, Tacitus habe in dieser Stelle der Germania nicht zehentpflichtige Länder, sondern zehentpflichtige Leute gemeint, so konnte er letztere nicht decumani nennen, denn so nannten die Römer eine angesehene Classe von Generalpächtern (publicani, Cic. Verr. III. p. 13). Er mußte sich also nach einem analogen Worte in seiner Sprache umsehen, und dieses fand er in dem Lateinischen Sanates. Damit bezeichneten die Römer Abtrünnige von Rom, die zur Besonnenheit (*sanata* mens) zurückgekehrt, zur Raison gebracht worden waren (Festus u. Paulus p. 478. ed Dacier), und von nun an mit den Römern in einem eigenen politischen Verhältnisse standen. — In einem eigenen politischen Verbande mit den Römern standen auch jene gallischen Auswanderer, die sich an Rhein und Donau angesiedelt, und nachdem die Römer diese Lande in ihre Militärlinien gezogen, sich als zehentpflichtige Unterthanen des römischen Reichs mit diesem in der Art verbunden hatten, daß sie gegen Entrichtung von Zehenten den römischen Schutz genossen. Mithin war der grammatisch dem Sanates analog gebildete Ausdruck Decumates ganz geeignet, um das politische Verhältniß dieser zur Provinz Gallien neu hinzugekommenen Schützlinge zu bezeichnen. 4) Für meine Ansicht spricht auch der von Walther selbst angeführte Ausdruck optumates, und wäre dieser Ausleger nicht durch die hergebrachte Meinung, die agri (die Län-

dereyen) würden hier decumates genannt, bestochen gewesen, so hätte ihn eben jenes optumates auf andere Gedanken bringen können. Denn das Optumates ist auch eine Bezeichnung von Personen, und zwar von einer ebenfalls politischen Menschenclasse in Rom. Man wird mir das adjectivische optumatum genus bey Cicero de Republ. II. 23 nicht entgegensetzen wollen, oder die Matronae optimates in Cicero's Briefen (Famill. VII. 6); denn wer weiß nicht, daß optimas an sich ein Adjectiv ist, und daß es also Männern und Frauen, und dann auch einem ganzen Geschlechte, Classe (genus) als Prädicat beygelegt werden kann? 5) Da endlich Tacitus durch die obigen Worte: trans Rhenum Danubiumque die generelle Oertlichkeit schon hinlänglich beschrieben, und also nicht nöthig hatte, noch einmal zu sagen, wo jene Ländereyen gelegen wären, so glaube ich, er wollte mit dem decumates das Verhältniß der Bewohner jener Länder zum römischen Reiche aussprechen; und dem Allen gemäß nehme ich das decumates als Nominativ, verbinde es als Opposition mit qui, und übersetze die Stelle so: »Ich möchte zu den Völkern Germaniens nicht diejenigen zählen, die, ob sie sich gleich jenseits Rhein und Donau niedergelassen, als Zehentmänner (Decumaten) die Lande bauen.«

XXIV. B. Cap. 58: — dum manus alia permeat, multa secutura quae ad usque bellum evalesceret. Dieses evalescere, welches Tacitus und seine Zeitgenossen öfter brauchen, ist ein dem Griechischen nachgebildeter und vom Thucydides entlehnter Ausdruck, welcher in demselben Sinne ἐκνικῆσαι braucht. Ich finde auch von Hrn. Böttcher im Lex. p. 179, wo evalescere vorkömmt, über diesen Gräcismus nichts bemerkt, da er doch ein Beleg für die Thucydideische Farbe mancher Ausdrücke unseres Geschichtschreibers ist (s. darüber Wyttenbach zu den Selecta Historicorum p. 360). — Dieß erinnert noch an einen ähnlichen Ausdruck Annal. IV. 34: et uterque opibusque atque honoribus *perviguere*, welches Zeitwort Böttcher als ἅπαξ λεγόμενον bezeichnet hat, und es ist wohl auch dem Griechischen nachgebildet; nur muß man nicht an καταχμάζειν denken, wie Facciolati und Forcellini im Lexicon; denn dieß ist ungebräuchlich, sondern eher an ἐπακμάζειν, oder vielmehr an ὑπερακμάζειν.

XV. B. Cap. 3 vertheidigt Walther die Vulgata: et quia egena aquarum regio est, gegen Gronov, Ernesti und Lallemand, welche änderten et *quo* egena aquarum regio *esset*. Ich bemerke, daß schon Herr Petersen in der angeführten Abhandl. S. 23 dem Walther zuvorgekommen. Eben so würde derselbe in einer andern Stelle noch bestimmter die Lesart der Handschriften anerkannt, und sie vielleicht in den Text zurückgeführt

haben, wenn er gekannt hätte, was derselbe Philolog a. a. O. zu ihrer Rechtfertigung beygebracht hat. Die Stelle ist Cap. 21 zu Ende: Nam ut metu repetundarum infracta avaritia est, ita vetita gratiarum actione ambitio *cohibebitur*. — So haben nach des Lipsius Vorschlag Ernesti, Oberlin, Bekker, Kießling und Walther. Letzterer sagt jedoch in der Anmerk.: »Nondum persuasum mihi est plane necessariam fuisse mutationem,« nämlich des Präsens cohibetur, welches alle Handschriften haben, ins Futurum cohibebitur. Herr Petersen zeigt durch Beyspiele, daß das Präsens hier weit angemessener und ausdrucksvoller ist. — Cap. 41 in der Beschreibung des Brandes in Rom unter Nero: — et delubrum Vestae cum penatibus populi Romani exusta. Ueber diese penates publici vergleiche man Jo. Fr. Gronov zu den Silvv. des Statius IV. 8. p. 450 sqq. ed. Hand und Marini Atti d. Arvali I. p. 120 sq. — Cap. 43 in dem Bericht von dem Neubau der eingeäscherten Theile der Stadt erinnern die Worte: — utique naves, quae frumentum Tiberi *subvectassent*, an Cicero de Republ. II. 5 nach Niebuhrs Lesart: eodemque ut flumine (urbs) res ad victum cultumque necessarias ab mari *subveheret*, wo andere die handschriftliche Lesart *absorberet* vertheidigen, Moser *arcesseret* aufgenommen, Andere andere Vorschläge gemacht haben. (Man vgl. die Anmerkk. dazu p. 214 sq. der Moserschen Ausgabe.) Cap. 44 in dem Bericht über die Verfolgung der Christen: — vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis ejus Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio adfectus erat. Zu den Anlässen der falschen Schreibung Chrestus und Chrestiani kommt der wirklich übliche Name *Χρῆστος* selbst bey den Römern (s. J. Laur. Lydus de menss. p. 264. 268. ed. Roether). Die Erhebung des Pontius Pilatus zu einem solchen Posten erklärt sich aus dem Umstande, daß seine Gemahlin Claudia Procla mit dem Claudischen Hause also verwandt war, nach der Chronik des Flavius Dexter, wie Fr. Münter in einer dänischen Abhandlung über das Evangelium Nikodemi (Kopenh. 1816. p. 11 sq.) scharfsinnig dargethan. In einer andern erst neulich bekannt gemachten jambischen Kaiserchronik des Ephraem (in Collect. Scriptorr. Vatic. ed. Ang. Mai III. 1. p. 1) wird die Nachricht des Tertullian (Apolog. cap. 5), daß Nero zuerst die Christen verfolgt, bestätigt; denn dort heißt es von Nero: *Πρῶτος διώκτης εὐσεβῶν καθαιρέτης, Χριστοῦ τε μυστῶν προκρίτων ἀναιρέτης.* — Ueber die Motive des vom römischen Publicum über diese Verfolgung laut gewordenen Unwillens (s. Cap. 44 zu Ende) verdient G. E. Lessing in der Schrift: Von der Art und Weise der Fortpflanzung des Christenthums (S. 170

Karlsruher Ausg.) nachgelesen zu werden. — Cap. 47: Vis fulgurum non alias crebrior et sidus cometes sanguine inlustri *semper Neroni* expiatum. Walther vertheidigt die hergebrachte Lesart, deren Schwierigkeit jeder fühlt. Zu den Versuchen, diese Worte zu verbessern, kann ich einen Beytrag geben. Auf dem Rande eines Exemplars der Annalen in meiner Sammlung sind die Worte semper Neroni am Rande durch Senecionis ersetzt. Ich mag die Rechtfertigung dieser Conjectur nicht auf mich nehmen. Denn wenn dieser Senecio Ann. XIII. 12 zwar ein Claudier heißt, und also das illustri sanguine dadurch erklärt wäre, so wird doch ebendaselbst von ihm gesagt, sein Vater sey ein Freygelassener des Kaisers gewesen. Freylich war er ein Vertrauter des Nero (XV. 50), und stirbt unter den Mitverschwornen des Piso männlich (XV. 70); aber es ist doch nicht abzusehen, warum seine im nächsten Jahre erfolgte Hinrichtung, da so viele angesehene Männer in Folge jener Verschwörung umkamen, vorzugsweise als Sühnopfer der durch den Cometen angedrohten Strafgerichte erwähnt seyn sollte. Auch vergleiche man noch die von Walther im Nachtrage (p. 463) angeführte Vertheidigung der Vulgata von Baumgarten-Crusius zum Sueton (Nero, cap. 36), welcher aus Plinius H. N. II. 25 (23) erweiset, daß um diese Zeit die Erscheinung von Cometen häufig war.

In Betreff dieser Verschwörungsgeschichte (XV. 48 sqq.) ist zuvörderst zu den Worten (Cap. 48): Caium Pisonem. Is Calpurnio genere ortus, nachzulesen Haverkamp zum Thesaurus Morell. p. 51. 61 sqq. u. p. 529 sqq.; sodann zu Cap. 49: Lucanum propriae causae accendebant, quod famam carminum ejus premebat Nero prohibueratque *ostentare* vanus adsimulatione. Dieses ostentare ist nichts anders als das griechische ἐπιδείξασθαι, nämlich die Gedichte in einer größeren oder kleineren Versammlung vorlesen, und dann auch öffentlich bekannt machen. Ueber den Dichter Lucan vgl. man J. Fr. Gronov zu Statii Silvv. I. p. 207. ed. Hand,, und über den gleichfolgenden Quintilianus, Quinctianus oder Quintilianus, wie die Lesart variirt, Waldings Praefat. ad Quintilian p. XXIII sq. Woraus sich ergibt, daß die Schreibart Quintianus und Quintilianus die richtige ist. — Größere Schwierigkeit bietet die Stelle im funfzigsten Capitel. — Die Verschwornen berathschlagen über die Art, wie sie den Nero ermorden wollen: — et cepisse impetum Subrius Flavius ferebatur in scena canentem Neronem adgrediendi, aut cum *ardente domo* per noctem huc illuc cursaret incustoditus. Walther vertheidigt mit Huet und Brotier die Vulgata; aber dazu scheint das incustoditus nicht zu passen. Dankenswerth sind daher die Verbesserungsvorschläge,

worunter einige sehr scharfsinnige sind. Unter diesen Umständen sey es mir vergönnt, auch meine Ansicht mitzutheilen. Ich vergleiche diese Stelle mit Annall. XIII. 25: — qua Nero itinera urbis et lupanaria et deverticula veste servili in dissimulationem sui composita pererrabat, welches Suetonius in Neron. cap. 26 so ausdrückt: arrepto pileo vel galero circum vicos vagabatur. Durch eine solche Kopfbedeckung machte sich bey ähnlichen nächtlichen Ausgängen auch Messalina unkenntlich (Juvenal. Sat. VI. 120). Sed nigrum flavo crinem abscondente galero. Aehnlich schildert derselbe Dichter (Sat. VIII. 144 sq.):

— — — quo, si nocturnus adulter
tempora Santonico velas adoperta cucullo?

Wozu der Scholiast bemerkt: *cucullo*] Galero fusco et horrido *ardeliunculo*, quales sunt latrunculorum (p. 326 sq. mit Cramers Anmerkung). Denn in der That, von Nero könnte man nicht bloß dieser Kopfbedeckung wegen, sondern auch wegen seiner Nachtschwärmereyen sagen, was Martial (II. Epigr. 7. vs. 8) einem gewissen Attalus sagt: magnus es ardelio. Diese Art Leute, wie sie sich bey Tag und bey Nacht in Rom umtrieben, beschreibt Phädrus (II. Fab. 5): Est *ardelionum* quaedam Romae natio Trepide *concursans* occupata in otio etc. Wenn wir nun in unserer Stelle lesen, wie Flavius den Verschwornen einen zweyten Vorschlag macht, den Nero bey einem solchen nächtlichen Herumlaufen (aut cum per noctem huc illuc *cursaret)* zu überfallen, und wenn wir erwägen, wie oft *domo* und *modo* mit einander verwechselt wird —; so dächte ich, müßte uns der Gedanke von selbst kommen zu corrigiren: aut cum *ardelionum modo* per noctem huc illuc cursaret incustoditus. Sie wollten ihn überfallen, wenn er nach Art jener leichtfertigen geschäftigen Müßiggänger Nachts sich ohne Wache bald hier bald dort herumtreibe. Davon ist auch die Rede in der Stelle Annall. XVI. 20: Ambigenti Neroni, quonam modo *noctium suarum ingenia* notescerent. Daran dachte auch ein anderer Philolog, wenn er unserer Stelle durch eine andere Conjectur zu helfen suchte. Da diese Conjectur den neueren Editoren des Tacitus unbekannt geblieben, so will ich sie zum Schlusse hier anführen: Conz schlug nämlich (im Museum für griech. und römische Literatur II. S. 169) vor, die Worte ardente domo zu verändern in *ardens homo*; wenn Nero in glühender Brunst u. s. w. mit Bezug auf seine nächtliche Ausschweifungen. — Cap. 51: Ergo Epicharis *plura* et omnia scelera Principis orditur. Wer an dem unlogischen *plura et omnia* in dieser Form oder in diesem Oxymoron anstößt, und wer die Situa-

tion erwägt, worin sich diese Epicharis dem Offizier der Flotte Volusius gegenüber befindet, und wie ihr jetzt, da sie sich für das Gelingen der Verschwörung warm interessirt, bey den Aeußerungen des Offiziers das Herz aufgeht, und wie Frauen in solchen entscheidenden Augenblicken die Thränen nicht sparen, wird mir vielleicht beystimmen, wenn ich vermuthe, Ergo Epicharis *plorat*, et omnia scelera Principis orditur. — Zu Cap. 52, von dem ungeheuren Luxus des Nero, vergleiche man jetzt Jo. Laurent. Lydus de magistratt. Romm. III. 45. p. 231. — Cap. 54: ut plerique tradidere de consequentibus. Früher war ich geneigt, mit N. Heinsius die beyden letzten Worte für ein Glossem zu halten. Nachher fiel mir ein, man könne an *consequentia* im Neutrum, an begleitende und nachfolgende Umstände, denken, und diese Erklärung gibt jetzt Walther, und entwickelt sie sehr gut. Aber gleich darauf: Etenim uxoris quoque consilium adsumpserat *muliebre ac deterius*, halte ich die drey letzten Worte noch für ein Glossem.

Hiermit glaube ich denn die Verdienste der neuesten Herausgeber des Tacitus gebührend gewürdigt, aber auch angedeutet zu haben, daß für Kritik und Auslegung der Werke dieses großen Schriftstellers, besonders der Annalen, künftigen Bearbeitern noch Manches zu thun übrig bleibt.

Heidelberg. **Creuzer.**

Art. VIII. Bilancia politica del globo, ossia Quadro geografico-statistico della terra. Di Adriano *Balbi*. Padova C. Ant. Zambeccari 1833.

Das vorliegende Werk eines unserer ausgezeichnetsten Geographen ist die Frucht von nahe dreyßigjährigen Bemühungen, in welchen sich, in wahrhaft seltenem Grade, Talent und Fleiß bey einem einzigen Manne vereinigten, um eine Wissenschaft, die bisher, der Verbindung der vorzüglichsten Geographen und Statistiker Europas ungeachtet, sich kaum aus dem Zustande ihrer Kindheit erheben konnte, schnell und glücklich ihrem kräftigen männlichen Alter entgegen zu führen. Es ist in der That auffallend, daß in einer Zeit, in welcher beynahe alle Wissenschaften so fröhlich gediehen und so bedeutend sich erweiterten, diese beyden, wenigstens viele einzelne Theile derselben, in ihrer früheren Stagnation verblieben, ohne an der regen Bewegung aller andern Theil zu nehmen. Zwar sind, in der Geographie besonders, viele und große neue Entdeckungen gemacht, ältere berichtigt und erweitert worden: allein diese bilden nur, wenn wir so sagen dürfen, die Materialien der Wissenschaft, nicht sie selbst. Diese

letzte, das eigentliche System der Geographie, ist seit mehreren Jahrzehnten nur wenig, und das der Statistik beynahe gar nicht vorwärts geschritten, so viel auch in dieser Zeit darüber geschrieben wurde, ja vielleicht eben, weil so viel darüber geschrieben wurde. Der Verf. des gegenwärtigen Werkes findet selbst an mehr als einem Orte desselben Gelegenheit, darüber Klage zu führen, und er erklärt unumwunden, daß in diesen beyden sogenannten Wissenschaften Unordnung, Verwirrung und Anarchie in einem Grade vorherrschen, wie man es in unseren Tagen nicht leicht mehr in einer andern finden wird. Er sucht die Ursache davon in der Nachläßigkeit, mit welcher unsere geographischen und statistischen Compilationen gewöhnlich geschrieben werden, in den wenigen Kenntnissen und Vorarbeiten, welche die meisten Schriftsteller dieses Zweiges zu ihren Arbeiten bringen, deren einer nur den andern zu copiren pflegt, ohne sich um die Richtigkeit der, von ihren Vorgängern mitgetheilten Nachrichten zu bekümmern, ohne auch nur den Unterschied, den Zeit und Ort hervorbringen, zu berücksichtigen, und vor allem, ohne sich um kritische Prüfung und um Autopsie zu bemühen, die doch allein der chaotischen Verwirrung, in welche diese Wissenschaften gerathen sind, ein Ende machen können.

Ohne Zweifel lassen sich noch einige andere, nicht minder treffende Gründe dieses Zurückbleibens, besonders bey der Statistik, angeben, die aber, da sie nicht bey den Schriftstellern gesucht werden kann, noch schwerer als jene zu beseitigen seyn werden. Aber das Uebel ist einmal da, und es fragt sich vor allem andern darum, wie man demselben, wenigstens so viel als jetzt gerade möglich, steuern soll.

Drey berühmte Statistiker, die alle im Jahre 1827 geschrieben haben, gaben die Bevölkerung Frankreichs, der eine zu 30,750,000, der zweyte zu 30,465,291 und der dritte zu 31,845,428 Menschen an. Welche von diesen drey Angaben, die über 1,380,000 verschieden sind, ist nun die wahre? Man sollte glauben, die beyden letzten seyen mit der äußersten Genauigkeit bestimmt worden, da sie sogar noch die einzelnen Einheiten angeben. Aber sie sind beyde falsch, und die Affectation einer so weit getriebenen Präcision bey der Bevölkerung eines ganzen großen Landes ist nur lächerlich. Unser Verf. hat anderswo die Population Portugals, welches Land er selbst längere Zeit bewohnte, für das J. 1822 auf 3,173,000 gegeben. Er belegte diese seine Angabe mit den besten Gründen, da ihm die Archive dieses Landes offen standen. Demungeachtet haben sie zwey, sonst sehr schätzenswerthe Schriftsteller im Jahre 1827 ohne alle weiteren Gründe, der eine zu

3,680,000 und der andere zu 3,683,400 angegeben. Die Mißgriffe dieser Herren, die sich so großer Genauigkeit rühmen, die von ihrer Mühe, ihren Hülfsmitteln, ihrer Bekanntschaft mit den Quellen u. s. so viel zu rühmen wissen, gehen oft weiter, als man von den ersten Anfängern in diesen Wissenschaften erwarten sollte. Der eine gibt der einzigen Stadt Boston die Ein- und Ausfuhr, die dem Ganzen der vereinigten Staaten angehört; der andere verwechselt das Mouvement des Hafens von Liverpool mit seiner ganzen kaufmännischen Marine, und setzt die letzte auf 1,180,914 Tonnen an, was neunmal zu groß für diesen Hafen und noch doppelt größer, als die ganze kaufmännische Marine des vereinten Königreichs ist; der dritte bringt eine vergleichende Tabelle der verschiedenen Länderflächen, die, wie er sagt, in deutschen Meilen, 15 auf den Grad des Aequators, angegeben ist, während sich darunter mehrere befinden, die er unverändert aus Schriftstellern nahm, die 60 Meilen auf den Grad gerechnet haben, wodurch z. B. China in seiner Tafel eine Oberfläche erhalten hat, die größer ist, als das gesammte Festland der ganzen Erde. Man sieht aus diesen wenigen Beyspielen, die sich gar leicht noch mit vielen andern vermehren ließen, mit welcher Nachläßigkeit hier öfters verfahren wird, welche Verwirrung da herrschen muß, und wie viel noch zu thun ist, um der Ordnung und Wahrheit Eingang zu verschaffen.

Der Verfasser schickt dem Ganzen eine Einleitung von nicht weniger als 208 Seiten in acht Capiteln voraus, in welchen er folgende Gegenstände abhandelt. I. Von der Eintheilung der Erde im Großen, der Oberfläche und der Bevölkerung der sogenannten fünf Welttheile. II. Von dem Vertrauen, welches die in seinem Werke aufgeführten Angaben verdienen. III. Von den Schwierigkeiten, denen die Bestimmungen der Volkszahlen ausgesetzt sind. IV. Von den verschiedenen Eintheilungen des menschlichen Geschlechts. V. Von der ethnographischen und linguistischen Eintheilung der Bewohner verschiedener Länder. VI. Von der Eintheilung derselben nach ihren Religionen. VII. Verschiedenheit der Staaten und Regierungsformen. VIII. Bemerkungen über die Mißbräuche in der Orthographie der eigenen Namen in der Geographie.

Nach diesen Vorbereitungen folgt die eigentliche Bilancia del Globo, und zwar Europa im Allgemeinen in 6 Seiten, Westeuropa in 27, Südeuropa in 5, Nordeuropa in 2 und Osteuropa in 6 Seiten. Asien enthält 17, Africa 13, America 20 und Oceania 14 Seiten. Den Beschluß macht eine Uebersicht der Statistik der österreichischen Monarchie in 24 Seiten.

Man sieht daraus schon im Allgemeinen, wie sich der Reich-

thum der Behandlung der einzelnen Länder gegen einander verhält, so wie, daß die Einleitung 208, das Werk selbst aber nur 137 Seiten hat. Dieses Mißverhältniß wird aber durch die Masse von sehr schätzbaren Bemerkungen, welche die Einleitung enthält, mehr als aufgewogen, so wie wieder die vielen Tafeln des eigentlichen Werkes, wenn sie auch keinen großen Raum einnehmen, doch desto größere Mühe und Sorgfalt erforderten. Dicke Bände sind es überhaupt nicht, die irgend eine Wissenschaft fördern, und in der Geographie und Statistik sind eben sie bisher eine Art von Landplage gewesen, die viel üble Folgen über uns gebracht haben. Die meisten Schriftsteller dieses Faches, selbst die Anfänger nicht ausgenommen, brüsten sich mit voluminösen Werken, von welchen aber oft viele Bände zusammen an innerm Werthe und an der darauf verwendeten Mühe manche Tafel nicht aufzuwiegen im Stande sind, die nur eine Octavseite einnimmt, und als eine wahre Bereicherung der Wissenschaft betrachtet werden kann, während jene Bibliotheken von unnützem Geschreibe schon wenige Jahre nach ihrer Erscheinung der verdienten Vergessenheit übergeben werden.

Bey Unternehmungen dieser Art kömmt nur gleich alles auf die Verläßlichkeit der verschiedenen Angaben an, welche in dem Werke aufgeführt werden. Der Verf. bemüht sich, darüber in den drey ersten Kapiteln seiner Einleitung den Lesern Rechenschaft zu geben. Er führt zuerst an, daß er sich seit mehr als fünf und zwanzig Jahren ausschließend mit dem Gegenstande beschäftiget habe. Jedermann darf sich, nicht seines Talentes, aber wohl seines Fleißes rühmen, denn das erste ist ein Geschenk des Himmels, das ihm eben so gut gegeben als zurückgehalten werden könnte: der letzte aber ist Eigenthum, selbst und oft mühsam genug erworbenes Eigenthum, und wenn in mancher andern Kunst oder Wissenschaft das erste weit vor dem zweyten steht, so ist doch hier, wo die Arbeit des Sammelns und Vergleichens, wo das Durchlaufen ganzer Bibliotheken und die kritische Sichtung so vieler Zeitschriften, Reisebeschreibungen u. dgl. erfordert wird, der Fleiß ein so nothwendiges, so unentbehrliches Ingrediens zu jedem Werke, das auf Vorzug Anspruch machen soll, daß man nicht anstehen darf, ihm den Rang vor jeder andern Eigenschaft zuzugestehen, wenn er anders, wie es hier in der That geschieht, mit Umsicht und Verstand gepaart erscheint.

Was die Quellen betrifft, aus welchen der Verf. geschöpft hat, so sind es nicht sowohl wieder Bücher, deren Autorität man dahin gestellt seyn läßt, sondern, wo es nur seyn konnte, eigentliche Documente und öffentliche, beglaubigte Angaben. Die bisher so oft entstellte Oberfläche der Länder suchte er durch eigene

Messung aus den besten Karten abzuleiten, worin ihm auch der Astronom Nicollet und der Geograph Brué behülflich war. Man wird oft genug nicht unbeträchtliche Unterschiede der Angaben des Verfassers von denen seiner Vorgänger finden; aber immer wird man, wie er mit Vertrauen hinzusetzen zu können glaubt, die seinigen bewährt oder doch der Wahrheit näher finden. Einer unserer ersten Geographen, Malte-Brun, den der Tod viel zu früh der Wissenschaft geraubt hat, drückte mehr als einmal öffentlich das Vertrauen aus, welches er in die Resultate der Untersuchungen unseres Verf.'s zu legen gewohnt war. So sehr war es dem letztern um das Beste, was der Mensch erreichen kann, um Wahrheit, zu thun, daß er oft ganze Partien nur oberflächlich berührt oder gar nicht angegeben hat, wenn ihm verläßliche Nachrichten darüber fehlten, und weit entfernt, sein Werk durch falschen, bloß an seiner Oberfläche schimmernden Reichthum zu schmücken, entzog er ihm oft sogar wesentliche Vortheile, wenn er durch Verhältnisse nicht in den Stand gesetzt war, ihnen diejenige Vollkommenheit zu geben, die seine übrigen Angaben auszeichnen. Endlich muß noch bemerkt werden, daß ein langjähriger Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs und die nähere Bekanntschaft so vieler ausgezeichneter Geographen und Statistiker, so wie die Liberalität, mit welcher ihm die Privat- und Staatsbibliotheken, Sammlungen und Archive geöffnet wurden, ihm Vortheile sicherten, deren sich vielleicht nur wenige im gleichen Maße zu rühmen haben werden.

Uebrigens ist das gegenwärtige Werk nicht sowohl als ein bisher unbekanntes, sondern gleichsam als eine neue Auflage oder als eine völlige Umarbeitung eines älteren zu betrachten, das unser Verf. bereits i. J. 1828 unter dem Titel: Balance politique du Globe, in Paris herausgegeben hat. Dieses frühere Werk hat bereits öffentliche Anerkennung gefunden, und wurde bald nach seiner Erscheinung in mehrere Sprachen übersetzt, in die englische zu Edinburgh, London und Boston, in die deutsche zu Stuttgart, in die spanische zu Madrid, in die russische zu Petersburg und in die italienische zu Mailand, Bologna und Venedig, nebst zahllosen Auszügen, die davon in die englischen und americanischen Zeitschriften übergegangen sind. — Die gegenwärtige Bearbeitung dieses Gegenstandes bezieht sich in ihren Angaben im Mittel auf das Jahr 1826. Mit Recht sagt der Verf., daß die wiederholte Aufnahme und die periodische Umarbeitung eines solchen Werkes, wenn es selbst mit der Zeit fortgehen will, nicht nur zweckmäßig, sondern selbst nothwendig ist, da es nicht leicht einen Gegenstand gibt, der so vielen und schnellen Aenderungen unterworfen ist, als die politische Geographie.

Außer den Veränderungen, welche Kriege, Umwälzungen und Transactionen auf Völker und Länder äußern, ist auch noch das im Frieden gewöhnlich am fröhlichsten vorschreitende Verhältniß der Population, der Industrie und der Gesittung, ist die Masse von jährlich anwachsenden Nachrichten und Entdeckungen der Reisenden und so manche andere Quelle zu beachten, die wesentliche Aenderungen in dem Gegenstande, also auch in der Beschreibung desselben herauffführt. Der Verf. glaubt, sie alle drey oder fünf Jahre periodisch vornehmen zu können, wenn ihm einmal Zeit und Gelegenheit dazu gegeben wird. Als Vorarbeit dazu und um auch die Gegenwart nicht unbenützt zu lassen, gedenkt er von nun an mit jedem Jahre einen statistischen Almanach herauszugeben, in welchen er auch den Fortgang einzelner Wissenschaften und was in der Zwischenzeit für sie geschehen ist, mit aufzunehmen gedenkt.

Daß der Verf. bey den Angaben der Bevölkerung und des Flächeninhalts der Länder die Einheiten der Maße übergangen, und alles nur in sogenannten runden Zahlen angegeben hat, wird jeder lobenswerth finden, der weiß, wie schwer es ist, diese Zahlen bey den meisten Ländern auch nur in den dritten Stellen von der Rechten mit einiger Sicherheit anzugeben, und daß die bloß affectirte Genauigkeit mancher anderer geographischer Schriftsteller ohne allen Grund ist. Die Meilen, deren sich der Verfasser bedient, sind die sogenannten italienischen, deren 60 auf einen Grad des Aequators gehen, und die daher dem vierten Theile unserer deutschen oder sogenannten geographischen Meilen gleich sind. Die Namen der jetzt regierenden Monarchen in China, Japan und Annam endlich hat er nicht angegeben, weil dieselben, einer althergebrachten Sitte gemäß, während dem Leben des Monarchen sorgfältig geheim gehalten werden. An die Stelle dieser Namen wird der Ehrentitel gesetzt, den diese Beherrscher selbst der Periode ihrer Regierung geben. So heißt z. B. die Zeit des jetzt regierenden Kaisers in China Taokuang, d. h. Glanz der Gerechtigkeit, und die in Annam heißt Minming, d. h. erhabene Bestimmung.

Dem Ganzen wird eine Art von allgemeiner Uebersicht, oder, wenn man lieber will, eine allgemeine Betrachtung vorausgeschickt, die vorzüglich bestimmt ist, den Lesern den Nutzen und die Anwendung der, in dem Werke selbst enthaltenen Angaben deutlicher zu machen. Wir wollen hier nur einige derselben kurz erwähnen.

Wenn man die Angaben der Oberfläche und Bevölkerung der verschiedenen Gegenden der Erde unter einander vergleicht, so

sieht man, daß unter allen fünf Welttheilen Asien die größte Ausdehnung und auch die größte absolute Bevölkerung hat, und daß Europa, obschon es viermal kleiner ist, doch nahe halb so viel Bewohner zählt, als Asien, und überhaupt unter allen Theilen der Erde am besten bewohnt ist, und daß endlich Amerika, obschon an Flächeninhalt wenig kleiner als Asien, nicht einmal so viel Bewohner enthält, als Oesterreich und das Königreich von Neapel zusammen genommen.

In Beziehung auf Ausdehnung enthält Rußland, als das größte Reich der Erde, mehr als den siebenten Theil der ganzen eigentlichen Erdfläche; nach ihm folgt in abnehmender Reihe England mit all seinen Besitzungen, dann China und endlich Brasilien. Wollte man aber die verschiedenen Länder nach dem Zustande ihrer absoluten Bevölkerung ordnen, so würde China den ersten Rang einnehmen, und nach ihm in absteigender Progression folgen England, Rußland, Frankreich, Oesterreich u. s. In Beziehung auf relative Bevölkerung aber würde die Reihenfolge diese seyn: Oesterreich, Frankreich, China, England, Rußland u. s. Wollte man aber in der letzten Beziehung auch auf die kleineren Staaten Europas oder auf einzelne Abtheilungen der größeren Rücksicht nehmen, so würden dadurch die meisten der eben genannten Länder hinter jenen sehr zurückstehen. Die folgende kleine Tafel ist ein kurzer Auszug aus einer größern, welche der Verf. S. 339 ff. seines Werkes für die relative Bevölkerung verschiedener Länder gibt, und die in ihr enthaltenen Zahlen bezeichnen die Menge Menschen, die in diesen Ländern auf der Oberfläche einer jeden (ital.) Quadratmeile, d. h. also auf dem sechzehnten Theile einer geogr. Quadratmeile leben.

Oesterreich im Allgemeinen	165
Lomb. venet. Königreich . .	311
Mähren und Schlesien . .	256
Böhmen	243
England	295
Schottland	89
Irland	296
Preußen	155
Galizien	173
Erzherzogthum Oesterr. . .	177
Ungern	141
Rußland	10
Schweden	22
Sardinien	205
Kirchenstaat	200

Frankreich	208
Holland	262
Belgien	453
China	42
Bengalen, engl.	345
Verein. Staaten v. Nordam.	7

In Beziehung auf die Staatseinkünfte steht die Reihe wie folgt: England, Frankreich, China, Oesterreich, Rußland u. s. In Rücksicht auf die Anzahl der größeren Städte, die jedes Land enthält, ist Großbritannien (England und Schottland) weit vor Frankreich voraus. Jenes hat 16,253,700 Einwohner und über 70 Städte, deren Bevölkerung 15,000 Seelen überschreitet: dieses hat 32,561,500 Einwohner und kaum 60 solcher Städte; jenes hat eine Stadt von mehr als einer Million Einwohner, zwey von 200,000, sechs von 180,000 u. f., während dieses nur eine einzige Stadt von 900,000, drey von 120,000, zwey von 83,000 u. f. hat. Oesterreich, mit Schweden verglichen, gibt nicht minder auffallende Resultate. Von den beyden Hauptstädten dieser Monarchien enthält Stockholm nur den vierten Theil der Bewohner Wiens, und jene steht selbst unter Mailand, Prag und Venedig. Gothenburg, die zweyte Hauptstadt Schwedens, wird von 17 Provinzialstädten Oesterreichs an Bevölkerung übertroffen u. s. w.

Nach diesen Vorbereitungen gehen wir nun mit dem Verfasser zu dem Inhalt der einzelnen Capitel seines Werkes über, die wir hier kurz anzeigen, um den Lesern einen Begriff von dem Reichthume des Buches zu geben.

Das erste Capitel handelt, wie wir bereits erwähnt haben, von den verschiedenen bisher vorgeschlagenen Eintheilungen der Oberfläche der Erde. Es werden hier die Eintheilungen der Alten erwähnt, die nur drey Welttheile kannten, Europa, Asia und Africa; dann die spätern Vorschläge von Ortelius, Mercator, Varennio, de Brosse (der die sonderbaren Benennungen Australia, Polynesia und Magellania einführte, die sich so lange in unserer Geographie erhalten haben). Nach ihnen kommen die Neueren, Mentelle, Malte-Brun, Gaspari, Fabri u. f., deren jeder seine eigenen Vorschläge machte, wodurch denn, wie gewöhnlich, die Sache immer mehr verwirrt wurde. Ueber die drey sogenannten alten und den einen neuen Welttheil (Amerika) kamen wohl die meisten überein, aber der fünfte (einige nahmen noch einen sechsten auf) wurde von jedem anders genannt. Gråberg nannte den letzten Polynesia; Gaspari und Hassel Australia; die englischen

Geographen Australasia u. s. Der Verf. glaubt bey der Benennung Oceania stehen zu bleiben, die schon Brué i. J. 1814 als die angemessenste bezeichnet hat. Noch weniger konnten sich diese Herren über die eigentlichen Gränzen dieser Oceania vereinigen, und sie sind eigentlich noch im Streite darüber. Sind sie doch nicht einmal über die Gränzen der alten Welttheile einig geworden. Jahrhunderte lang sah man die Wolga als die Scheidelinie Europas von Asien an, aber im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts setzte Malte-Brun den Ural und das caspische Meer zur Gränze dieser beyden Welttheile. Unser Verf. gibt dafür der langen Kette des Caucasus den Vorzug. — Zu welchem Welttheile die Inseln gezählt werden sollen, ist bey den meisten derselben ebenfalls noch nicht entschieden. Balbi setzt, ohne Zweifel mit Recht, die Regel fest, daß man jede zwischen zwey Welttheilen liegende Insel demjenigen zuzählen soll, dem sie am nächsten liegt. Aus dieser Ursache rechnet er Island zu Amerika, obgleich, wie er selbst sagt, die meisten Geographen, wo nicht alle, sie zu Europa zählen. Daß diese Insel von Dänemark abhängt, daß die Bewohner derselben nahe dieselbe Religion und dieselbe Sprache haben, wie die Bewohner Dänemarks, kann keinen Grund abgeben, sie zu Europa zu zählen, weil sonst auch die Insel Terre-neuve oder die des Cap Breton und der ganze Archipel der Antillen u. s. zu Europa gerechnet werden müßten. So lange man Amerika nicht kannte, mußte man allerdings Island und Grönland zu Europa zählen; aber dieser Grund fiel weg, wie unsere Kenntniß der Erde sich erweiterte.

Nach des Verf.s Untersuchungen, die auf Vermessungen der besten Karten gegründet sind, beträgt die Oberfläche des Festlandes aller Inseln der Erde 37,673,000 (ital.) Quadratmeilen. Da nun die Oberfläche der ganzen Erde zu 148,521,600 Q. M. angenommen wird, so folgt für das Meer 110,849,000 Q. M. Das gesammte Festland verhält sich daher zu dem Meere der ganzen Erde in seiner Oberfläche wie 3767 zu 11085, oder nahe wie 1 zu 4. Mit dieser allgemeinen Angabe stimmen die meisten Geographen noch gut genug überein. Dafür sind sie desto mehr verschieden in ihren Bestimmungen der einzelnen Länder. So hat man, um nur ein Beyspiel anzuführen, den Flächeninhalt von Portugal

nach	Templemon	2290 Q. M.
	Crome	1934
	Antillon	1932
	Soares de Barres	1896
	Büsching	1845

nach Ebeling 1656 Q. M.
Balbi 1722
Mannert 1740

Die Differenzen gehen, wie man sieht, bis nahe auf den dritten Theil des Ganzen, und dieselben Verschiedenheiten findet man auch bey den meisten andern Ländern.

Was nun die Bevölkerung dieser Länder betrifft, so theilt sie unser Verfasser sehr zweckmäßig in zwey Klassen, in deren erste er alle diejenigen Länder aufnimmt, wo die bekannten Mittel, die Bevölkerung zu bestimmen, angewendet und zugänglich sind. Dahin rechnet er ganz Europa, mit Ausnahme der Türkey; Amerika, mit Ausnahme der von den Wilden bewohnten Gegenden; China, und endlich viele andere außereuropäische, aber von Europäern beherrschte Länder. Die zweyte Klasse versteht sich, durch die Erklärung der ersten, von selbst. Wo, von den letzten, die Bewohner des Landes noch auf der untersten Stufe der Kultur, von Jagd und Fischfang leben, sind im Durchschnitte auf demselben Flächenraum 15 oder 20 Mal weniger Menschen, als dort, wo Hirtenvölker nomadisiren. Und die Länder der Hirten, wie die Kaffern, die Beduinen, die Kalmucken und Mongolen, sind wieder 25 bis 30 Mal karger bewohnt, als die, wo Ackerbau getrieben wird. Wo endlich große Städte sich erheben, Handel und Fabriken blühen, da hat die Bevölkerung keine anderen Gränzen, als die, welche die Natur selbst gesetzt hat.

Unter den Mitteln, bey den Ländern der zweyten Klasse die Anzahl der Einwohner einigermaßen wenigstens zu bestimmen, zählt der Verfasser die Consumtion des Salzes und des Tabaks in Europa und den Verbrauch des Opiums im Orient, so wie den des Steinöls bey den Birmanen auf. Der General Andreossi suchte die Bevölkerung Constantinopels (ohne Scutari) aus dem täglichen Verbrauche des Wassers zu bestimmen, und fand auf diesem Wege 597,600 für die Zahl der Einwohner dieser Stadt. Später versuchte er denselben Zweck durch die Consumtion des Brotes zu erreichen, und fand 630,000, nicht beträchtlich von jener verschieden.

Der Verf. zählt S. 13 eine ganze Reihe von Angaben über die Anzahl der Bewohner der ganzen Erde auf. Daß sie unter einander nicht übereinstimmen, und daß eigentlich keiner von unsern bisherigen Geographen etwas Bestimmtes und Verläßliches über diesen Gegenstand sagen kann, ist wohl für sich klar. Genug, diese Angaben variiren von 60 bis 4000 Millionen. So hat Linnée die Anzahl aller Thierspecies der Erde zu 3950, und

die der Pflanzen zu 8000 angegeben, während die neuern Naturforscher für jene Zahl 100,000 und für diese 80,000 setzen, ohne Zweifel, weil die Naturgeschichte seit Linnée sehr große Fortschritte gemacht hat. Wie weit mag sie wohl noch von der durch Menschen erreichbaren Gränze entfernt seyn?

Aber wenn es nun auch unmöglich ist, die Bevölkerung der ganzen Erde anzugeben, mit der von Europa werden wir doch wohl im Reinen seyn? — Wir wollen sehen.

Cannabich gibt für diese Bevölkerung Europas 178 Millionen, Humboldt 195, Letronne und Stein 200, Malte-Brun 205, Hassel 214, Denaix 217, Balbi 228 und Zedlitz 237 Millionen. Man wähle!

Was nun Asien betrifft, so ist die Angabe der Bevölkerung dieses Welttheils, mit den Worten unseres Verf.'s zu reden, un problema che non si è potuto ancora risolvere in un modo soddisfacente, ed è assai probabile, che passeranno ancora molti anni prima che lo sia. Auch variiren die von ihm nach den vorzüglichsten Schriftstellern angeführten Angaben von 240 bis 650 Millionen. In Afrika und Amerika geht es noch schlechter. Für Afrika sind die Gränzen dieser Angaben 30 und 300 Millionen, und für Amerika 13 bis 400 Millionen. Man muß sich nur wundern, daß es mit Oceania nicht noch trauriger steht, denn hier sind die Gränzen nur 1 und 8 Millionen. Wäre es nicht besser, einstweilen ganz von Dingen zu schweigen, von denen wir allein mit Sicherheit wissen, daß wir nichts davon wissen. Wer hat je die Kalmucken in ihren Steppen oder die Wilden an dem Amazonenfluß, oder die Horden gezählt, die sich in der Mitte Afrika's herumtreiben. Könnten wir nicht ganz eben so gut, oder vielmehr eben so schlecht, die Anzahl der Bewohner der beyden Pole oder die Menge der Wallfische aufzählen, die sich in den Eismeeren herumtummeln. Und was sollen wir mit Erzählungen, die schon a priori keinen Glauben verdienen, und die als bloße Mährchen in die Spinnstuben verwiesen werden müssen.

In dem zweyten Kapitel sind die Grade der Wahrscheinlichkeit angegeben, welche die in dem Werke mitgetheilten Nachrichten dem Verf. selbst zu verdienen scheinen. Der Inhalt desselben ist gleichsam als ein Résumé général der Grundsätze zu betrachten, auf welche die gegenwärtige Statistik des Verf.'s, als auf ihrer eigentlichen Basis, errichtet ist. Er setzt hier die Prinzipien aus einander, von welchen er sich leiten ließ bey der Bestimmung des Flächeninhalts, der absoluten sowohl als der relativen Bevölkerung, der Einnahmen und Ausgaben, der Land- und Seemacht, in den verschiedenen Staaten, wobey die Quellen angege-

ben werden, aus welchen er geschöpft hat. Daß dadurch der Werth des Ganzen sehr erhöht wird, daß dieses Verfahren von allen Schriftstellern in diesem Fache nachgeahmt werden soll, und daß endlich dieses Kapitel hier keiner näheren Angabe fähig ist, darf kaum ausdrücklich erinnert werden.

Im dritten Kapitel sucht er die Anzahl der Einwohner der vorzüglichsten Städte zu bestimmen. Diese Arbeit scheint uns, in der Ausdehnung und mit dem kritischen Fleiße besorgt, wie sie hier vor uns liegt, ganz neu zu seyn; wenigstens wüßten wir ihr nichts ähnliches an die Seite zu setzen; denn die sich darbietenden Schwierigkeiten zu besiegen, mußten Jahre lange Sammlungen und Sichtungen vorausgehen. Um nicht wieder, wie es schon so oft geschehen, Wahres mit Falschem, Gewisses mit Unverläßlichem unter einander zu mengen, werden die Städte, deren Population angegeben wird, in zwey Klassen getheilt. In die erste Klasse kommen alle diejenigen, in welcher bestimmte Zählungen vorgenommen und von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Da der Verf. hier, wie überall, mit kritischen, gern in das Polemische spielenden Augen seine Gegenstände betrachtet, so gibt er zuerst die Abwege an, auf welche seine Vorgänger verfallen sind. Viele derselben unterscheiden nicht genau, ob die Population, welche sie einer größern Stadt geben, sich bloß auf die Wohnungen innerhalb den Mauern dieser Stadt, oder auch auf diejenigen bezieht, die in den umliegenden Landhäusern und Dörfern sich befinden. Aus dieser Quelle entspringen größtentheils die oft sehr großen Unterschiede, die man bey den Angaben der Population dieser Städte in den verschiedenen Schriftstellern findet. Gewöhnlich beziehen sich ihre Angaben auf die geistlichen Sprengel, auf die Weichbilder dieser Städte, da sie aus den Tauf- und Kirchenbüchern geschöpft sind. Allein diese Bücher beziehen sich eben auf jene Umgegenden der Städte, und in einigen Ländern, wie in Schweden und Norwegen, auf viele Meilen von den Städten. Als ein specielles Beyspiel stellt er Padua auf. Nach der Zählung des Jahres 1810 enthielt die eigentliche Stadt, inner den Mauern, 31,174 Einwohner. Die nächsten Umgebungen, die sogenannten Vorstädte oder das Banlieue, wie es die Franzosen nennen, zählt 12,177. Endlich gibt es noch neun Communi, die zusammen den Canton von Padua bilden, und 17,633 Einwohner enthalten. Hier hat man also drey Angaben für die Population von Padua, deren die erste 31,174, die zweyte 43,351 und die dritte 60,984 aufführt. Wien enthielt im J. 1824 eine Anzahl von 289,598 Bewohnern, ohne Militär, von denen 49,550 in der eigentlich sogenannten

Stadt, und die andern 240,048 in den 34 Vorstädten dieser Hauptstadt wohnen, mit inbegriffen die fünf nahe liegenden Orte Herrnals, Neulerchenfeld, Währing, Fünfhaus und Simmering. Die Population dieser fünf letzten Orte betrug 15,806. Die englischen Geographen geben die Bevölkerung Londons nach der letzten Zählung zu 1,624,034 an; aber dabey rechnen sie zu London nicht bloß die großen Vorstädte, sondern auch noch alle Pfarrbezirke, die zu Westminster und Southwark gehören. Allein die ganze Grafschaft Middlesex, in der London liegt, hat nicht mehr als 1,358,200 Einwohner u. s. w., mit einer großen Anzahl anderer Städte. — Eben so wenig genau sind die meisten Geographen bey ihren Angaben der Bevölkerung in Beziehung auf das Militär, das bald mitgenommen, bald ausgelassen wird, ohne daß es ihnen der Mühe werth scheint, die Sache näher anzuzeigen. Petersburg z. B. enthielt im J. 1813 mehr als 285,400 Einwohner, unter welchen 55,056 Soldaten. Im Jahre 1823 hatte Moskau 246,545 Einwohner mit 22,194 Soldaten. Nach Rohrer hatte im J. 1826 Wien 20,000 Soldaten bey einer Totalbevölkerung von 300,000. Im Jahre 1717 zählte Paris 713,966 Einwohner, und darunter 17,073 vom Soldatenstande. Berlin hatte im J. 1826 wohl 199,776 bürgerliche Einwohner und 16,461 Soldaten. Eben so wenig wird gewöhnlich Rücksicht genommen auf den Hof und seine Begleitung, auf die Adelichen, die Geistlichen, auf die Juden, die Studenten und endlich auf die Gefangenen einer jeden Stadt, die bald zur Bevölkerung hinzugezogen, bald wieder von ihr ausgenommen werden, wodurch unendliche Verwirrungen entstehen. Nur zu oft wird nicht einmal das Jahr angezeigt, auf welches sich die Angabe bezieht, so sehr auch in manchen Städten die Bevölkerung mit der Zeit, oft schon in einer sehr kurzen Zeit, zu wechseln pflegt. Von allen diesen Unvollkommenheiten werden hier oft sehr treffende Beyspiele angeführt, und darauf gedrungen, sich künftig von ihnen frey zu machen.

(Der Schluß folgt.)

Art. IX. Nachtrag (zu S. 178 der Fragmenta theotisca).

Ein zu dem XXV. Blatte, welches den Anfang der Homilie des h. Augustinus enthält, gehöriger schmaler Pergamentstreifen, welcher zufällig übersehen wurde, setzt uns in Stand, die authentische Lesung wie folgt zu erweitern:

XXV.

1. HEAR SA.... FONA GOTSPELLE, H*UUEO* XPS
2. OBA SE*A*Z UUAZARUM GEN*C*
3. ENTI FON*A* APOSTOLE PETRE
4. Diz go*tſp*el daz nu niuuuoſt hear *gale*ſan
5. uuar fona unſeremo truhtine *xſt h*uueo er
6. genc oba *ſeaz* uuazarum, enti fona *apoſto*le petr*e*
7. Der genc in... an plugiſonto, enti ung*alaube*nto biſ*ou*-
8. fita, enti gal*aubent*o auuar uph quam, Imman*et*
9. unſih za for*ſtant*anne in ſeuue deſan antu*urtun* mittig*art*
10. uueſantan p*etrum* apostolum auuar chriſtanheit*i ch*irih hun *dero*
11. einun bauhn.... ſelbo petrus in dero apo*ſtolo*no
12. antreitin f..... in xpeſ minniu bataſ..... garauu....
13. Oftlihho ein *an*tuurtit furi alle. Er *ſelbo un*ſeremo
14. truhtine ihu xſt *e*iſcontemo, huuenan ina*n man*
15. meinitin daz *er* uuari enti miſlihhero.... ment
16. manno uua.... dea iungirun antu*urten*te
17. Auuar unſ*aremo* truhtine fragentemo *enti que*dant*emo:*

Das auf S. XI der Vorrede mitgetheilte Fragment eines Predigtschlusses läßt sich mit Hülfe desselben Streifens so vervollständigen:

»um... hind odo haltameſ. D...............
»truhtin g....nem ſaligom. enti du ſel... llaſan....
»gafolgeſ;....z nu filu ſprehhanneſ......enti u....
»unmeini.... ad. so manac ſameſ ga..... ange......
»botaſcaf..... rf. enti in ira uuamba..... uſqua...
»almahti..... enti deornun ſun unſ..... truhtin....
»ſelbun. xp̄.....anlotan in gotlihhin fa....pleſ uu.....
»bittente... daz diu ſun tauſi a.... rcin en...
»gnada u... unſih ſiin ſimpleſ daz ir.... enti ſa....
»mant m......e fater unſ forgebe ſo e.... gahe....
»dem inan.... ent. enti minneont e.... antaN.
»lip in ſine..... he mit imo ſamant in....lteo
...alt. AMEN.

Ein zweyter Streifen rechtfertigt dagegen sämmtliche Ergänzungen von S. XVI, mit Ausnahme von dero (Zeile 10), wo zu lesen ist: entunga uueralti. Mit Hülfe desselben Streifens läßt sich die auf S. X der Vorrede mitgetheilte lückenhafte Schlußschrift so ausfüllen:

supplementum prudentiae uestre corrigat et ex-
ornet, atque hoc preceteris a domino obtentu precis obte-
neat, Ut
quicquid in hoc opere maleactus forsitan delic-
torum contraxi abolere iubeat commerti....
illud pii sanguinis ihu xpi dni et salvatoris nostri.
id expeto depraecor ut librorum haec oblata for-
matio siue placens siue sit displicens aut censure
uestre stilo meliorum sui subeat palam
aut iudicii uestri debeat
puplicare sen-
tentia.

(Mitgetheilt von St. Endlicher.)

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXVII.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830.

Von Wilhelm Freyherrn von Pflügl, k. k. Hofrath.

Ankunft und Landung in Tanger. — Feyerlicher Einzug. — Die Consuln der fremden Mächte.

Am 26. August 1830 Abends warfen die k. k. Fregatte Medea und die Gabarre Abbondanza, welche das Gesandtschaftspersonale, die für den Sultan von Marokko bestimmten Geschenke und das Reisegeräth an Bord hatten, nach der kurzen, ruhigen Fahrt von Algesiras, auf der Rhede von Tanger die Anker. Die Ansicht der Stadt und ihrer nächsten Umgebung von der Seeseite ist ungemein ansprechend. Nördlich erhebt sich eine Anhöhe, welche das weitläufige Schloß trägt; die Mitte des Bildes füllt eine Masse niedriger Häuser der Marokkaner und Juden, von blendend weißer Farbe, aus einem Erdgeschoß und einer Terrasse bestehend, überragt von den zierlicheren und höheren Wohngebäuden der fremden Consuln, und den Thürmen einiger Moscheen. Südlich mündet sich in geringer Entfernung ein Fluß ins Meer; man gewahrt eine Reihe zerfallender Trümmer, die für Reste des alten Tanger gelten, dem Meeresstrande entlang einige Batterien; und den Halbzirkel der Bucht schließt das Cap Malabat, von dessen Höhen ein runder, befestigter Thurm schaut. Das eintönige Weiß der Häuser wird bey Annäherung fremder Kriegsschiffe durch einigen Farbenwechsel unterbrochen, denn die Consuln ziehen dann die Flagge ihrer Nation auf, während die Marokkaner von den Minarets und Batterien rothe Fähnlein wehen lassen, die sie am Freytage (dem Wochenfesttage der Mohammedaner) mit weißen vertauschen. — Bald nach unserer Ankunft vor Tanger kam der königlich dänische General-Consul, Herr Schousboe, an Bord unsrer Schiffe, um das Gesandtschaftspersonale zu begrüßen, und die nöthigen Verabredungen wegen des für den kommenden Morgen bestimmten feyerlichen Einzugs zu treffen. In gleicher Absicht fand sich der marokkanische Hafenkapitän ein, der etwas spanisch sprach, und den wir mit Thee bewirthen ließen.

Freytags den 27. August um 8 Uhr früh begrüßte die Fregatte Medea die Festung mit ein und zwanzig Kanonenschüssen, welche unverzüglich erwiedert wurden. Alles war zur Landung und zum Einzuge gerüstet und bereit; aber Tanger's Thore bleiben am Freytage während des Gottesdienstes von eilf bis ein Uhr verschlossen. Der Grund dieser Vorsicht ist eine unter den Morokkanern verbreitete Sage: Tanger werde einst von den Feinden überfallen werden, während seine Bewohner in den

Moscheen versammelt sind. Daher lagen die Strahlen der hochstehenden Sonne schon drückend auf der Bucht; als wir in fünf Booten in folgender Ordnung ans Land stiegen: den Zug eröffnete eine Abtheilung der k. k. Marine-Infanterie; in der zweyten Barke befand sich unsere Harmonie-Musikbande; die dritte nahmen die k. k. Delegaten ein; in der vierten folgten die Gesandtschafts-Cavaliere und einige Marine-Offiziere; in der letzten, welche mit der österreichischen Marine-Flagge geziert war, befand sich ein zweytes Marine-Detaschement. Beym Abstoßen der Barken begrüßte die Fregatte die k. k. Delegaten mit dreyzehn Kanonenschüssen. Bey dem ersten Donner des Geschützes strömten Tanger's Bewohner dem Landungsplatze zu. Der Gouverneur und der Mauthdirektor setzten sich in Bewegung, um uns entgegen zu kommen, während sich die Garnison, reinlicher als gewöhnlich gekleidet, in zwey Reihen vom Gestade bis zum Thore der Stadt aufstellte, und eine Abtheilung Cavallerie längs dem sandigen Meeresufer kriegerische Evolutionen machte. Zur selben Zeit hatten sich auch alle in Tanger residirenden Consuln, von deren Häusern die Flaggen ihrer Nation wehten, am Landungsplatze eingefunden. Die Terrassen der marokkanischen Häuser waren mit Weibern und Kindern bedeckt, und neugierige Blicke starrten selbst aus den Schußlöchern und Spalten der Stadtmauer den seltenen Fremden entgegen. Die dichten Rauchsäulen, welche durch die Geschützsalven unsrer Kriegsschiffe emporstiegen, entzogen Europa's Küste unsern Blicken, während ein wolkenloser Himmel und die helleuchtende Sonne uns Africa und das merkwürdige Schauspiel, das uns am Ufer erwartete, deutlich zeigten. Als wir landeten, grüßten uns die Batterien der Stadt mit 21 Schüssen. Die Repräsentanten der fremden Mächte empfingen uns mit herzlichen Glückwünschen zu unsrer Ankunft: ihre glänzenden Uniformen, vermischt mit jenen der Ankommenden, unter denen die Standestracht österreichischer Diplomaten, der Marine-, Kürassier-, Husaren- und Infanterie-Offiziere bunt wechselten, gewährten ein prachtvolles, durch den Contrast der fremdartigen Kleidung der uns umgebenden Marokkaner gehobenes Schauspiel, welches durch den widrigen Lärm der arabischen Musik, die selbst die Trommeln unsrer Marine-Infanterie betäubend übertönte, durch den unwillkürlichen Gedanken an den Ort, der es bot, und das sonderbare Ereigniß, dem wir es verdankten, wahrhaft ergreifend wurde. Nachdem wir die Glückwünsche des Consularcorps dankbar erwiedert hatten, setzten wir uns in derselben Ordnung, in welcher wir die Schiffe verlassen hatten, in Bewegung, und näherten uns durch die aufgestellten Reihen der marokkanischen Krieger dem Thore der Stadt, wo uns der Gouverneur und der Mauthdirector stehend erwarteten und bewillkommten. Sie versicherten, der Sultan habe befohlen, uns auf die ausgezeichnetste Weise zu empfangen, und für unsere Unterkunft und unsern Unterhalt zu sorgen. Zugleich boten sie den beyden Delegaten Reitpferde an, welche reich bezäumt in der Nähe bereit standen, um den Einzug in die Stadt zu Pferde fortsetzen zu können. Das Anerbieten wurde abgelehnt, und der Marsch unter Begleitung der Consuln, unter dem Zulaufe einer zudringlichen Volksmenge und dem Donner der Kanonen fortgesetzt. Der Sultan hatte mit besonderer Aufmerksamkeit dem Gouverneur befohlen, uns das Schloß zur Wohnung einzuräumen: eine Auszeichnung, welche uns um so mehr schmeicheln durfte, als sie bisher keiner europäischen Gesandtschaft zu Theil geworden, und das Schloß nie von irgend jemand, außer dem Gouverneur oder dem Sultan, wenn letzterer nach Tanger kam, bewohnt wurde. Der Zug ging nun an der großen Moschee

vorüber, durch die Hauptgasse der Stadt dem Schlosse zu. Weiber und Kinder, auf den Terrassen, in weiße Mäntel gehüllt, hingestreckt, begrüßten uns mit eintönigem, durchdringenden Geschrey, während den ungestümen Andrang des Pöbels kräftige Stockschläge der uns begleitenden Wache abwehrten. Die Sonne brannte glühend auf uns herab, und erschwerte das Besteigen des Berges, auf welchem das zu unserer Aufnahme bestimmte Schloß stand. Wir fanden es geräumig, und seine Lage ungemein reizend; aber die Gemächer weder mit Betten, noch andern Einrichtungsstücken gehörig versehen. Besonders für die ersteren war gar nicht gesorgt, so daß später die im Schlosse einquartierten Glieder der Mission ihre Feldbetten hinaufbringen lassen mußten. Ueberhaupt bildeten einige Stühle, welche der Gouverneur von den fremden Consuln entlehnt hatte, den ganzen vorhandenen Hausrath. Aus diesem Grunde sowohl, als weil das Schloß von der Stadt entlegen und beschwerlich zu ersteigen war, zogen die Delegaten vor, ein Haus in der Stadt, das nahe am Hafen war, zu bewohnen: eine bedeutende Bequemlichkeit für sie selbst und die häufigen Besuche. Das Schloß hingegen wurde von den österreichischen Offizieren der verschiedensten Branchen und einem Detaschement Marine=Infanterie sammt der Musikbande besetzt, nachdem es wahrscheinlich seit dem 1684 erfolgten Abzuge der Engländer aus Tanger kein Europäer mit den Waffen in der Hand betreten hatte. In den seit jener Zeit nur von despotischen Herren und demüthigen Sclaven bewohnten Gängen und Gemächern des alten Gebäudes trieben sich nun glänzende Husaren= und Kürassier=Uniformen herum, versahen österreichische Krieger den inneren Wachdienst. — Vom heutigen Tage an begannen die regelmäßigen Lieferungen der marokkanischen Regierung an Fleisch, Eyern, Hühnern, Milch, Früchten und selbst Wachskerzen für die Gesandtschaft. Ueberdieß hatte der Mauthdirector ein Bewillkommungsgeschenk von Ochsen, Schafen und Orangen an Bord unsrer Schiffe gesendet.

28. August. Unbeschreiblich ist das Gefühl des Contrastes, welches den Reisenden ergreift, der aus dem gebildeten Europa nach einer Ueberfahrt von wenigen Stunden, ohne stufenweise Vorbereitung auf den ungeheuren Wechsel, das barbarische Africa betritt. Dieses Gefühl läßt sich, wie Aly Bey *) richtig bemerkt, nur einem Traume vergleichen, und nur erklären, wenn man sich recht lebhaft in die Lage des Reisenden denkt, der beym Abschiede von Europa in Gibraltar oder Cadix noch die herrlichen Gebäude, die mit Aufwand ausgestatteten öffentlichen Anstalten, die Reinlichkeit und Sicherheit der Gassen, den frohen Anblick eines wohlgekleideten, gebildeten Publicums bewundert und genießt, und nach einer Reise, die zu kurz ist, um diese Eindrücke zu schwächen oder zu verwischen, Tanger erblickt: eine verworrene Masse niederer Erdgeschosse, planlos an einander gereiht, und von schmutzigen Pfaden durchschnitten, die der Fremde nicht ohne Gefahr, von einem fanatischen Mauren beleidigt zu werden, betritt, und in denen er sich zwischen rohem, zerlumpten Gesindel durchwinden muß. Dennoch belehrten uns die ersten Tage unsers Aufenthalts, daß diese für den Europäer scheinbar ganz ungesellige Wüste ihre Oasen habe; und wenn der Contrast zwischen den letzten Städten Europa's, welche wir auf der Reise nach Marokko besuchten, und dem ersten Eindrucke von Tanger ergreifend, ja

*) In seiner in mehrfacher Hinsicht höchst ansprechenden: Voyage en Afrique et en Asie. Paris 1814.

beynahe zurückstoßend auf uns wirkte, so müssen wir als ungemein wohlthuend das überraschende Gefühl preisen, das uns bey dem Eintritte in die geräumigen ansehnlichen Häuser der Consuln belebte. Sie bieten dem gebildeten Fremden ein freundliches Asyl, gastfreye Aufnahme, und die durch die abstechende Umgebung erhöhten Reize des geselligen Lebens. Die Consuln sind durchaus Männer von Bildung, welche sich als Ministerresidenten betrachten, und, gut besoldet, mit dem entsprechenden Aufwande leben. Bey dem durch gemeinschaftliche Barken periodisch und ununterbrochen erhaltenen schnellen Verkehr mit Gibraltar genießen sie die Annehmlichkeit, die wichtigsten Nachrichten aus ihrem Vaterlande und die den höhern Ständen unentbehrlichen Bedürfnisse sicher und bald zu erhalten. Während unsers Aufenthaltes in Marokko residirten in Tanger folgende Agenten der verschiedenen Mächte: für England Hr. Drumond-Hay, für Frankreich Hr. de la Porte, für Spanien Ritter Veramendi, für Dänemark Hr. Schousboe, für Schweden Ritter Ehrenkopf, für Portugal Hr. Colaço, für Neapel Hr. Viale, für Holland Hr. Freyssinet, für Sardinien Ritter Ermirio, für die nordamerikanischen Freystaaten Hr. Mulowny [1]).

Besuch beym Gouverneur. — Unsere Lebensweise. — Tanger's Bevölkerung. — Kleidung der Marokkaner. — Die Neger.

29. August. Der heutige Tag war zu einem feyerlichen Besuche bey dem Gouverneur der Stadt und zu einigen andern Visiten bestimmt, denn auch über Africa reicht der gewaltige Zepter der Etikette und ihre, in tausend Formen ausgesprochene und dennoch so langweilig eintönige Herrschaft. In Uniform gekleidet verließen wir unter Vortritt einiger mit Stöcken bewaffneter marokkanischer Soldaten, deren sich im Hause der k. k. Delegaten sechs als Ehrenwache befanden, und in Begleitung des Hrn. Schousboe unsere Wohnung, und begaben uns vorerst zu dem Gouverneur. Von unserm Besuche bereits unterrichtet, hatte er ein Haus gemiethet, um uns empfangen zu können, da die Wohnung, die er nach der Räumung des Schlosses bezogen, zu klein und unansehnlich war. Eine enge Treppe führte zu einem schmalen Saal, an dessen Eingang mehrere marokkanische Offiziere standen, um uns vorläufig zu bewillkommen, und dem Gouverneur zu melden, dessen Söhne sich gleichfalls einfanden. Er selbst saß in dem Saale auf einem Teppiche mit gekreuzten Beinen; neben ihm der Mauthdirector. Beyde waren in feine und sehr reinliche Haik's [2]) gewickelt, und hielten die im ganzen Oriente üblichen Rosenkränze spielend in der Hand. Larbi Saidi, der Gouverneur (Kaid) [3]), ließ Stühle für uns bringen, und uns mit Thee und Zuckerwerk bedienen. Er ist ein freundlicher Greis mit weißem Haupthaar und Bart, spricht wenig, aber immer mit dem Ausdrucke der Gutmüthigkeit. Zum zweyten Male ist er Gouverneur von Tanger, denn vor einigen Jahren wurde er abgesetzt, und sogar mit Stockschlägen auf den Unterleib bestraft; später erhielt er aber seine Stelle wieder.

1) Ueber die geschichtlichen und diplomatisch=politischen Verhältnisse der fremden Consulate in Marokko, siehe den Anhang.

2) Lange, aus Baumwolle auf ganz besondere Art gewebte Tücher, in deren Enden oft Seide eingewirkt ist.

3) Kaid bedeutet überhaupt ein Individuum, welchem Andere unterstehen, — einen Obern.

Da der Sultan kein großes Vertrauen in Larbi Saidi's Fähigkeiten setzt, und sein Posten wegen der Verhandlungen mit den fremden Consuln ungemein wichtig ist, so wurde ihm in der Person des Mauthdirectors (Amin) ein Gehülfe beygegeben. Dieser, Namens Sidy Bias, ein bejahrter, hagerer, sehr lebhafter Mann, steht im Rufe ausgezeichneter Geschicklichkeit und Rechtlichkeit. Unser Gespräch drehte sich um orientalische Gemeinplätze, Versicherungen wechselseitiger Achtung und freundschaftlicher Gesinnungen. Die beyden Herren deuteten unter andern auch auf die besondere Auszeichnung hin, welche uns der Sultan durch die Einräumung des Schlosses erwiesen habe, und welche bald in der ganzen Christenheit bekannt, die vorzügliche Achtung des Beherrschers von Marokko für Seine Majestät den Kaiser von Oesterreich verkündigen würde. Alle Complimente und Danksagungen, welche wir persönlich an sie richteten, entgegneten sie mit der Versicherung, daß sie rücksichtlich unsers ausgezeichneten Empfangs gar kein Verdienst hätten, sondern bloß die Befehle des Sultans vollzögen. Auch einige wahrhaft orientalische Hyperbeln gaben sie uns zum Besten. So versicherte Sidy Bias, der Sultan habe zwey Millionen Artilleristen im Solde, und könne ihre Anzahl im Falle eines Kriegs leicht auf zwanzig Millionen vermehren. Unser Dolmetsch, ein Jude, hatte seine Pantoffeln im Vorhause zurücklassen müssen, und lag während der Unterredung mit bloßen Füßen und gebeugtem Haupte auf ein Knie gestützt vor den beyden Beamten. Nachdem wir, freundlich entlassen, Abschied genommen hatten, besuchten wir alle europäischen Consuln, die uns mit der wärmsten, zuvorkommendsten Herzlichkeit empfingen. Eine solche Reihe von Besuchen war mit vielen Beschwerden verbunden, denn ungeachtet einiger Bewegung der Luft, zeigte das Thermometer noch Abends im Schatten 21°, und den ganzen Tag über prallten die Sonnenstrahlen brennend von den weißgetünchten Häusern in den engen Straßen zurück. — Außer den marokkanischen Soldaten befindet sich noch im Hause der Delegaten ein kleines Detaschement Marine-Infanterie als Ehrenwache. Uebrigens ist das Eigenthum in Tanger sicher; man hört nichts von Diebstählen, und während der Nacht liegen und wandeln Streifwachen in den Gassen, die sich zeitweise anrufen. — Wenn jemand von uns die Wohnung verläßt, nimmt er gewöhnlich einen marokkanischen Krieger als Begleiter, Wegweiser und Beschützer mit, denn in den entlegenen Straßen läuft der Europäer Gefahr, von der unduldsamen Jugend mit Steinwürfen begrüßt zu werden. Gefährlich ist es, in der Nähe einer Moschee zu verweilen, vorübergehende Weiber scharf ins Auge zu fassen, durch die selten geöffneten Hausthüren oder von einer Terrasse herab neugierige Blicke in das Innere eines marokkanischen Haushalts zu werfen. Leicht und schnell wird die Eifersucht und der Fanatismus der Mohammedaner rege, und ein Fremder, der bey einem solchen Anlaß beleidigt, ja selbst verwundet würde, dürfte schwerlich bey den hiesigen Behörden Gehör und Genugthuung finden. Aus diesem Grunde ließ der Gouverneur, um allen Anständen und unglücklichen Ereignissen vorzubeugen, gleich nach unsrer Ankunft den Marine-Divisions-Commandanten ersuchen, der Mannschaft die größte Vorsicht in dieser Hinsicht einzuschärfen. — Tanger's Bevölkerung, welche man im Ganzen auf 6000 Menschen anschlägt, gewährt einen äußerst bunten, und daher für den Fremden sehr interessanten Anblick. Neger (hier Guinani, von dem Küstenlande Guinea so genannt), mit platten Nasen und aufgeworfenen Lippen; Mulatten (Bo-

hari) *), alle Abarten der Volksstämme des innern Africa's; braungelbe Beduinen; Araber mit schönen, edlen Profilen und feurigem Blicke; Juden und Europäer aus verschiedenen Ländern (ein Weißer heißt im Arabischen H o r, rein) treiben sich auf den Straßen herum. Im Allgemeinen ist der Marokkaner theils durch die climatischen Verhältnisse, theils durch seine Nahrung mager, oft durch Ausschweifungen von der frühesten Jugend an geschwächt, und daher, wenn gleich von gelenkigem Bau, doch keineswegs sehr kräftig; sein Wuchs ist schön, die Gesichtszüge sind gewöhnlich regelmäßig, aber ohne Geist und Ausdruck. Die Hautfarbe der Eingebornen ist bräunlich, jedoch durch die Vermischungen mit Negern vom Lichtern zum Dunklern vielfach abgestuft. Rücksichtlich der Kleidung ist der Wechsel geringer, als jener der körperlichen Bildung, und nur die Tracht der Marokkaner, welche auch die übrigen im Lande wohnenden Africaner angenommen haben, dann jene der Juden vorherrschend. Der wohlhabende marokkanische Stadtbewohner zieht zuerst ein Hemd (Kmis oder Thamis) an, das gewöhnlich aus Baumwolle verfertiget, bis auf die Knie reicht, und auf der Brust geschlossen ist; dann ein weites Unterbeinkleid (Serual) aus Leinwand bis unter das Knie gehend, und um den Leib mit einer Schnur befestigt; darüber kurze, aber weite Tuchbeinkleider. Doch sind letztere nur bey Reichen üblich, und wer keine trägt, läßt das Unterbeinkleid bis an die Knöchel hinabreichen. Dann folgt ein tuchener, bis auf die Waden gehender Kaftan von beliebiger Farbe (mit Ausnahme der schwarzen), vorne auf der Brust offen, und am Ausschnitte auf der einen Seite mit vergoldeten Knöpfchen, auf der andern mit seidenen Schlingen geziert. Die Aermel erweitern sich gegen die Hände zu, und sind am untern Ende mit Damast gefüttert. Bey einigen Marokkanern bemerkt man auch unter dem Kaftan ein kurzes Leibchen von Tuch, an dem Ausschnitte eben so wie der Kaftan geziert, jedoch ohne Aermel. Ueber den Kaftan zieht der Marokkaner noch bisweilen ein zweytes Hemd (Kashaba) von Musselin oder Leinwand an, welches so wie der Kaftan mittelst einer breiten seidenen Binde (Emdama) und einer silbernen Schnalle um den Leib geschlossen wird. Sein geschornes Haupt bedeckt er mit einem Tuchkäppchen (Schaschia), und windet um dasselbe ein Stück Musselin (Resa). Ueber diesen Kopfputz werfen manche noch einen Shawl oder ein seidenes Tuch. Strümpfe tragen sie nicht, sondern bloß weite Pantoffel (Belaga). Eine engere und spitzigere Gattung derselben heißt Sriexi. Somit ist der Hausanzug des wohlhabenden Marokkaners vollendet. Ist er eitel oder will er im höchsten Staate erscheinen, so färbt er sich die Ränder der Augenlieder mit schwarzem Spießglanzpulver, um das Feuer des Auges und das Weiße des Augapfels herauszuheben. Geht oder reitet er aus, wirft er über seine Hauskleidung den Sulham, einen weiten, wie eine Mönchskutte geschnittenen Mantel ohne Aermel von weißem oder blauem feinem Tuche, mit einer Kapuze, die über den Kopf gezogen wird. Ist das Wetter schön und warm, so wird der Sulham mit dem Haik vertauscht, in welchen sich der Marokkaner vom Kopfe bis zu den Füßen einwickelt, indem er das eine Ende über die Schulter wirft und das andere mit dem Arme am Leibe festhält. Beym Reiten zieht er, statt der

*) Die marokkanische Sprache kann als ein Dialect der arabischen angesehen werden. Die vorkommenden marokkanischen Namen sind theils rein arabisch, theils sind sie marokkanischen Ursprungs, und wie Provinzialismen zu betrachten; alle Namen sind so geschrieben, wie sie in Marokko ausgesprochen werden.

Pantoffel, Stiefel (Etmoden) an, die aus gelbem oder rothem Corduan verfertigt, an den Seiten reich und zierlich mit Gold und Seidenstickerey geschmückt sind. Der ärmere Stadtbewohner ist viel einfacher gekleidet. Ein Hemd, Unterbeinkleid, Burnus (Kittel aus grobem und dichtem Schafwollgewebe mit Aermeln und Kapuze), ein rothes Käppchen und Pantoffel machen seine vollständige Kleidung aus. Der Landmann endlich wirft über das Hemd und Unterbeinkleid oder auch auf den bloßen Leib einen groben, oft schmutzigen und zerrissenen Haik, der seine ganze Garderobe bildet. Einiges Ausgezeichnete hat die Tracht der Soldaten, welche im Allgemeinen für sämmtliche Truppen ziemlich gleich ist. Ihr Hemd ist auf der einen Achsel durch eine Schnur befestigt, und hat weite Aermel. Das Beinkleid ist nicht sehr weit, nach dem Unterschiede der Jahreszeiten von Tuch oder Leinwand, und durch eine Schnur um den Leib geschlossen. Der Kaftan von leichtem grünen, blauen oder rothen Tuche, und mit kleinen Knöpfchen vorne besetzt, wird über die Brust zugeknöpft, und hat weite Aermel; das Ueberhemd (Kashaba) ist vorne offen, und gleichfalls mit Knöpfchen besetzt. Der Leibgürtel ist von Sammt oder Leder; an ihm hängt das mit Leder überzogene Pulverhorn und eine Kugeltasche, in welcher sich auch die aus Palmblättern verfertigten Pfropfen befinden. Den Säbel tragen sie an einem ledernen Ueberschwungriemen oder einer seidenen Schnur; neben ihm hängt noch oft ein Messer (Schinin). Ueber den Kaftan werfen sie einen am Halse eng anschließenden Sulham oder den Haik. Die Kopfbedeckung besteht in dem mit der weißen Resa umwundenen Tuchkäppchen, das bey dem Kavalleristen höher und spitziger ist, als bey dem Infanteristen; die Fußbekleidung in Corduanstiefeln (Tmok) für den Reiter und schuhartigen Pantoffeln (Srieri) für das Fußvolk. Die Kleidung der Offiziere unterscheidet sich von jener der Gemeinen hinsichtlich des Schnittes gar nicht, und selbst nicht immer durch die Feinheit der Stoffe. So wie man die Männer nur im Haik, Sulham oder Burnus außer dem Hause erblickt, so verläßt auch die Marokkanerin in der Stadt ihre Wohnung nicht, ohne sich in einen Haik zu hüllen, der die ganze Gestalt bedeckt, und die Formen des Körpers nicht errathen läßt. Ueberdieß wird diese geschmacklose, schwerfällige Verhüllung so über den Kopf gezogen und festgehalten, daß außer dem rechten Auge nichts von dem Gesichte frey bleibt. Da die Marokkanerinnen nur gänzlich vermummt, und überdieß, den Gang ins Bad ausgenommen, selten aus dem Hause kommen, so verschaffen sie sich bisweilen, besonders an Festtagen, den Genuß, sich selbst im größten Staate zu beschauen oder ihren nächsten Verwandten zu zeigen. Die Vornehmeren ziehen über das mit Knöpfchen vorne geschlossene Hemd (Mensoria) einen Kaftan; darüber ein zweytes Hemd mit langen, weiten Aermeln von feinem Musselin, damit die Farbe des Kaftans durchleuchte, und schließen diese Kleidungsstücke durch eine golddurchwirkte Seidenbinde, wie die Männer, um den Leib. Diese Binde heißt Hasam. In Fez tragen die Frauen lange Musselinpantalone, welche den ganzen Fuß bedecken. Die Haare werden gescheitelt, hinten in Zöpfe geflochten und in ein seidenes Tuch gebunden. Ueber dieses wird noch ein zweytes (Sherbia) von schwarzer Seide geworfen, dessen beyde über den Nacken fallende Enden mit Goldbüscheln besetzt sind, und welches eine goldene Nadel am Hinterhaupte befestigt. Unverheiratete lassen die Haare in Zöpfen über den Nacken fallen, und binden um den Kopf ein einziges Seidentuch. An Festtagen oder bey Familienfeyerlichkeiten wird der Putz durch Ohrgehänge, Halsschnüre von Korallen, eine Stirnbinde

(Sfifa), die mit Perlen gestickt ist, durch Fingerringe und einen ganz eigenthümlichen Schmuck erhöht, welcher in massiven goldenen oder silbernen Ringen besteht, die um die Hände- und Fußknöchel gelegt und geschlossen werden. Die Handringe heißen im Arabischen Dwalesch, die Fußringe Halhal. Zu Hause umschließen das niedliche Füßchen der Marokkanerin die reichgestickten, oft mit Perlen besäeten Sammtpantoffel (Shervit). Beym Ausgehen werden diese mit den gewöhnlichen Frauenpantoffeln (Roahe) vertauscht. Noch fehlt aber der reichgekleideten Frau ein Hauptttheil des landesüblichen Putzes: die Schminke. Um den Zauber ihrer Schönheit nach ihren Begriffen bis zur Unwiderstehlichkeit zu erhöhen, streicht sie auf die Ränder des Augenliedes schwarzes Pulver, färbt die Wangen mit Cochenille feurigroth, malt in die Mitte derselben schwarze Flecken, und zieht von der Unterlippe zum Kinn einen Streif von schwarzer oder blauer Farbe. Auf die Oberhand legt sie aus Papier geschnittene Blumen, umwickelt dann die ganze Hand mit feuchten Blättern der Alhama (Lawsonia inermis, Linn.), und trocknet sie am Feuer. Beym Abnehmen dieses Umschlages bleibt die Hand hochgelb gefärbt, die aufgelegten Blumen aber erscheinen in der natürlichen Fleischfarbe. Dieselbe Verzierung wird auf dem Vorderfuße angebracht. Den Reiz einer reichen und zierlichen Tracht scheinen die marokkanischen Frauen durch Reinlichkeit zu unterstützen, denn die Verheirateten besuchen täglich, die Mädchen sehr oft das Bad, wozu noch die Waschungen vor dem Eintritte in die Moschee kommen, welcher sich die Weiber gleich den Männern unterziehen. Viele Stücke des vorbeschriebenen Anzuges fallen bey ärmern Weibern ganz weg. Sie tragen im Hause Hemd, Kaftan und Pantoffel, um den Kopf ein wollenes oder seidenes Tuch; eben so die Negerinnen, welche überdieß selbst außer dem Hause keinen Haik umwerfen, sondern sich mit unbedecktem Gesichte zeigen dürfen. Auch die Weiber auf dem Lande hüllen sich nur nachläßig und ohne das Antlitz zu verbergen in einen schmutzigen Haik, der nebst einem Hemde meistens ihre ganze Bekleidung bildet. — Unsere Aufmerksamkeit wurde bald auf die in den Häusern der Marokkaner dienenden Neger und Negerinnen gelenkt. Diese armen Geschöpfe werden aus dem Innern von Africa als Sclaven gekauft, und dann fortwährend als solche behandelt. Ein Knabe kostet ungefähr 50, ein zur schweren Arbeit tüchtiger Mann gegen 200 fl. C. M.; ein Weib etwas weniger. In Tanger werden diese Unglücklichen öfters in Handel gebracht. Der Eigenthümer durchschreitet die Straßen mit einem langen Schilfrohre, an dessen oberem Ende ein Zettel mit dem Namen, Alter, Preis und den Eigenschaften des Sclaven bezeichnet hängt; dieser folgt seinem Herrn, und wird von den Kauflustigen beschaut und untersucht. Ist der Kauf abgeschlossen, so lassen sich die contrahirenden Theile gewöhnlich von einem Notare (Adul) zur größeren Sicherheit des Geschäftes eine Urkunde darüber ausstellen. Mancher Marokkaner schenkt seinen Sclaven auf dem Sterbebette die Freyheit. In diesem Falle folgen die Freygelassenen dem Leichenzuge mit langen Röhren in der Hand, an welchen eine von dem Adul ausgefertigte Urkunde über ihre Freylassung hängt, und diese dem Publicum verkündet. Kein weißer Eingeborner in Marokko ist Sclave. Wir frugen einen Marokkaner, woher es komme, daß die Neger so verachtet und zu Sclavendiensten verwendet würden. Er antwortete durch ein Gleichniß, indem er uns seine Hände zeigte, und uns auf den Unterschied in der Größe und Gestalt der Finger aufmerksam machte. So habe, meinte er, schon Gott in der Bildung seiner Geschöpfe gewisse Abstufun-

gen begründet, und jedem seine Bestimmung zugewiesen. Negersclaven dürfen keine weißen Weiber heiraten; in den Städten heiraten auch freye Neger selten weiße Weiber, wohl aber auf dem flachen Lande.

Die große Moschee. — Religion der Marokkaner. — Schulwesen. — Das Schloß.

30. August. Heute hatten wir Gelegenheit, die beyden bedeutendsten Gebäude von Tanger, nämlich die große Moschee und das Schloß näher, letzteres sogar mit vieler Bequemlichkeit, wie es schwerlich Europäern vor uns zu Theil wurde, zu besehen. Die Moschee bildet ein geräumiges, mit Mauern umschlossenes, regelmäßiges längliches Viereck. Einige Stufen führen zu dem äußern Eingange, durch welchen man in den Hof tritt. An seinen Wänden läuft ein Säulengang; in der Mitte steht ein marmorenes, durch frischen Zufluß stets gefülltes Wasserbecken, bestimmt für die Waschungen der Gläubigen vor dem Eintritte in die eigentliche Moschee, welche unsern forschenden Blicken entzogen blieb. Die Bedachung des Gebäudes bilden grüne gewölbte Ziegel; über ihr erhebt sich der Minaret: ein schlanker Thurm mit einem Umgange, aus welchem der Gebetausrufer und Kirchendiener (Muezzin) die Gläubigen zum Gebet ruft, und am Freytage eine weiße Fahne wehen läßt. Hinter dem Gebäude ist noch ein Gewölbe angebracht, in welchem die Leichen der Marokkaner vor dem Begräbnisse beygesetzt werden, und der Priester über sie ein kurzes Gebet spricht. Am Freytage Vormittags ist der Hauptgottesdienst, und die Moschee dann am meisten besucht. Sämmtliche Marokkaner bekennen sich zum Islamismus, und zwar zur Secte der Maleki. Da sie mehrere religiöse Förmlichkeiten genauer beobachten, und sich strengere Luxusgesetze auflegen, als andere Mohammedaner, so halten sie sich für orthodoxer als dieselben, während jedoch ihre Glaubenssätze von jenen der übrigen Bekenner des Korans nicht abweichen, sondern lediglich in der Auslegung einiger Stellen desselben und in manchen Religionsgebräuchen ein unbedeutender Unterschied obwaltet. Die Marokkaner feyern folgende Feste und Fastzeiten: den Ramadhan (die einen vollen Monat dauernde Fasten); das große Oster- oder Opferfest (Kurban Bairam), zu welchem jeder männliche Maure ein Schaf oder eine Ziege schlachtet, und welches auf den zehnten Tag des Monats Zilhitsche fällt; das neue Jahr (el Aschur), an welchem jeder Mohammedaner den zehnten, oder doch irgend einen Theil seines Vermögens den Armen spenden soll; Mulud, den Jahrestag der Geburt des Propheten. Uebrigens fasten sie noch zwey Tage vor dem Feste el Aschur, einen Tag in der Mitte des Monats Schaaban und den 27. Tag im Monate Redscheb [1]. Das Fasten besteht in gänzlicher Enthaltung von Speise und Trank, und zwar von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Auch der Pilgerreise nach Mekka unterziehen sich die Marokkaner, theils zu Lande, theils zur See. Im erstern Falle versammelt sich die Caravane zu Fez, und wandert von dort nach Algier, Tunis, Tripoli u. s. w. unter Anführung eines Vorstehers (Scheich Rikiab), welchen ihr der Sultan bestimmt. — Der Aufruf der Gläubigen zum Gebet durch den Muezzin findet Statt vor Sonnenaufgang, dann zwischen 1 und 1½ Uhr Nachmittag, ferner zwischen 3 und 3½ Uhr, eine Stunde nach Sonnenuntergang und um 1 Uhr nach Mitternacht [2].

1) Das Jahr 1246, nach dem türkischen Kalender, hat am 21. Juny 1830 im arabischen Monate Moharram begonnen.

2) Die Marokkaner theilen den Tag gleichfalls in 24 Stunden.

Der Marokkaner verrichtet sein Gebet zu Hause, oder verfügt sich zu diesem Behufe in eine Moschee. Vor dem Eintritte in selbe legt er seine Pantoffel ab, und läßt sie im Vorhofe, nachdem er vorerst die Waschungen vollbracht hat. Diese bestehen darin, daß Zunge, Nasenlöcher, Gesicht, Kopf, Ohren, die Arme vom Elbogen bis zur Hand, dann Zehen, Knöchel und Fußsohlen, und zwar jeder dieser Körpertheile dreymal abgespült werde. Kranke, welche ihr Gebet zu Hause verrichten, vollbringen diese Waschungen symbolisch, indem sie zuerst einen reinen Stein, dann die erwähnten Theile des Körpers berühren. Auch bey Weibern und Mädchen ist nur die häusliche Andacht gewöhnlich, und wenn sie, was selten und nur an hohen Festtagen geschieht, die Moschee besuchen, so stehen sie dort abgesondert von den Männern. Ueber die Einrichtung des eigentlichen kirchlichen Gottesdienstes erhielten wir folgende Aufklärungen: Die Andächtigen versammeln sich in der Moschee, und erwarten auf den Knieen liegend die Ankunft des Imams, des Kadi's oder eines Talb *). Diese unterscheiden sich in der Kleidung nicht weder unter sich, noch von den übrigen Marokkanern. Ihr Kopf muß während des Gottesdienstes bedeckt seyn, daher sie die Capuze des Burnus oder Sulhams über denselben herabziehen Der Imam stellt sich nun in eine an das Bethaus stoßende, gegen Sonnenaufgang gekehrte Nische, gegen welche Richtung auch die Gesichter aller Anwesenden gewendet sind. Er spricht sonach die bekannten Gebete aus dem Koran, welche der Kadi oder Talb und dann das Volk wiederholt. Diese Förmlichkeit bleibt in jeder Gebetstunde unverändert. — Bey den Andeutungen über die kirchlichen Angelegenheiten in Marokko, zu denen uns die Beschauung der großen Moschee leitete, darf eine merkwürdige und eigenthümliche Volksclasse, die Marabut's und Heiligen, nicht unerwähnt bleiben. Ein Marabut (eigentlich Murabit) ist ein Mann, der die religiösen Gebräuche, Beten, Fasten u. s. f., mit Ostentation genauer beobachtet und strenger hält, als seine übrigen Glaubensgenossen. Er braucht sich deßhalb von seinen Weibern nicht zu trennen, und lebt nach seiner Wahl entweder in der bürgerlichen Gesellschaft, oder zieht sich in eine einsame Gegend, in eine Capelle, oder an den Ort, wo früher ein Murabit lebte, zurück. Ein Soldat, Handwerker, kurz Jeder kann Murabit werden; und gelangt er als solcher in einigen Ruf, bringt er vielleicht sogar einige vermeintliche Wunder zu Stande, so schwingt er sich zu einem Heiligen (Santon, arabisch Salih) hinauf. Um sich in dieser Stellung, welche bald zur Erwerbsquelle wird, zu behaupten, stellt sich mancher verrückt, wenn er es nicht etwa schon wirklich ist; er spricht und schreyt verwirrtes, unsinniges Zeug. Unter diesem kömmt bisweilen etwas vor, was einer Prophezeyung gleicht. Geht diese zufällig in Erfüllung, so wird das wunderbare Ereigniß schnell kundbar, und der Narr kömmt immer mehr in Ruf. Man behandelt ihn mit Auszeichnung, bringt ihm Speise, oder er geht in die Buden, und nimmt ungehindert die besten Stücke. Nach seinem Tode errichtet man ihm ein Grab (Kubbei Salih), das die Gläubigen sorgfältig erhalten, öfters berühren und küssen, und dadurch Gesundheit und Seelenheil zu erlangen hoffen. Diese Grabstätte bleibt dann ein Asyl für Verbrecher, in dessen Gränzen kein Soldat oder Häscher dringen darf. Freylich ist diese Sicherheit nicht von Dauer, denn ge=

*) Kadi, der Richter, auch Oberhaupt der Adul und Talbe in jeder Stadt; Imam, der stationäre Priester einer Moschee, Pfarrer; Talb, eigentlich Talib, wörtlich ein der Gottesgelahrtheit Beflissener.

wöhnlich wird das Asyl mit Wachen umstellt, bis der Hunger den Flüchtling aus demselben, und in den Arm der Gerechtigkeit treibt. Einen dieser Wahnsinnigen haben wir öfters in den Straßen von Tanger bemerkt, die er in Lumpen gehüllt, mit stieren, aus dem Kopfe quellenden Augen, unter furchtbaren Geberden und wildem Geschrey durchstreicht. Niemand läßt sich mit ihm in einen Streit ein, obwohl er die Vorübergehenden mit den gröbsten Schimpfnamen begrüßt. Fleischer, Bäcker und Obsthändler geben ihm unentgeldiich die besten Stücke, die er mit wilder Hast empfängt und gierig verschlingt. Sein Wohnsitz ist eine elende, wenig gegen die Unbilden des Wetters schützende Hütte vor der Stadt. Das Gewerbe der Santon's, bequem und ehrenvoll, erbt sich oft in der Familie fort. Der größte jetzt in Marokko lebende Santon, in welchen der Sultan ein besonderes Vertrauen setzt, ist ein schmutziger, cynischer Greis, Namens Mohammed Ben Merzuk, der sich in Azila aufhält. Der Sultan scheint übrigens immer einige Talbe um sich zu haben, die Ulema heißen, und welche er bey wichtigen Religionsstreitigkeiten consultirt, so wie auch an selbe bey derley Veranlassungen aus den Provinzen appellirt wird. Den türkischen Großherrn erkennt der Sultan von Marokko nicht als Religionschef an, verehrt ihn aber immerhin als einen mächtigen Fürsten der Mohammedaner, und respectirt seine Firmane. Uebrigens stehen sie in keiner Verbindung. — Die in Mekka gewesenen Pilger, welche nach der Rückkehr (gewöhnlich dauert ihre Abwesenheit ein Jahr) ihrem Namen den Titel Hadsch (Pilger) vorsetzen, haben auch das Recht, um ihre rothen Käppchen ein Stück weißen Musselin zu wickeln, was außer ihnen eigentlich nur den Soldaten des Sultans erlaubt ist. — Da die Schulen mit den Moscheen verbunden sind, und sie ihre Lehrer aus den dort gebildeten Talben erhalten; so steht das marokkanische Schulwesen in ziemlich enger Verbindung mit den Religionsangelegenheiten. Schon mit fünf bis sechs Jahren werden die Kinder in die Schule geschickt, und für Mädchen bestehen in mehreren Städten gesonderte, von Weibern geleitete Unterrichtsanstalten. Die männlichen Lehrer sind Talbe, welche von den Vätern der Schüler nach dem Vermögen derselben willkürlich bezahlt werden. Die Kinder lernen zuerst schreiben, wozu sie statt der Federn Schilfrohre verwenden, dann lesen. Täglich gehen sie um sechs Uhr früh in die Schule, und kehren erst Mittags zurück; um ein Uhr beten sie in der Moschee, um halb zwey Uhr besuchen sie neuerlich die Schule, und bleiben bis zum Gebet um vier Uhr. Freytags gehen sie nur in den Frühstunden zum Gebet; Donnerstags wird die Schule wegen des Marktes nicht besucht. Der weitere Unterricht besteht im Rechnen; auch Astronomie und Geschichte wird von einigen Talben gelehrt. — Von der Moschee wendeten wir uns zur näheren Besichtigung des Schlosses, zu dem ein steiler, schlecht gepflasterter Weg führt. Eine hohe, alte, unsymmetrisch gebaute, den Einsturz drohende Mauer, und ein zur Hälfte mit Trümmern und Schutt gefüllter Graben umgibt das Ganze. Der neugebaute, oder wenigstens frisch übertünchte Thurm einer Moschee überragt, weithin sichtbar, das Gemäuer. Durch ein ansehnliches Thor gelangt man in den Schloßhof, der geräumig, aber uneben und unrein ist. Zu seiner Linken bemerkt der Eintretende ein Wachhaus: die langen Gewehre der Soldaten hängen an der Mauer; das Lager der Krieger bildet eine mit Strohdecken belegte Erhöhung des Bodens. Noch weiter links ist ein Thurm, der als Gefängniß dient. Geht man über den Hof längs einer, mit der Ringmauer parallel laufenden zweyten Mauer, so

erblickt man die zu einigen Wohnzimmern des Gouverneurs führende Thüre und Stiege. Wir hielten diese Gemächer für den Harem. Der Hauptringmauer aber entlang, und zwischen dem Wachhause und Thurme durchschreitend, tritt man in einen Thorweg, an dessen beyden Seiten Bänke in die Wand gehauen sind, auf welchen der Gouverneur sitzend Gericht hält. Weiter kömmt man durch einen Bogengang in einen geräumigen, regelmäßig viereckigen Hof, mit einem marmorenen Springbrunnen in der Mitte, und von Gallerien umschlossen, deren Säulen der corinthischen Ordnung angehören. Selbe scheinen europäischen Ursprungs, und dürften hieher gebracht worden seyn, während die Portugiesen oder Engländer Tanger besaßen *). In den vier Seiten dieses Hofes sind Wohnzimmer in der Gestalt von Nischen angebracht: längliche, fensterlose Vierecke, welche ihr Licht durch die großen Thüren erhalten, und deren Fußboden mit Steinguttafeln belegt ist. In die Zimmerdecken und das Gesimse sind zierliche Arabesken eingehauen, oder wahrscheinlicher mit Modeln eingedrückt, aber nicht übermalt. In der Anordnung und Verzierung dieses Hofes bemerkten wir Reste der früheren maurischen Architectur, die aber jener, deren Denkmäler Granada, Cordova und andere Städte Spaniens schmücken, nicht zu vergleichen ist. Aus diesem Hofe kömmt man durch mehrere Gärten, Gänge und Hofräume zu dem eigentlichen Wohngebäude des Gouverneurs. Dieser Theil des Schlosses ist der reinlichste, hat die schönste Lage und die Gestalt eines Pavillons. Er besteht aus wenigen Zimmerchen, die eine entzückende Aussicht gewähren, besonders von einem außerhalb angebrachten Balcon. Zu den Füßen des Schauenden liegt die Häusermasse von Tanger und sein Hafen, weiter hinaus die Meerenge von Spaniens Gebirgen begränzt, unter denen aus nebelgrauer Ferne der riesige Felsen von Gibraltar sein Haupt erhebt. Links übersieht man die Gegend bis zum Cap Spartal. Hinter diesem Gebäude sind Pferdeställe angebracht: das heißt, gemauerte Kämmerchen ohne Bedachung, in welchen die Pferde wie auf der Weide, ohne Pflege, ohne Obdach, frey unter einander stehen. Weiters stößt man auf eingestürzte Mauern, Schutt= und Trümmerhaufen, bis man jenen Theil der Ringmauer erreicht, der die Stadt gegen Westen umschließt. Das Schloß ist nun, wie bereits erwähnt, von österreichischen Offizieren und Soldaten aller Waffengattungen besetzt, und aus seinen Räumen tönen die fröhlichen Klänge unserer Musik in die Stadt hinunter, die über ein Jahrhundert lang in dieser Richtung wohl nur des Muezzin's eintönig kläglichen Ruf vernommen hatte.

Besuch des Gouverneurs. — Negerhochzeit. — Die jüdische Tänzerin.

31. August. Der Gouverneur und der Mauthdirector erwiederten heute unsern Besuch, und wurden mit Thee und Zuckerwerk bewirthet. Später untersuchten wir einiges auf den Hügeln außer Tanger zerstreutes Gemäuer, welches aber nichts Merkwürdiges darbot, und größtentheils ein Rest alter Befestigung schien, zwischen welchen Grabmäler berühmter Santon's liegen. Abends betrachteten wir von der Terrasse

*) Die Ersteren besaßen es seit 1471, und traten es 1662 an Carl II. von England, als Mitgift seiner Braut, der portugiesischen Prinzessin Katharina, ab. Die Engländer übergaben Tanger im Jahre 1684 an Marokko, nachdem sie die Festungswerke und den Hafendamm gesprengt hatten.

unsers Hauses die Stadt; das helle Licht des Vollmondes fiel glänzend von den weißen Häusern zurück; scharfe Schatten bezeichneten die Gestalt jedes einzelnen Gebäudes, die Biegungen der Straßen. Wir hörten die Klänge von Trommeln und Sackpfeifen, und schrieben sie der Retraite der Garnison zu; als wir aber, von der Terrasse steigend, dem Schalle nachgingen, überraschte uns bald das fremdartige Schauspiel einer Negerhochzeit, die man in einer engen, winkligen Straße feyerte. Die schwarzen Freunde und Verwandten der Brautleute hatten sich vor dem Hause derselben versammelt, und tanzten hier beym Schalle der lärmenden Musik. Ein Haufe anderer Neger, neugieriger Marokkaner und Mulatten umgab sie in einem Kreise. Auf den Terrassen der nahen Häuser lagen viele Weiber in Haik's gewickelt, aus denen nur kleine schwarze Köpfchen hervorblickten, und stießen durchdringende, eintönige, hohe Laute aus. Die Trommeln wurden oben mit der Hand, unten aber mit einem krumm gebogenen, spitzigen Holze geschlagen, und die Trommler und Pfeifer waren auf der einen Seite der Gasse aufgestellt. Ihnen gegenüber hüpften fünf bis sechs schwarze Tänzer in einer Reihe bald gegen die Musik zu, bald in entgegengesetzter Richtung. Einer nach dem Andern trat in die Mitte, bückte sich nieder, und drehte sich schnell im Wirbel herum. Während dieser grotesken Bewegungen stießen sie ein heftiges Geschrey aus, und schlugen mit ihren großen eisernen Castagnetten, an denen Roßhaare hingen, und deren sie an jeder Hand eine mit Riemen befestigt hielten, gegen einander. Von den Umstehenden erfuhren wir, dieser Tanz sey nicht marokkanisch, sondern den aus dem Innern Africa's kommenden Negern eigen. So dürften denn auch die in Spanien üblichen Castagnetten einen sehr barbarischen Ursprung haben, und von den Negern den Arabern, und von diesen wieder den Spaniern mitgetheilt worden seyn. Während der Pausen des Tanzes spielte ein Neger auf einer mit drey Saiten bespannten Mandoline mit rundem Halse, an dessen Ende eine Stahlfeder mit daran befestigten Schellen herabhing. Wir mischten uns unter die Versammelten, ohne beleidigt zu werden, selbst ohne durch unser Erscheinen besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Endlich näherte sich die Gesellschaft dem Hause des Brautpaares, welches aber nicht sichtbar, sondern in einem Zimmer verschlossen war. In dem davor befindlichen Hofe stand ein Rosenstock; um diesen bewegten sich nun im Kreise die zu einem Zuge geschaarten Gruppen. Ihn eröffnete eine alte, weißgekleidete Negerin mit einem Wachslichtchen in der Hand, gefolgt von zwey andern schwarzen Weibern, deren erstere eine schalenförmig ausgehölte Wassermelone, und darin ein Ey in Milch schwimmend, die andere einen Topf mit glühenden Kohlen trug, auf welche sie fortwährend wohlriechende Pulver und Kräuter streute. Der Lärm der Trommeln und Castagnetten, übertäubt von dem durchdringenden Geschrey der Weiber, dauerte fort, und verstummte nur periodenweise. Die Gesellschaft sang dann, hielt abwechselnd still, betete ernst und in sich gekehrt mit lauter Stimme und emporgehobenen Händen, und tactmäßig schlug einer der Männer, wahrscheinlich so oft ein Absatz des Korans zu Ende war, die Castagnetten dazwischen. Während dieser Zeit hatte der Lärm immer mehr Leute, und unter diesen einige widrige, fürchterliche Gestalten herbeygelockt. Unter dieser abschreckenden Umgebung wurde uns unheimlich, und wir entfernten uns, um in unsere Wohnung zurückzukehren. Aber das Schicksal hatte uns für heute noch ein kleines Abenteuer zugedacht: wir sollten diesen Abend Terpsichore's Opfer auf mehr als eine fremdartige Weise gefeyert sehen.

Durch Zufall geriethen wir in ein Haus, welches eine anscheinend wohlhabende jüdische Familie aus Gibraltar bewohnte. Wir wurden freundlich eingeladen uns zu setzen, und an der häuslichen Belustigung, in der man begriffen war, Theil zu nehmen. Die Gesellschaft bestand außer uns durchgehends aus Juden; Männer und Frauen saßen mit gekreuzten Beinen auf dem Boden in einem Kreise. Ein Jude sang unter Begleitung einer Mandoline arabische Lieder; ein zweyter schlug das Tamburin, der dritte klatschte tactmäßig in die Hände. Ein junges Mädchen tanzte dazu, indem es sich auf demselben Flecke auf einem Fuße drehte, und mit dem andern nach der Musik Tanzschritte machte. Sie sah immer zu Boden, hielt mit beyden Händen die Enden eines weißen Tuches, und ihr Tanz wurde, da sich die Bewegungen der Füße dem Unterleibe mittheilten, höchst unanständig. Die Tänzerin war ein reizendes Geschöpf mit glänzend schwarzen Haaren, die in zwey reichen Zöpfen über den Nacken herabhingen. Mehrere Umstehende warfen den Musicanten Geldstücke zu, mit welchen sie früher das Haupt der Tänzerin berührt hatten, und wir folgten ihrem Beyspiele. Während des Tanzes hatte sich ein Araber von großem Körperbau und markirten schönen Gesichtszügen eingefunden, der von den Hausleuten sehr gut aufgenommen wurde. Man erzählte uns, es sey ein Vornehmer aus dem Innern, der wegen früheren Antheiles an einer Empörung gegen den Sultan hieher exilirt worden war. Betäubt beynahe durch die gehäuften fremdartigen Eindrücke, begaben wir uns nach Hause, und kamen dort erst spät in der Nacht an.

Das Muludfest. — Eine Jagd. — Das Caravanserai. — Ein Caffeehaus.

1. September. Heute begann das mohammedanische Fest, Mulud genannt, und an des Propheten Geburtstag erinnernd. Es wird mit großem Eifer gefeyert, und dauert acht Tage. Schon gestern Nachts hörten wir Musik an vielen Stellen der Stadt: kreischende Blasinstrumente und große Trommeln. Mit dem Morgen nahm die Lebendigkeit der Straßen zu; Neger zogen umher, und tanzten vor den Häusern auf die bereits beschriebene Weise, von den Vorübergehenden durch zugeworfene Geldstücke aufgemuntert und belohnt. Viele Marokkaner, besonders die Landleute, lassen während dieses Festes ihre Kinder beschneiden: eine nach den Glaubensbegriffen der Mohammedaner höchst wichtige Handlung. Daher strömt zahlreiches Landvolk aus der Umgegend in die Stadt, und um jedes zur Beschneidung gebrachte Kind bildet sich gewöhnlich eine kleine Prozession. Wir beobachteten eine derselben: mehrere Musicanten eröffneten den Zug; nach ihnen kam der Vater zu Pferd, den festlich gekleideten Knaben, der in einen reinlichen Haik gehüllt, ein Seidentuch zierlich um den Kopf geschlungen hatte, sorgfältig vor sich haltend; hinter ihm ging die Mutter, begleitet von den andern Weibern ihres Mannes und den erwachsenen Schwestern des Kindes. Ihnen folgte ein Trupp männlicher Verwandten oder Freunde, welche ihre Flinten in die Luft schleuderten und wieder auffingen, oder mit Gewandtheit um den Finger im Kreise drehten *), bisweilen auch in die Runde gruppirt, und hüpfend die Gewehre gegen den Boden abdrückten, daß Stein und Sand umherstoben. Unter diesen lärmenden

*) In dieser Uebung haben es viele Marokkaner zu einer bewunderungswerthen und von ihrer Muskelkraft zeugenden Fertigkeit gebracht.

Zügen gewahrt man auch arme Weiber, die ihre Kinder in ein Tuch oder den Haik gewickelt, mühevoll und keuchend aus weiter Ferne auf dem Rücken nach der Stadt schleppen. Die Beschneidung geschieht auf einem nahe an Tanger liegenden Hügel, der das Grab eines berühmten Heiligen, Sidy Mohammed el Hadsch, trägt, und der von Ankommenden und Rückkehrenden bedeckt ist, die sich durch die zahlreichen neugierigen Zuschauer drängen. Im Allgemeinen hängt es von dem Willen des Vaters ab, das Kind zu Hause oder bey einem solchen Heiligengrabe beschneiden zu lassen. Im erstern Falle wird es zwey Tage vor der Beschneidung öffentlich im Orte herumgetragen. Uebrigens sind die bey dieser Handlung üblichen Ceremonien im Ganzen wenig von jenen der Juden verschieden. Dem Beschnittenen wird gewöhnlich ein Amulet, nämlich ein Vers aus dem Koran in einem ledernen Beutelchen umgehängt. Die Operation selbst beschreibt Aly Bey umständlich. Sie wird in Marokko in dem verschiedensten Alter der Kinder unternommen, und sowohl Knaben von sieben bis acht Jahren, als Neugeborne überstehen selbe ohne Gefahr, wiewohl sie bey der Rohheit und Ungeschicklichkeit des Verfahrens höchst schmerzhaft seyn muß. Aber die Aufmerksamkeit des Kindes wird durch den ungewohnten Putz und die Neuheit der Umgebung abgelenkt, und überdieß die Empfindung des Schmerzes bey den Beschneidungen außer dem Hause durch lärmende Musik und das Gekrache der abgefeuerten Flinten betäubt. Zudem scheinen die Kinder der Marokkaner stark und gesund, haben meistens eine blühende Farbe und volle Backen. An solchen Festtagen ist es für den Europäer nicht räthlich, sich auf der Straße oder an den Fenstern zu zeigen. Die rohen und fanatischen Landleute wissen schlecht mit den Gewehren umzugehen; einige laden sogar absichtlich scharf, und feuern gegen die Zuseher. So fiel heute eine Flintenkugel in das Haus des schwedischen Consuls. Die schlechte Polizey und die Schwierigkeit, den Thäter aus der verworrenen Menschenmasse und den vielen Feuernden heraus zu finden, sichern dem Schuldigen volle Straflosigkeit. Während des Muludfestes stellen die abergläubischen Marokkaner Speisen an abgelegene Orte, bestimmt, von dem Teufel, dessen Gunst sie sich dadurch erwerben wollen, verzehrt zu werden. Schleicht sich irgend ein starkgläubiger Hungriger unbemerkt hin, und verzehrt statt des Teufels das Aufgetischte, so frohlockt der fromme Spender bey der Entdeckung, und freut sich über die wohlwollende Aufnahme seiner Gabe bey dem bösen Geiste.

2. September. Wir waren heute in ansehnlicher Gesellschaft auf der Wildschweinjagd. Sie entsprach dem guten Rufe wenig, in welchem Tangers Umgebungen bey den Jagdliebhabern stehen. Wir brachen um 7 Uhr früh auf, und ritten gegen das Cap Spartel zu; die Musikbande und die Dienerschaft mit den Eßwaaren, einem Zelte u. s. w. folgte. Sämmtliche Schützen wurden längs dem Rücken eines Berges aufgestellt; die Treiber spürten mit einigen Hunden den Wildschweinen nach, die sich gerne in den niedern Gebüschen tiefer liegender Gründe aufhalten. Aber nur ein einziges Schwein wurde aufgetrieben und erlegt. Mehr als das wenig lohnende Waidwerk vergnügte uns ein fröhliches Frühstück unter dem Zelte bey den heitern Klängen unserer Musik, während unsere Pferde weideten. — Da uns nach der Rückkehr in die Stadt noch einige Zeit vor Tische übrig blieb, besahen wir das Caravanserai: einen Gasthof neben dem großen Platze, wo marokkanische Reisende Obdach für sich und ihre Pferde finden. Das Gebäude ist für Tanger ansehnlich zu nennen, hat in der Mitte einen geräumigen Hof, und rings

um denselben im Erdgeschosse Ställe, im Obern Wohnzimmer; beyde gleich, und zwar im höchsten Grade, unreinlich. Die Unterhaltung dieser Caravanserai soll durch eine, mit Grundstücken, Vieh u. s. w. dotirte milde Stiftung gesichert seyn, und daher den Armen in demselben unentgeldlich Unterkommen und Pflege gebühren. Reisende aus Europa, so z. B. die häufig aus Gibraltar auf Besuch kommenden englischen Offiziere, finden dagegen vorzügliche und billige Bedienung in einem Gasthofe, den eine Portugiesin hält. — Nach Tische geriethen wir in ein sogenanntes Caffeehaus, einer Räuberhöhle ähnlich, und voll von Marokkanern, welche sangen und dazu in die Hände klatschten, oder Karten spielten und Thee tranken. Der Gebrauch des Kaffee's ist hier beynahe unbekannt; eben so sahen wir wenige Eingeborne rauchen. — Heute kehrten unsere beyden Schiffe, die Fregatte Medea und die Gabarre Abbondanza, nach Algesiras zurück.

Das marokkanische Pferd. — Reiterübungen. — Bauart und Einrichtung der Privathäuser. — Diner bey dem schwedischen Consul. — Tanger als Asyl. — Spanische Missionäre.

3. September. Die Pferdezucht erregte im hohen Grade unsere Aufmerksamkeit, denn wir hatten mit freudiger Erwartung gehofft, hier vielleicht häufiger jene muthigen, schöngeformten arabischen Thiere zu sehen, deren Anblick uns in unserm Vaterlande so selten zu Theil wird. Diese Erwartung wurde durchaus getäuscht. Das marokkanische Pferd ist von mittlerem Schlage, von gutem Knochenbau, aber schmächtig, mehr zu anhaltenden Beschwerden, als zu augenblicklichem großen Kraftaufwande geeignet. Man findet gewöhnlich nur Schimmel, Füchse und Goldbraune. Von einer geregelten Stutereyeinrichtung, von Wahl und Erhaltung ächter und vorzüglicher Rassen wissen die Marokkaner nichts; daher ist es bloßer Zufall, wenn ein schönes Füllen geworfen wird. Das junge Pferd bleibt den Tag über bey jedem Wetter auf der Weide, und wird des Nachts in einen ummauerten oder umzäunten Platz, gewöhnlich ohne Obdach und genügende Streu, gebracht, mehr zur Sicherheit gegen das Versprengen oder Entwenden der Thiere, als zu ihrem Schutze. Kaum zwey bis drey Jahre alt, wird es geritten, und durch harte Behandlung und zweckwidrig scharfes Gebiß verdorben. Hiezu kömmt der gänzliche Mangel der Pflege durch Putzen und der Abgang jeder pferdärztlichen Behandlung. Uebrigens wird die Pferdezucht erst seit Sidy Mohammed so sehr vernachläßigt. Zwar hatte das marokkanische Pferd nie die reellen Vorzüge und die Schönheit des ächten Arabers, aber es zeichnete sich durch gute Formen, Leichtigkeit und Dauer aus. Besitzt ein Bauer ein brauchbares Pferd, was in den Provinzen Abda und Ducata noch am häufigsten vorkömmt, so nimmt oder kauft ihm der Sultan dasselbe zum Gebrauche der Cavallerie ab. Dort also und in den Ställen einiger Paschen findet man die schönsten Pferde des Landes. Der marokkanische Sattel ist von Holz, mit hohem Bogen und einem Ueberwurfe von rothem Tuche. Der Reiter sitzt zwischen den beyden Wänden desselben eingeschlossen, und stemmt die Füße in die an kurzen Riemen vom Sattel hängenden Steigbügel. Letztere sind von Eisen, und so breit und lang, daß der ganze Fuß darin ruht. Zwey Gurten, deren einer um die Rippen, der andere um die Weichen läuft, befestigen den Sattel am Pferde. Der Marokkaner kennt nur Einen Zaum, der von rothem Leder verfertiget, ein ungemein scharfes Gebiß hat.

Ein ringförmiges Eisen nämlich liegt zur Hälfte zwischen den Kiefern des Pferdes, während die andere Hälfte die Unterlippe von außen hart und drückend umschließt. Im Vordertheile des Ringes ist ein eiserner Stift, der beym Anziehen des Zaumes in die Zunge oder den Gaumen dringt. Die ganz runden Hufeisen ohne Haken geben dem Hufe ein häßliches Ansehen, und sind zwar leicht, aber nur auf weichem, ebenen Boden brauchbar, indem sie auf steinigen Wegen oder abwärts keinen festen Tritt gewähren, noch das Glitschen hindern. Jeder Marokkaner führt auf Reisen einen kleinen Pfahl und einen kurzen, aus Roßhaaren oder Binsen geflochtenen Strick mit sich. Abends wird das Pferd mit den Fesseln des Vorderfußes an diesen Pfahl so kurz gebunden, daß es sich weder frey bewegen, noch selbst niederlegen kann, das Nachtlager mag im Freyen oder in einem Stalle seyn. Die nächste Folge dieses wahrhaft grausamen Verfahrens ist, daß auch die schönsten Pferde an dieser Stelle der Vorderfüße Wunden oder hornartige Ringe haben; wie nachtheilig übrigens auf das Thier die Entbehrung der Nachtruhe wirke, läßt sich leicht ermessen. Das gewöhnliche Pferdefutter ist Stroh und Gerste. Feste Reitkunst fehlt gänzlich. Wohl wird die Cavallerie in Reihen, bisweilen auch in zwey Gliedern aufgestellt; aber an Ordnung in dieser Aufstellung, an geregelte Bewegungen ist nicht zu denken. Die einzige Uebung der Reiter, die im Frieden zur Belustigung dient, im Kriege zum Angriff benützt wird, und im Arabischen el meiab-ol barut (Pulverspiel) heißt, besteht darin, daß 5—6, auch zwanzig Cavalleristen aus der Linie im Carriere gegen ein Ziel (im Kriege gegen den Feind) vorsprengen, und in dessen Nähe den Zügel und Gewehrschaft in die linke Hand nehmend, mit der rechten aber die Flinte in Anschlag bringend, sie losbrennen. Nach dem Schusse wird das Pferd plötzlich und mit Gewalt durch einen Riß am Zügel gewendet, und der Cavallerist reitet langsam oder im kleinen Galopp in die Reihe zurück. Diese Uebung vollendet das durch so viele Vernachläßigungen begonnene Verderben der armen Thiere, die man nach einem solchen Rennen nicht ohne Mitleid sehen kann. Der gewöhnlich am linken Fuße des Reiters befestigte scharfe Sporn dringt wie ein Dolch in die Weichen, die von Blut triefen; das scharfe, mit Gewalt angezogene Gebiß zerfleischt Gaumen und Zunge, und auch aus diesen strömt Blut. Dennoch wiederholt der Reiter dieses grausame Spiel oft fünf- bis sechsmal, so daß nur die ausdauernde Natur des Thieres selbes vor gänzlicher Erschöpfung schützt. Aber die meisten Pferde sind voll Narben oder wunden Stellen in den Weichen, voll Schwielen im Gebiß, und folglich hartmäulig. Ein von einem Marokkaner nur einige Male gerittenes Roß wäre mit einem europäischen Zügel nimmer zu lenken.

4. September. Wir hatten theilweise und nach und nach so viel von dem Innern der Häuser in Tanger gesehen, daß wir ein treues Bild ihrer Bauart und Einrichtung zu geben vermögen. Sie sind, wie in den übrigen Städten Marokko's, meistens Erdgeschosse, und haben einen viereckigen Hof, dessen innere Wände auf Säulen ruhen. Diese sind mit Bogen überwölbt, und aus den somit gebildeten Gallerien tritt man in die Zimmer, welche gewöhnlich die Länge einer Seite des Vierecks einnehmen, und ihr Licht nur durch eine große Thüre erhalten. Da diese Kammern zwar hoch, aber eng und ohne Fenster sind, so fehlt es an Helle und Luftzug. Nur in sehr wenigen Zimmern sind die Wände und Decken mit Malerey verziert. Der Boden des Hofes, der Zimmer und Gallerien wird mit Platten von Steingut mit verschiedenen Glasur-

farben belegt, welche oft sehr artige Zeichnungen bilden, und in Fez und Mequinez gebrannt werden. Größere Häuser haben mehrere Höfe, und in der Mitte derselben marmorene Springbrunnen. Enge Stiegen führen auf die mit Gipsestrich belegten flachen, als Dächer dienenden Terrassen. Die Einrichtung der Gemächer ist armselig: ein Fußteppich, kleine darüber gebreitete Matrazen statt der Betten und des Sopha's. Das Küchengeräth besteht aus einigem Kupfergeschirre und mehreren tiefen irdenen oder hölzernen Schüsseln zur Bereitung und Auftischung der Speisen. Tischwäsche und Löffel sind ein unbekanntes Bedürfniß. So ist die Architectur und Einrichtung der Wohnungen in allen Städten des Landes; nur in Mequinez, Fez und Marokko haben einige Häuser Blumen=, Reben= oder Küchengärtchen im Hofe. Besonders von außen sehen die weißen, fensterlosen Wände einförmig und häßlich aus, und die im europäischen Geschmack gebauten Consularhäuser mit ihren Bequemlichkeiten und dem geselligen Leben in ihrem Innern stechen dagegen vortheilhaft ab.

5. September. Wir waren heute vom schwedischen Consul zu Tische geladen. Die Tafel war in einem Laubengange des vor der Stadt liegenden Gartens, die Gesellschaft zahlreich, denn sie bestand, außer der Familie des Herrn von Ehrenhof selbst, aus dem ganzen Personale unserer Mission und allen Consuln; auch zwey spanische Exminister aus den Zeiten des constitutionellen Systems fanden sich ein. Dieser Garten, dessen Entstehen ganz das Verdienst des Hrn. v. Ehrenhof ist, wird bald Tangers schönste Zierde seyn. Der Platz ist trefflich gewählt, der Boden sehr gut zubereitet, und das Klima läßt hier die mannigfaltigsten, zum Theil sehr seltenen Pflanzen jeder Größe gedeihen. Jeder Besucher dieser Anlage, besonders aber der Botaniker, wird dem Gründer für dieses Unternehmen Dank wissen, welches nur mit großem Aufwande, ausdauernder Pflege und unermüdetem Fleiße ausgeführt und erhalten werden konnte. In der Mitte des Gartens liegt ein Pavillon mit mehreren freundlichen Sälen, welche ein reicher Schatz an Kupferstichen, Büchern und geschmackvoller Einrichtung schmückt; von der Terrasse des Gebäudes genießt man eine entzückende Aussicht. Außer den vorerwähnten zwey Ministern beherbergt Tanger noch viele andere Männer, die in den spanischen und neapolitanischen Unruhen eine bedeutende Rolle spielten, und welche der Sturm politischer Begebnisse an diese entfernte Küste warf. So unfreundlich selbe dem gewöhnlichen Reisenden im Vergleiche mit dem Aufenthalte im civilisirten Europa erscheinen mag, so erträglich, ja selbst anlockend, dürfte sie dem Flüchtlinge als Exil erscheinen. Das Klima ist herrlich, der Lebensunterhalt kostet wenig, die Regierung nimmt mit passiver Liberalität Jedermann auf, und belästiget Niemand; und wollen sich die Verbannten Erholung auf dem Boden des vaterländischen Welttheiles verschaffen, so werden sie auch in Gibraltar ohne Anstand aufgenommen. Ueberdieß gewährt die Verbindung mit diesem englischen Platze einen sichern und schnellen Weg zur Mittheilung an ihre in Europa zurückgelassenen Angehörigen. Leider haben schon mehrere der hier Exilirten von den Vortheilen dieser Verhältnisse argen Mißbrauch gemacht, und Tanger ist mehr als einmal der Herd neuer verbrecherischer Pläne und Unternehmen geworden. Auch die spanischen Missionäre sahen wir bey Tische. Ein kleines Kloster in Tanger mit drey Geistlichen ist der ganze Ueberrest der zahlreichen spanischen Missionen, welche einst außer Tanger auch in Mequinez, Marokko und Mogodor ihren Sitz hatten. Diese drey Priester lesen Messe in dem Hause des

spanischen Consuls, und besorgen den übrigen Gottesdienst für die in Tanger wohnenden Katholiken; auch beschäftigen sie sich mit dem Religionsunterrichte der christlichen Kinder. Die Kosten dieser Missionsanstalt werden, wie wir hören, aus den vom Könige von Spanien dazu ausgeworfenen Summen und einigen Beyträgen von Sardinien und Portugal bestritten. — Unsere Lebensweise für den Aufenthalt in Tanger richten wir, mit Berücksichtigung der klimatischen und Localverhältnisse, regelmäßig ein, und sie entspricht unserer Absicht, das Land und seine Bewohner nach Möglichkeit kennen zu lernen. Die Morgen werden benützt, um bey der anhaltend herrlichen Witterung zu Fuß oder zu Pferd umherzustreifen. Um 10 Uhr versammelt man sich im Hause der Delegaten zum Frühstück. Da es dort an einem geräumigen Saale fehlt, so wird ein großer Tisch im Hofe aufgeschlagen. Die Gesellschaft ist zahlreich, das Gespräch lebhaft, unsere Musikbande spielt gewählte Stücke. Später geht jeder an seine Beschäftigung. Die Delegaten leiten die Vertheilung und Verpackung der für den marokkanischen Hof bestimmten Geschenke, die Vorbereitungen zur Reise, und sammeln oder berichtigen Notizen über das Land, seine Bewohner und ihre Sitten. Andere gehen auf die Jagd, welche nebst den Spaziergängen die vorzüglichste Belustigung gewährt. Bisweilen besuchen wir einen der vor der Stadt liegenden Gärten, welche die fremden Consuln mit vielem Geschmacke zu ihrem Vergnügen anlegten, und die bey den äußerst günstigen Vegetationsverhältnissen ihre Mühe reich belohnen. Manche pressen Wein, in dessen Erzeugung sie wetteifern, und mehrere Sorten, die wir kosteten, mundeten gut. Um 6 Uhr wird gespeist; jeder erzählt die kleinen Abenteuer des Tages, seine Bemerkungen, und einige Stunden gewürzt durch alle Freuden europäischer Geselligkeit, verfließen schnell, und so angenehm, daß es der äußern Umgebungen bedarf, um uns an den Aufenthalt in Nordafrica zu erinnern.

Alt=Tanger. — Die Juden in Tanger.

6. September. Ein interessanter Ausflug beschäftigte uns heute sehr angenehm. Wir ritten südlich längs des Ufers der Bay, dann durch einen kleinen, in das Meer ausmündenden Fluß, und kamen zu mehreren Strandbatterien. Eine derselben, geschlossen und mit 6 Kanonen besetzt, lag rechts von unserm Wege auf einer kleinen Anhöhe; dann passirten wir eine zweyte mit 7 Kanonen hart am Meere, weiter eine dritte mit 2 Kanonen, und befanden uns endlich in der Nähe des Cap Malabat, auf dessen Höhe ein runder befestigter Thurm, an seinem Fuße aber und in einiger Entfernung wieder eine Batterie liegt. Wir warfen unsere Blicke auf diese Werke, in deren jedem ein Soldat Wache hält. Die Geschütze standen auf morschen Laffetten, die unter dem Rückstoß des ersten scharfen Schusses zusammenstürzen würden. Zurück schlugen wir einen andern Weg ein, und ritten landeinwärts, um die auf halbem Wege zwischen Cap Malabat und Tanger liegenden Ruinen zu besehen, die man gemeinhin Alt=Tanger heißt. Sie bestehen in zerfallenen, aus Ziegeln und Bruchsteinen erbauten Mauern, die wahrscheinlich älter, als der Römer Herrschaft in dieser Gegend, sind, und zum Schutze der Schiffahrt auf dem kleinen, hier dem Meere zueilenden Flusse angelegt wurden. Ueber selben führte eine Brücke, deren Reste (eingestürzte Bogen und ein Pfeiler) noch sichtbar sind. Diese Ruinen, einige weidende Kamehle, der Fluß und das nahe Meer bilden einen malerischen, belebten Vordergrund zu einer herrlichen Ansicht von Tanger, welche sich

uns von hier öffnete. In der Nähe führt ein höchst merkwürdiger Steg über einen Bach. Zwey Schiffsmasten sind über das schmale Bett geworfen, — einst gehörten sie dem spanischen Linienschiffe la santa Trinidad, das in der Schlacht von Trafalgar (21. October 1805) sank. Das Meer warf sie hier aus. Wir standen staunend vor diesen stummen Zeugen einer der wichtigsten Seeschlachten und des Heldentodes des größten Admirals unserer Zeit. In der Nähe eines dieser Masten hatte der spanische Scharfschütze gestanden, dessen tödtliches Bley Nelson niederstreckte. Und diese wahrhaft historischen Trümmer liegen hier an einer barbarischen Küste, von den Füßen halbnackter maurischer Landleute betreten, während sie sich vor wenig Decennien noch stolz über dem prachtvollen Gebäude eines mächtigen Kriegsschiffes erhoben! Daß die Spanier dieses merkwürdige Andenken bisher unbeachtet ließen, darf weniger befremden; aber daß die so gierig nach physischen Anhaltspuncten der Erinnerung an ihre großen Männer haschenden Engländer sie noch nicht nach dem nahen Gibraltar transportirt haben, blieb uns unbegreiflich. Welch merkwürdiges Gegenstück hätten sie zu dem Maste des bey Abukir vernichteten französischen Admiralschiffes l'Orient gebildet, aus dem Nelson sich seinen Sarg verfertigen ließ!

7. September. Hatte uns schon der erste Eintritt ins Innere einer jüdischen Familie, wo wir die Tänze sahen, manche Notizen über diese Classe der Bewohner Tangers verschafft, so sollten uns diese heute noch reichlicher zu Theil werden. Unser Dolmetsch lud uns nämlich ein, der Beschneidung eines seiner Enkel beyzuwohnen. Das Zimmer war klein und gedrängt voll, weil sich alle Verwandte dort versammelt hatten. Auf einem Tische, der als Altar diente, lag zwischen angezündeten Wachskerzen das alte Testament, an der Zimmerdecke hingen brennende Oehllampen. Die Mutter lag, oder saß vielmehr, in ihrem Bette im Hintergrunde des Zimmers. Ein Unterrabbiner, in der einen Hand ein Glas Wein, in der andern einen kleinen Zweig eines wohlriechenden Krautes haltend, betete; die Gesellschaft begleitete das Gebet mit einem kurzen Gesange. Hierauf setzte sich der Großvater in einen Stuhl; man brachte ihm das Kind auf einem seidenen Kissen, der Rabbiner schürzte das Gewand desselben auf, und vollbrachte die schmerzliche Operation. Das Blut quoll sogleich aus der Wunde, und das Kind schrie mit solcher Anstrengung, daß Gesicht und Füße ganz blau wurden. Der Rabbiner und sein Gehülfe bestäubten die Wunde mit einem heilenden Pulver, spritzten Branntwein aus dem Munde darauf, und legten dann ein in Balsam getränktes Häutchen darüber. Die Operation, welche gewöhnlich am achten Tage nach der Geburt unternommen, und nur bey kranken oder sehr schwächlichen Kindern verschoben wird, soll keineswegs gefährlich seyn. Später gab der Rabbiner dem Kinde einen Namen, bestrich dessen Lippen mit etwas Wein, reichte dann den Umstehenden, nach einem kurzen Gebete, das erwähnte Sträußchen, als ein Friedens- und Vereinigungszeichen, zum Riechen, und das noch immer heftig schreyende Kind wurde eingewickelt, und der Mutter übergeben. Wir wandten nun unsere, bisher mit diesen Ceremonien beschäftigte Aufmerksamkeit auf die anwesende Gesellschaft. Die Männer waren, wie alle wohlhabenden Juden in Tanger, anständig gekleidet. Ein enger Caftan von schwarzem oder dunkelblauem Tuche, durch kleine Knöpfchen auf der Brust geschlossen, ist mit einer bunten seidenen Binde um den Leib befestigt. Auf dem Kopfe tragen sie ein schwarzes Käppchen; ihre Pantoffel (in denen sie in Tanger auch die Straße betreten können, während im übrigen

Lande sich keiner dort anders als barfuß sehen lassen darf) sind von derselben Farbe. Mit wahrer Bewunderung betrachteten wir die auf Strohmatten am Boden sitzenden Jüdinnen, durchaus Verwandte unsers Dolmetsches: große, wohlgestaltete Frauen mit echt griechischen Profilen, ansprechenden Zügen, lebhaften Augen und blühender Gesichtsfarbe. Ihre Tracht und ihr Schmuck war reich und zierlich. Ueber ein weites, feines Hemd mit langen Aermeln, deren Nähte mit Gold oder Silber gestickt waren, trugen sie ein grünes oder blaues Leibchen von Tuch oder Sammt mit kurzen Aermeln, das auf der Brust gleichfalls reich gallonirt, und durch eine schöne seidene Binde um den Leib geschlossen war, welche zugleich den Rock, oder vielmehr eine große, um den ganzen Leib gehende Schürze von rothem, blauem oder grünem Tuche festhielt. Die Enden dieser Schürze waren vorne über einander geschlagen, und der gegen außen gekehrte Theil zeigte reiche Goldstickerey. Die Füße waren bloß; um die Knöchel lagen schwere, aber zierlich gearbeitete Silberringe. Die Haare der Mädchen hingen in Zöpfen hinab; bey den Verheirateten waren sie gescheitelt, und am Hinterhaupte in einen Bund geschlungen, vorne aber durch eine breite, mit Perlen, zum Theil sogar mit Edelsteinen gezierte Stirnbinde festgehalten; darüber hatten sie ein seidenes, golddurchwirktes Tuch geworfen. Mädchen und Neuverheiratete hängen an dieses noch einen mit Gold gestickten Schleyer, der hinten über den Nacken fällt. Er dient nur zur Zierde, denn auch auf der Straße zeigen sich die Jüdinnen mit unverhülltem Gesichte. Kaum läßt sich eine mehr originelle und gefälligere Tracht denken. Wie die Marokkanerinnen, so färben auch die Jüdinnen den Rand des Augenliedes mit Spießglanz, die Hände mit Alhenna. Ein Haupttheil ihres Schmuckes sind ungemein schwere, einförmig gekrümmte Ohrgehänge von Gold, deren breite Vorderseiten mit Perlen und Smaragden besetzt sind. Der dünnste durch das Ohr laufende Theil dieser Gehänge ist noch immer vom Umfange eines Kinderfingers, und ihre Schwere würde das Ohrläppchen zerreißen, wären sie nicht von einer über die Stirnbinde laufenden goldenen Kette gehalten, welche ihr Gewicht trägt. Der größte Theil des Schmuckes wird zu Tetuan, und zwar mit vielem Geschmacke, von jüdischen Arbeitern verfertigt. Die Menge desselben kann nicht befremden, da die Jüdinnen nicht weniger eitel sind, als andere Frauen, und die bürgerliche Lage der Israeliten in Marokko (sie dürfen unter andern zwar Häuser, aber keine Grundstücke besitzen) sie überhaupt dem Drucke öfterer Erpressungen aussetzt, und folglich aufmuntert, ihr Geld auf werthvolle, zugleich aber auch leicht im Nothfall zu verbergende Gegenstände zu verwenden. Zum Schlusse der Feyerlichkeit setzten sich zwey alte Weiber auf den Boden, und sangen arabische Lieder, welche die eine der Sängerinnen auf zwey vor ihr liegenden kleinen Trommeln, die andere auf einem Tamburin mit Schellen begleitete. — Die Juden in Tanger, ungefähr 700 an der Zahl, machen einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung aus, werden weit besser als in den übrigen Städten des Landes behandelt, und wohnen mit der maurischen Bevölkerung vermischt, während dort ihre Glaubensgenossen in abgesonderte Quartiere zusammengedrängt sind. Einige erhalten sich als Dolmetsche der Consuln, andere treiben Handel nach Gibraltar und ins Innere, die ärmsten üben Gewerbe aus oder bringen sich als Lastträger bey der Mauth fort. Sie wählen als Vorstand der kirchlichen Angelegenheiten einen Rabbiner; zur Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung und Schlichtung ihrer Rechtshändel Richter (Sabios, spanisch, eigentlich Weise);

ihre Gemeinde zahlt dem Sultan einen jährlichen Tribut von 666 Piastern [1]) oder 1000 Ducados [2]), welche die Sabios nach den ihnen bekannten Vermögensumständen jedes Einzelnen in der Gemeinde vertheilen. Uebrigens müssen auch dem Gouverneur und der Wache Geschenke gemacht, und eine Häuser- und Kramladensteuer gezahlt werden, von welcher die Mauren befreyt sind, deren Betrag jedoch unbedeutend ist. Bey einer Reise außer Land zahlen sie vier Piaster Leibzoll; ihre Weiber aber dürfen, so wie alle Bewohnerinnen von Marokko überhaupt, nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Sultans das Land verlassen. Beynahe alle Juden in Tanger sprechen spanisch und arabisch, während die Kenntniß der ersteren Sprache selten ein Jude im Innern des Landes besitzt. Jene schreiben oft ihre Handelsbriefe in spanischer Sprache, aber mit hebräischen Buchstaben, obwohl die wenigsten unter ihnen hebräisch verstehen sollen, da diese Sprache nur im Gebete üblich ist. Die angesehensten unter den hiesigen Juden sind jene, welche als Dolmetsche der Consulate dienen. Sie beziehen eine Besoldung, werden in die Geheimnisse der respectiven Regierung eingeweiht, haben Zutritt bey dem Gouverneur, und sind vor Mißhandlungen sicher. Sie sind stolz auf diese Vorrechte, besonders darauf, daß sie im Vorübergehen bey einer Moschee oder dem Grabe eines Heiligen die Pantoffel nicht ablegen müssen, wozu außer ihnen jeder Israelit in Tanger verhalten wird. Sie behaupten, der Talmud gestatte die Vielweiberey, und im Innern des Landes benützen die Juden diese Erlaubniß; aber in Tanger befolgen sie das Beyspiel der Europäer, und begnügen sich mit Einer Frau; es wird sogar gewöhnlich im Ehevertrage festgesetzt, daß der Mann ohne Einwilligung seiner Frau keine zweyte heiraten dürfe. Nur dann nehmen manche ein zweytes Weib, wenn zehn Jahre der Ehe kinderlos blieben; auch heiratet bisweilen ein schon verehelichter Jude die Witwe seines kinderlos verstorbenen Bruders. Will er sich zu dieser, auf eine menschenfreundliche Ansicht gestützten Sitte nicht herbeylassen, so stellt er hierüber der Witwe seines Bruders ein Zeugniß aus, und ermächtigt sie hiedurch zu einer zweyten Ehe mit einem Andern zu schreiten. Der Mann darf übrigens die Frau nur bey zehnjähriger Unfruchtbarkeit, oder wenn sie erwiesen einen unverträglichen Character hat, verstoßen; will er sich ohne gegründete Ursache von ihr trennen, so muß er ihr das Heiratsgut zurückstellen, und überdieß eine Geldentschädigung geben. Die Trauungen geschehen in Gegenwart des Rabbiners und vor zehn Zeugen; die Ehepacten werden der Versammlung vorgelesen, die Braut erscheint dabey ganz verschleyert, und der Bräutigam steckt ihr einen Ring an den Finger. Nach der Brautnacht entfernt sich der Mann, und darf erst zehn Tage später zur Frau zurückkehren. Nicht selten gehen Juden zur mohammedanischen Religion über: so nehmen Marokkaner häufig Jüdinnen als Mägde in ihr Haus, weil sie reinlicher, fleißiger und gewandter sind, als die maurischen. Diese Mägde werden dann gewöhnlich Beyschläferinnen ihres Herrn und verändern die Religion. Im Harem des Sultans soll sich jedoch keine Jüdin befinden.

---

1) Wo im Verlaufe dieser Blätter von Piastern die Rede ist, werden stets spanische, im Werthe von 2 fl. 6 kr. C. M. verstanden.

2) Der Ducado, eine eingebildete spanische Rechnungsmünze, gilt 1 fl. 24 kr. C. M.

Die Renegaten. — Fußbothen zur Beförderung der Correspondenz. — Gegend um Tanger.

8. September. Die irrigen und übertriebenen Nachrichten über das glückliche Loos der Renegaten im Oriente sind in neuerer Zeit vielseitig berichtigt worden; wir hatten in Tanger sowohl, als später im Innern des Landes Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß auch in Marokko diese schmählige Handlung wenig Gewinn bringe. Gewöhnlich sind die Renegaten Verbrecher, welche aus den spanischen Präsidien in Africa (Ceuta, Melila u. s. w.) entsprungen sind. Sobald sie sich bey den Vorposten des marokkanischen, um diese Festungen gezogenen Cordons melden, werden sie sogleich befragt, ob sie zum Islamismus übergehen wollen. Im Verweigerungsfalle sendet man sie zurück; willigen sie aber ein, so bringt man sie vor den Gouverneur in Tanger. Dieser läßt den spanischen Consul rufen, und in seiner Gegenwart den Flüchtling wiederholt befragen, ob er zur Religionsveränderung bereit sey. Nach einer bejahenden Antwort wird er zum Kadi geschickt, welcher, mit Ausnahme der Beschneidung, welche seit Muley Soleiman nicht mehr an Renegaten vorgenommen wird, die religiösen Uebertrittsfeyerlichkeiten vollzieht. Will sich aber der Flüchtling nicht dazu bequemen, so wird er dem Consul übergeben, der ihn an seinen Gefängnißort zurückschickt. Solche zurückgesendete Entsprungene sollen aber nach einer zwischen Spanien und Marokko bestehenden Verabredung wegen ihrer Flucht nicht gestraft werden. — Ein Gegenstand des Mißtrauens unter den Marokkanern, werden die Renegaten von diesen oft mißhandelt, und sind, gewöhnlich von allen Unterhaltsquellen entblößt, gezwungen, selbst die niedrigsten Mittel zur Fristung ihres elenden Lebens zu ergreifen, so daß viele gerne in ihr Gefängniß zurückkehren würden. Sie werden zu keinem Amte zugelassen, und selbst von ihren technischen Fähigkeiten Nutzen zu ziehen, gestatten Verachtung und Argwohn den Marokkanern nicht, die doch unter ihnen manch brauchbaren Handwerker, Matrosen und Schiffsbaumeister finden würden, und auf diese Weise einem großen Bedürfnisse des Landes zum Theile abhelfen könnten. — Gleich nach unserer Ankunft hatten die Delegaten durch den dänischen Consul dem Minister des Sultans, Ben Gelun, nach Mequinez geschrieben, und ihn ersucht, die Herbeyschaffung der zu unserer Reise in das Hoflager nöthigen Maulthiere und die übrigen Anordnungen zu betreiben, um uns nicht zu viele Zeit in Tanger verlieren zu lassen. Die Antwort wurde lange verzögert, sey es, um die zu unserer Reise und zum Empfange im Hoflager nöthigen ungewöhnlich prächtigen Anstalten zu treffen, oder weil der Minister Ben Dris noch gerne früher seinen Collegen Ben Gelun aus Mequinez entfernen wollte, damit ihm allein und ungetheilt Ehre und Vortheil der Unterhandlungen mit uns blieben. Wenigstens erfuhren wir gleichzeitig mit der Ankunft der Maulthiere, daß Ben Gelun sich wegen Krankheit nach Fez zurückgezogen habe. — Da alle Posteinrichtungen in Marokko unbekannt sind, so schicken die Kaufleute ihre Correspondenz entweder durch Schiffsgelegenheiten oder durch Boten, welche die ihnen anvertrauten Briefe, wohlfeil, sicher und schnell, obgleich zu Fuß, befördern. So gehen diese Boten von Tanger nach Mogodor in 10 — 12 Tagen, nach Mequinez, Fez und Rabat in $3^1/_2$ — 4 Tagen, und erhalten gewöhnlich $^1/_2$ Piaster (1 fl. 3 kr. C. M.) Lohn für jeden Tag der Hin= und Rückreise. Im Winter dagegen ist die Communication, der ausgetretenen Ströme wegen, oft sehr erschwert.

Nirgends findet man Brücken, nur selten Fähren; oft müssen daher die Boten Wochen lang am Ufer liegend das Fallen des Wassers abwarten. Sonst waten oder schwimmen sie gewöhnlich durch die Flüsse, weßhalb sie auch die Briefe in einer wasserdichten blechernen Büchse an einem Riemen vor der Brust tragen. Zur Nachtzeit finden sie in jedem Dorfe gastfreye Bewirthung und Unterkunft. Die ämtliche Correspondenz der Gouverneure und anderer Beamten und die Erlasse des Sultans werden durch Soldaten zu Pferde befördert.

9. September. Tangers Umgebungen, die wir nun täglich näher kennen lernen, sind reizend durch den Wechsel ihrer landschaftlichen Formen. Häufig bieten sich dem Auge schöne Totalansichten oder einzelne Theile der Stadt in heller, günstiger Beleuchtung; dann wieder Fernsichten über die Meerenge; oft findet man am Strande kleine versteckte Buchten, das Bild der einsamsten Abgeschiedenheit. Auch an ländlichen Partien fehlt es nicht, denn in der Fläche trifft man hie und da geackerte Felder, Gemüsebeete und armselige, unter den Riesenblättern der Aloe oder unter den Zweigen des indischen Feigenbaumes malerisch versteckte Hütten. Zwey Dinge aber fehlen zum Genuß der hier wirklich freundlichen Natur: Schatten und belebende Staffagen der Landschaft. Schatten gibt es sehr wenig, da man selten einen hochstämmigen Baum sieht. Eben so erscheinen die Felder menschenleer; und nähert man sich einer Hütte, so stürzen lärmende Hunde aus derselben, und die wenigen Bewohner, die ihnen folgen, haben ein so abschreckendes Aussehen, daß man gerne auf jede Annäherung verzichtend, schnell umkehrt. — Heute machten wir wieder einen sehr lohnenden Ausflug. Wir ritten längs der Küste gegen das Cap Spartel zu, stießen bald auf einen Erdwall, an welchem sechs verrostete eiserne Kanonen ohne Lafetten lagen, dann auf eine viereckige geschlossene Batterie. Diese ist in gutem Zustande, mit neun Geschützen besetzt, und auf der Fläche einer mehrere Klafter über dem Meeresspiegel erhabenen Anhöhe angelegt. Von hier kamen wir in den Garten des englischen Consulats=Dolmetsches. Er liegt gleichfalls auf einer Anhöhe, und hat eine schöne Aussicht; aber in den Thalgründen sammelt sich im Winter stehendes Wasser, und macht die Gegend ungesund. Ein beschwerlicher Gebirgspfad führte uns weiter zu dem sogenannten spanischen Garten. Der frühere Consul von Nordamerica, Washington, hat hier ein sehr artiges Landhaus erbaut, welches später der spanische Consul an sich brachte. Die große Entfernung von der Stadt, und die vielen Berufsgeschäfte des Eigenthümers gestatten ihm nicht, seine reizende Besitzung oft zu besuchen, daher sie sich durchaus im Verfall befindet. Der Gärtner und sein Weib, beyde Marokkaner, zeigten uns mit vieler Bereitwilligkeit das Innere des Hauses. Das Weib sowohl als ihre achtzehnjährige schöne Tochter erschienen mit unbedecktem Gesichte, und beyde waren sehr freundlich. Nachdem wir die herrliche Aussicht vom Balcon gegen Tarifa und Gibraltar auf den Ocean und das mittelländische Meer genossen und bewundert hatten, kehrten wir in die Stadt zurück.

Besuch eines Santon's. — Nachrichten über Timbuctu und Tetuan.

10. September. Heute besuchte uns der Scheich (Vorsteher eines Bezirks) und Santon Sidy Mohammed Ben Hmoydi, Vetter des Kaid's (Gouverneurs) von Azamor. Er ist ein artiger Mann, keiner von den cynischen, sinnlosen Fanatikern, und wurde von seinen Reise=

gefährten mit vieler achtungsvoller Aufmerksamkeit behandelt. Die Ursache dieses Besuches war seine geschwächte Gesundheit, rücksichtlich derer er sich mit unserm Arzte zu berathen wünschte. Wir ließen ihn und seine Reisegefährten mit Thee bedienen, und zeigten ihnen die Kupfer zu Aly Bey's Reisewerke, unter welchen sie die Ansicht von Tanger und Mazagan zu erkennen glaubten. Vorzüglich erregte unsere Camera obscura ihre Bewunderung, und sie konnten sich nicht satt sehen. Sidy Mohammed lud uns ein, ihn in seiner Vaterstadt zu besuchen, und wir benützten sein gefälliges Benehmen, um ein Gespräch über das geheimnißvolle Timbuctu einzuleiten. Er war zwar nie in jener Stadt gewesen, hatte aber viel von ihr gehört, nannte sie Timectu, den Fluß, an welchem sie liegt, den Nil, und war überzeugt, daß selber mit dem ägyptischen Nil in Verbindung stehe. Timbuctu's Herrscher hieß er Sidy Mohammed Ibò. Marokko's Handel in jene Gegend mag übrigens nicht sehr bedeutend seyn, da jährlich nur zwey Caravanen von ungefähr tausend Kamehlen dahin gehen, und die gewöhnlich geladenen Waaren (Salz, Tabak, Haik's u. s. f.) von großem Umfange und geringem Werthe sind. Doch werden auch einige blaue und weiße Musseline und Seidenzeuge aus Fez beygelegt. Die Rückladung besteht in Sclaven, Goldstaub und Geschmeide (Ohrringen, Armbändern u. dgl.), welche im Innern Africa's verfertigt werden, Elephantenzähnen, Straußenfedern, Gummi u. a. m. Von Fez nach Timbuctu braucht eine Caravane neunzig Tage. In der Wüste richten sich die Reisenden nach den Gestirnen, einzelnen mit Gesträuchen bewachsenen Stellen und nach den Sandhügeln. Da letztere oft von dem Winde geebnet und versetzt werden, nehmen die Caravanen an der Gränze der Wüste (Saachara) Führer. Oft werden diese Waarenzüge von herumstreifenden Horden geplündert. Die Reisenden reiten auf Kamehlen (Dromedare sind in Oberafrica unbekannt). Als Scheidemünze sollen in Timbuctu kleine Muscheln (Kauri) circuliren). So weit Sidy Mohammeds Aussagen. Bey dieser Gelegenheit fühlten wir wieder lebhaft, wie ungemein schwierig es hier zu Lande sey, sichere Nachrichten zur Kunde desselben zu sammeln. Die Unwissenheit, oft auch prahlende Lügenhaftigkeit der Marokkaner, ihr Mißtrauen gegen Europäer, das Schwankende des landesüblichen Distanz=, Gewichts= und Höhenmaßes erschweren die Einholung von Notizen selbst über die alltäglichsten Gegenstände. Vollends wo es sich um größere Zahlen handelt, vermengen die Marokkaner nur zu leicht Hunderte mit Tausenden, und wohl auch Zehntausenden! Die Juden, deren man sich zu derley Forschungen, als Dolmetsche, bedienen muß, nehmen Anstand, über manche Gegenstände einen Marokkaner zu befragen, und haben übrigens selbst zu wenig bestimmte Begriffe, besonders von abstracten Dingen, als daß man ihren Aussagen trauen könnte.

11. September. Auch heute erhielten wir Besuch. Ein gutmüthiger Jude aus Tetuan, Salomon de Judah Abudarham, früher österreichischer Consular=Agent daselbst, hatte die Reise hieher bloß deßhalb unternommen, um sich die Bestätigung in dieser Stelle von den Delegaten zu verschaffen. Wir hatten große Lust, einen Ausflug nach dem, nur 7 Meilen *) von Tanger und 5 Meilen von Ceuta entfernten Tetuan zu machen; aber Salomon entwarf einen so ansehnlichen Ueber=

*) Hier, so wie im ganzen Aufsatz, sind immer spanische Meilen zu verstehen, nach welchen alle in Marokko lebenden Europäer rechnen, und die kürzer sind, als die deutschen Meilen.

schlag der für den Pascha und seine Wache zu spendenden Geschenke, daß wir das Project aufgaben. Er meinte nämlich, wir sollten dem Gouverneur von Tetuan, Sidy Mohammed Aschasch, hundert Piaster in ein Tuch gewickelt und versteckt übergeben, oder durch ihn (Salomon) übergeben lassen. Wenn wir vorzögen, andere Geschenke zu bringen, möchten wir für diese Summe Tuch, grünen oder rothen Sammt, Musselin, Thee und Zucker kaufen. Die Reise wäre übrigens nicht beschwerlich gewesen, da man den Weg dahin in anderthalb Tagen bequem zurücklegt. Man versieht sich in Tanger mit Lebensmitteln, und nimmt einige Soldaten als Schutzwache und Wegweiser mit. Auch ist es nöthig, Zelte mit sich zu führen, unter denen man die Nacht zubringt. Die Soldaten bekömmt man von dem Gouverneur ohne Schwierigkeit, und gibt gewöhnlich jedem von ihnen 50 kr. C. M. auf den Tag, und zum Unterhalt des Pferdes die Hälfte; bey der Rückkehr nach Tanger jedem 5 Piaster als Geschenk. In Tetuan selbst findet der Reisende leichte, aber theure Unterkunft in dem Hause eines Juden. Salomon theilte uns mehrere Notizen über diese Stadt mit, die wir aus andern Quellen später als zuverläßig erkannten. Sie ist bedeutend, und hat 20,000 Einwohner, worunter 3000 Juden. Ihr schmutziges und unbequemes Innere mag unangenehm mit den reizenden Umgebungen contrastiren, welche die der Jagd wegen aus Gibraltar oft ankommenden englischen Offiziere rühmen. Naht man sich der Stadt zur See, so gewahrt man zuerst einen sich ins Meer ergießenden Fluß, dessen Mündung die Rhede bildet, und auf dem linken Ufer durch einen viereckigen Thurm, auf dem rechten aber durch eine Strandbatterie vertheidigt ist. Von hier hat man auf dem Flusse noch eine Meile weit gegen die Strömung zu fahren, wozu des seichten Wassers wegen nur kleine Barken taugen. Man gelangt dann zum Mauthhause (Casa Martin genannt); dort gibt der Fremde seinen Paß einem Soldaten zu Pferde ab, der selben zum Gouverneur, und dessen Bewilligung zur Fortsetzung der Reise zurückbringt. Vom Mauthhause führt der Weg noch anderthalb Meilen weit nach der Stadt, deren amphitheatralische Lage zwischen Hügeln mit Gärten, Orangen und andern Obstbäumen bedeckt und mit Landhäusern besäet, einen angenehmen Anblick gewährt, und einen günstigen, durch den Eintritt in die unreinliche, winkelige Häusermasse nicht gerechtfertigten Eindruck hervorbringt Die um Tetuan wachsenden Orangen genießen den Ruf vorzüglicher Güte.

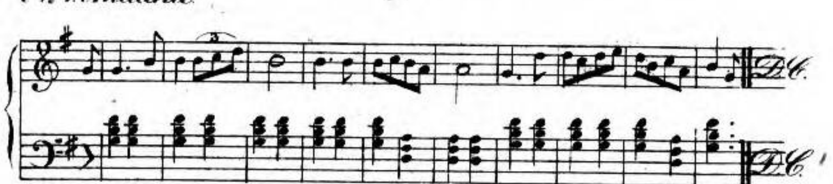
Begräbnißfeyerlichkeiten. — Schneller Standeswechsel vornehmer Marokkaner. — Die Hungersnoth von 1827.

12. September. Wir begegneten in der Straße einem marokkanischen Leichenzuge, und folgten ihm in der Ferne bis gegen den außer der Stadt liegenden Begräbnißplatz, holten auch nach unserer Rückkunft einige Erkundigungen über die bey Todesfällen üblichen Gebräuche ein. Stirbt ein Marokkaner, so wird sein Leichnam auf die, bey den Mohammedanern vor dem Gebete befolgte Weise gewaschen, und in ein neues Gewand gekleidet, welches bey Unvermögenden die Moschee, in deren Sprengel er wohnte, herbeyschafft. Nur Jene, die auf der Straße sterben, werden in denselben Kleidern, welche sie im Augenblicke des Verscheidens auf dem Leibe hatten, bestattet. Das Todtengewand besteht in einem Hemd, Unterbeinkleid und Turban. Statt des Haik's oder Burnus wird die Leiche in ein Stück Musselin gewickelt, das Ge=

MAROKKANISCHE LIEDER.

N^ro 1 & 2 Bey Hochzeiten.

No. 1. Andante.



No. 2. Andante.

D.C.

D.C.

Bey Begräbnißen.
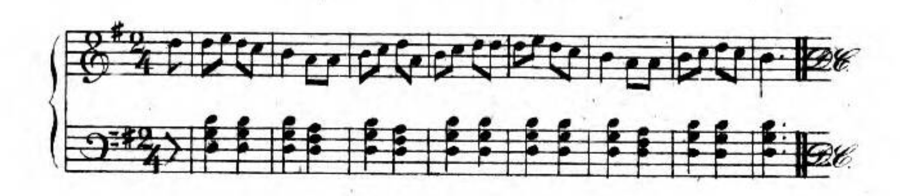
No. 3.
Allegretto
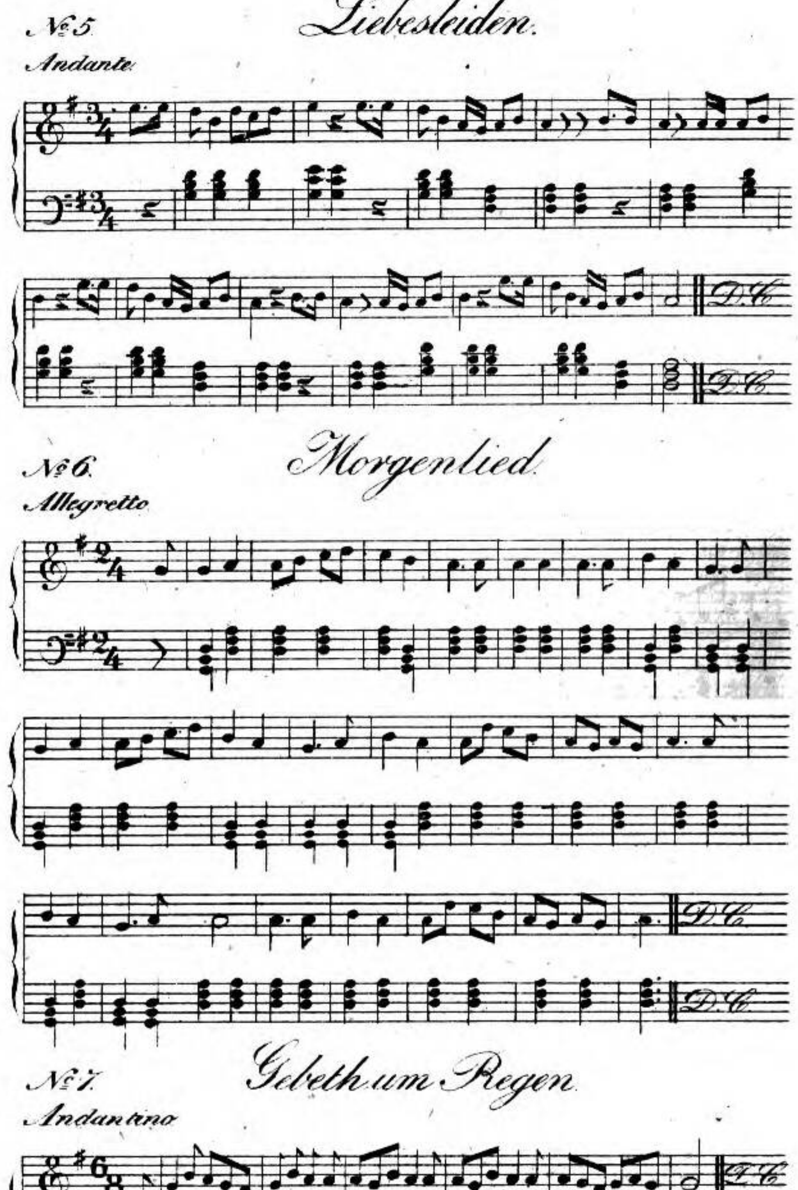
D.C.

D.C.
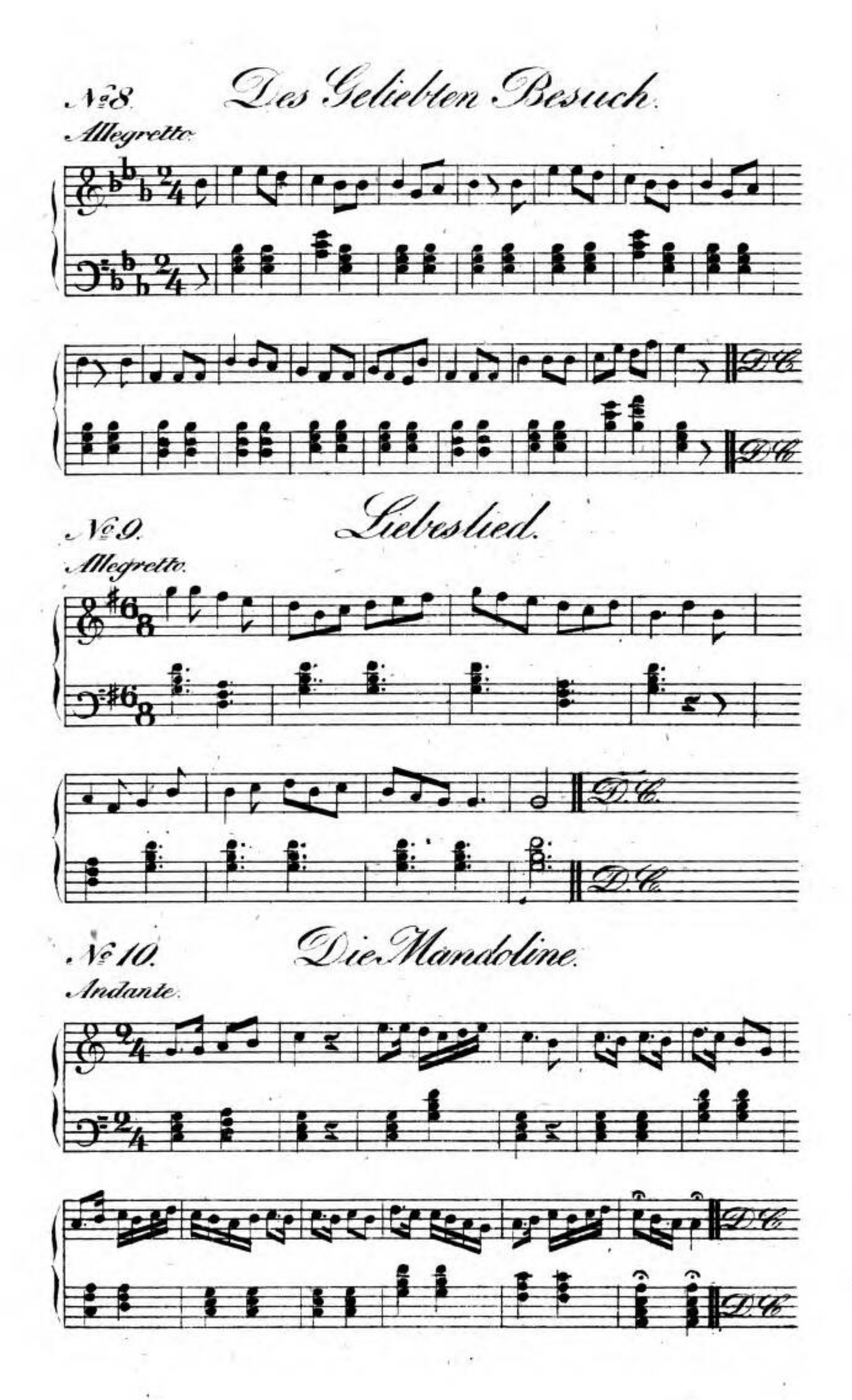
Bitte um Regen.

No. 4.





№ 5.
Liebesleiden.
Andante
D.C.
D.C.
№ 6.
Morgenlied.
Allegretto
D.C.
D.C.
№ 7.
Gebeth um Regen.
Andantino
D.C.
D.C.


№ 8. Des Geliebten Besuch.
Allegretto.
D.C.
D.C.
№ 9. Liebeslied.
Allegretto.
D.C.
D.C.
№ 10. Die Mandoline.
Andante.
D.C.
D.C.

Uebersetzung der marokkanischen Worte zu Nr. 5.

Ich weiß nicht, was mich ergriffen hat,
Seit ich am verfloßnen Tage einen schönen Pfau erblickte;
Für das Uebel, welches ich fühle, gibt es kein Mittel,
Denn keines gibt es für das Leiden der Liebe.

Der gutmüthige Arzt
Fühlte mir den Puls. Ich sprach zu ihm: »Arzt!
»Nicht im Puls sitzt die Krankheit,
»Das Uebel, an welchem ich leide, sitzt im Herzen.«

Zu Nr. 8.

Er ist gekommen, mich zu besuchen, der Freund meines Herzens,
Er ist gekommen, mich zu besuchen. Da ich nicht wußte, was ich ihm
Bieten sollte, habe ich ihm einen feinen Teppich
Von Tafilet ausbreiten lassen, und ihm Wein eingeschenkt.

Zu Nr. 10.

Gebt mir meine Mandoline, bringt mir ihre
Feder *), und lasset kommen in diesem Augenblicke
Selbst den Freund meines Herzens.
Der Freund meines Herzens ist König, ich bin
Sein Minister. Die Rosen und die Lilien
Streiten um seine schönen Wangen.

---

*) Mit welcher nämlich die Saiten gerührt werden.

sicht mit einem Tuche bedeckt. Nur wenig Stunden bleibt die Leiche im Hause: der am Abend Verstorbene wird am folgenden Morgen, wer früh Morgens stirbt um ein Uhr Nachmittag begraben. Die Verwandten werden zum Leichenzuge geladen; gezahlte Klageweiber gibt es hier nicht. Die Freunde des Verstorbenen, oder wer zufällig vorübergeht, und an dem frommen Werke Theil nehmen will, tragen die Leiche, der außer dem Gewande nichts mitgegeben wird. Man bringt sie in ein Nebengebäude der Moschee, wo ein Imam eine Viertelstunde über ihr betet, und die Talbe den Namen des Verstorbenen in ihr Register einschreiben. Dann wird die Leiche nach dem Begräbnißplatz getragen, und in ein Grab gelegt, das von einem bezahlten Todtengräber ungefähr eine Elle tief, unter dem Haupte des Todten erhöht und auf dieser Seite nach Osten gekehrt, gegraben wird. Nicht alle Leichen werden in Särgen, aber alle mit ausgestreckten Händen, Kopf und Körper etwas rechts geneigt, bestattet. Das Grab ist oben nur eine Palme breit, gegen seine Sohle zu erweitert, und wird mit Bretern bedeckt, die man mit feuchter Erde sorgfältig verklebt, damit kein Sand u. s. w. auf den Leichnam falle. Abgerundete Steine oder Holzblöcke werden auf die Gräber der Männer gesetzt; jene über weibliche Leichen sind eingeschnitten, und gleichen dem Initial=Buchstaben M. Die dem Verstorbenen ins Grab mitgegebenen Kleidungsstücke werden, um sie vor der Raubsucht des Landvolkes zu sichern, mit Campher, Saffran oder andern Mitteln befleckt, durch welche man sie im Falle der Entwendung leicht erkennen würde. Die Begräbnißplätze werden nach Belieben auf dem allgemeinen Friedhofe gewählt; nur manche Familien begraben ihre Todten neben einander; die größeren Duar's (Dörfer) haben gleichfalls eigene Leichenacker. Während des Leichenzuges und Begräbnisses wird stets dasselbe Lied gesungen *). Weiber dürfen bey diesen Ceremonien nicht zugegen seyn, gehen aber in den folgenden sieben Tagen täglich zweymal zum Grabe ihres Verwandten beten. Auch kommen Talbe Abends dahin, um ihr Gebet zu verrichten, und besuchen dann die Häuser der nächsten Verwandten des Verstorbenen, um ihren Lohn in Bewirthung und Geschenken zu holen. Außer den Freytagen gehen die Weiber auch an einigen andern Festtagen des Jahres zu den Gräbern ihrer oft längst verblichenen Verwandten. In Tanger sahen wir sie Freytags oft in großer Zahl nach den Grabstätten wallen, wo sie sich unter dem Vorwande der Andacht plaudernd unterhielten, und ihre Gesichter entschleyerten, sobald sie keinen Mann in der Nähe gewahrten, im entgegengesetzten Falle aber sich schnell wieder in ihre Haik's hüllten. Auch die Christen haben hier einen eigenen Begräbnißplatz, welchen ihnen der Sultan Muley Soleiman auf das Ansuchen sämmtlicher Consuln bewilligte, und hiezu ein Stück Grund vor dem Thore auf der Landseite, an den Garten des schwedischen Consuls stoßend, anwies. Aber kein Kreuz darf sich erheben; nur niedrige Grabsteine bezeichnen die Ruhestätte der vom fanatischen Volke verachteten Ungläubigen. Die Zubereitung dieses Friedhofes gab Anlaß zu einer merkwürdigen Entdeckung. Spuren älterer Gräber veranlaßten nämlich eine sorgfältigere Nachforschung, und durch diese erhielt

*) Die Beylage enthält die vorzüglichsten marokkanischen Nationalgesänge, deren jeder für irgend einen Zweck bestimmt, auch bey jeder dieser Gelegenheiten (Hochzeiten, Begräbnissen u. s. f.) ohne Abwechslung benützt wird. Selbe dürften, nebst den weiters beygefügten erotischen Liedern, hinlänglich den monotonen Charakter der Melodien und die matte Poesie der Marokkaner bezeichnen.

man die Ueberzeugung, daß dieselbe Stelle seit Jahrtausenden die Bestimmung hatte, die Leichen der Bewohner Tangers aufzunehmen. Der Zeitfolge nach, in welcher der Boden die Leichen empfangen hatte, stieß man auf die Reste der einst in Tanger ansäßigen Britten, Portugiesen, Mauren, Gothen, Römer. So vereinigt diese Stätte die Gebeine der Besiegten und der Sieger, der gebildetsten und rohesten Bewohner der Stadt; einige Fuß hoch über dem morschen Kasten des stolzen Römers liegen die Gerippe des maurischen Sclaven, jene eines englischen Krämers.

13. September. Herr Schousboe besitzt eine bedeutende Anzahl hierländiger Münzen aus ältern und neuern Zeiten, worunter sehr seltene und wohlerhaltene Exemplare. Die Anlegung einer solchen Sammlung scheint bedeutenden Schwierigkeiten zu unterliegen, da von den ältern und bessern Münzsorten nur selten einige in Umlauf kommen.

14. September. Der englische Consul, welcher vor kurzem in der Stadt Marokko gewesen war, um dem Sultan in dieser Eigenschaft vorgestellt zu werden, und der einige Offiziere als Gesellschafter mit sich gehabt hatte, zeigte uns mehrere auf der Reise gesammelte Zeichnungen, unter denen besonders das von einem Capitän Smith aufgenommene Panorama der Stadt Marokko, eine Ansicht von Alcassar=Quibir u. a. m., unser Interesse in hohem Grade ansprachen.

15. September Durch die schwankende Stellung der höheren Staatsbeamten und die Willkürlichkeit der Regierung in dieser Hinsicht, sind plötzliche Wechsel des Schicksals der angesehensten Diener des Sultans hier nicht seltener, als in der Türkey und andern despotisch beherrschten Ländern. Der Wille des Sultans genügt, um den Gouverneur einer Provinz zum gemeinen Soldaten herabzusetzen, oder sogar zu den schimpflichsten Strafen zu verurtheilen, worauf er wieder sein Amt übernimmt. Eben so schnell kann der gemeinste Krämer zum Minister erhoben werden. Ein auffallendes Beyspiel erzählte uns Herr Schousboe. Während seiner Anwesenheit in der Stadt Marokko begegnete er einem gemeinen Manne, der ein Stück Fleisch in der einen, und in der andern Hand etwas Butter auf einem Kohlblatte zum Verkaufe ausbot. Seine Züge schienen dem Consul nicht unbekannt, und bald sah er mit Erstaunen, daß der armselige Marokkaner derselbe war, den der Sultan einige Jahre früher als Botschafter nach Dänemark abgeschickt hatte.

16. September. Im frischen, schaudervollen Andenken lebt im ganzen Reiche die Hungersnoth, die im Jahre 1827 beynahe allgemein wüthete, und die, wenn man ziemlich übereinstimmenden Angaben trauen darf, einer Million Menschen das Leben kostete. Durch drey Jahre beynahe hatte es gar nicht geregnet; das lechzende Ackerland verschlang in seinen tiefen Rissen die von der Sonne halbverbrannte Saat; die Obstbäume dorrten ab, das Vieh erlag durch Mangel an Futter und Tränke, denn weit umher im Lande versiegten die Quellen, trockneten die tiefsten Wasser aus. Bald waren die Vorräthe aufgezehrt, und die durch den langen Mißwachs herbeygeführte Armuth der Bewohner, so wie die schlechten Maßregeln der Regierung erlaubten auch keine Getreidezufuhr aus den benachbarten Ländern. Von peinigendem Hunger getrieben, strömten Tausende aus dem Innern des Landes nach den Häfen, besonders nach Tanger, wohin sie die Hoffnung auf den Beystand der dort wohnenden Europäer zog. Aber auch dort mangelte es an Getreide, selbst an Wasser. In den Gassen lagen die Leichen der Verschmachteten; vor den Thoren der Consulatgebäude lagerten sich nackte Familien um

Hülfe flehend. Die Consuln halfen nach Möglichkeit, und vermochten doch nur einen kleinen Theil des furchtbaren Elends zu tilgen. Einer von ihnen sah einen Knaben, der beynahe erliegend unter der Qual des Hungers, seinen jüngern Bruder auf dem Rücken in die Stadt geschleppt hatte; — das Kind nagte an der Schulter seines treuen Bruders! Seit diesen Schreckensjahren, deren Spuren noch nicht überall im Lande verwischt sind, hat der Sultan einige Vorsichtsmaßregeln getroffen, und Getreidemagazine angelegt, welche in großen, mit Frucht gefüllten und mit Steinen bedeckten Gruben bestehen. In solchen Erdhöhlen hält sich das Getreide bey der trockenen Beschaffenheit des Bodens und der Luft mehrere Jahre unversehrt. Diese Einrichtung, welche dem Landmanne die Kosten einer Scheune erspart, findet man auch häufig im Königreich Valencia als ein Denkmal der Herrschaft der Araber in Spanien.

Die Märkte in und vor Tanger — Cap Spartel. — Unsere Besorgnisse. — Nahrung der Marokkaner. — Krankheiten und ärztliche Pflege.

17. September. Ein sehr lebendiges Bild bietet der Markt in Tanger. Er ist mitten in der Stadt, an der schönsten Straße, die von Osten nach Westen, vom Seethore an der Moschee vorüber nach der Anhöhe führt, auf welcher die Grabstätten liegen. Das summende Gewühl des Pöbels drängt sich um die auf der Erde sitzenden Weiber, welche Eyer, Obst und Gemüse verkaufen, und um die Krambuden. Diese sind hölzerne, in einer Reihe hinlaufende Hütten, so enge, daß sie der Verkäufer beynahe ganz ausfüllt, und nach allen Artikeln seines kleinen Vorraths leicht mit der Hand greifen kann, ohne sich von seinem Sitze zu erheben. In diesen Buden wird Butter, Schmalz, Pech, Thee, Seife u. s. w. verkauft. Die Seife aus Oel, Asche und Kalk bereitet, ist weich und dunkelbraun. Zwischen der Masse der Käufer und Verkäufer drängen sich Marokkaner und Juden durch, welche Haik's, Burnus, Flinten u. s. f. mit durchdringender Stimme ausbieten. Um sie sammelt sich gewöhnlich ein kleiner Kreis, und die Waare wird versteigerungsweise losgeschlagen. Am Mittwoch und Sonntag wird ein größerer Markt auf einer Anhöhe vor der Stadt gehalten, zu dem die Landleute auf Kamehlen oder Eseln Getreide und Früchte bringen; auch Ochsen, Pferde und Schafe zum Verkaufe treiben. Nach der Quantität der dort feilgebotenen Lebensmittel bestimmt der Marktrichter (im Arabischen Emhabded) die Satzung der Preise, zu welchen die Fleischer und Bäcker in der Stadt ihre Waare verkaufen müssen. Folgende Angabe der Preise der verschiedenen Lebensmittel dürfte zu unterhaltenden Vergleichungen Stoff geben, und auch sonst nicht ohne Interesse seyn. Das Pfund [1]) Ochsenfleisch kostet gegenwärtig in Tanger 2 Blanquillo's ($4^1/_5$ kr. C. M.), im Winter aber oft das Doppelte; das Pfund Butter $7^1/_2$ bis 8 Blanquillo's (16 — 17 kr. C. M.); 5 — 6 Eyer einen Blanquillo ($2^1/_{10}$ kr.), im Winter das Doppelte; die Alkola (24 Pfund) Oel kostet $1^1/_2$ Piaster (3 fl. 9 kr.); eine Almuda [2]) Mehl $4^1/_2$ Onças

1) Hier wird das englische verstanden, das leichter als das Wiener Pfund, und dessen Verhältniß zu Letzterem ist wie 0 8099 zu 1,0000.

2) Almuda, ein spanisches Körpermaß, kömmt ungefähr 2 1/5 Wiener Achteln gleich. Bey Berechnung der verschiedenen Maße und Gewichte im Laufe dieser Blätter wurde stets »Littrow's Vergleichung der vorzüglichsten Maße u. s. f., Wien 1832,« zum Grunde gelegt.

(38²/₅ kr. C. M.); eine Henne 10 — 12 kr. C. M., im Winter 10 Blanquillo's (21 kr.); der um Fez wachsende Reis an Ort und Stelle 4¹/₅ kr. k. M. das Pfund. Die Bezahlung der Arbeiter und Taglöhner steht im Verhältnisse mit diesen Preisen. Ein gemeiner Arbeiter (Maurer, Zimmermann, Gärtner) erhält täglich 21 kr. C. M., jedoch keine Kost; ein Meister einen Ducado (1 fl. 24 kr.); ein marokkanischer Diener 5 Piaster monatlich, und gleichfalls weder Kost noch Kleidung. Die in Tanger wohnenden Europäer ziehen die Marokkaner als Diener den Juden vor, weil sie auch am Freytage arbeiten, weniger Feyertage machen, und sich seltener betrinken als die Juden.

18. September. Einen Theil des Tages füllte ein Spazierritt nach dem Cap Spartel aus, bis wohin man 3½ Meilen, jedoch offenbar übertrieben, rechnet. Da längs des Meeres kein Reitpfad führt, so hielten wir uns landeinwärts. Die Gegend ist von flachen, wenig bewachsenen Hügeln durchschnitten, das Cap selbst nicht hoch genug, um eine bedeutende Aussicht zu gewähren, die Ufer eben und sandig; übrigens wenig Schatten und weniger Reiz der Natur, als in den andern Umgebungen Tangers. Doch kamen wir in der Nähe des Vorgebirgs zu einer merkwürdigen Höhle, welche das brandende Meer in das hier felsige Ufer gegraben hat, und welche von Menschenhänden erweitert wurde, weil man in selber Mühlsteine bricht. Eine am obern Theile der Höhle befindliche Oeffnung führt in dieselbe hinab. Durch eine enge Schlucht dringen die Wogen mit Gewalt ein, zerschellen brausend an der gegenüber stehenden Felswand, und füllen das ganze Gewölbe mit feinem Staubregen. Mit diesem lärmenden Toben, das in dem eingeschlossenen Raume noch heftiger erschien, stand die tiefe Stille des Meeres, dessen Fläche von keinem Winde gekräuselt vor unsern Blicken lag, im grellsten Gegensatze. Einige der halbnackten Marokkaner, die hier im Steinbruche arbeiten, gesellten sich zu uns. Wir hatten wohlgethan, einen Soldaten als Bedeckung mitzunehmen. Vor wenig Monaten war an dieser Stelle ein englischer Offizier, der um zu jagen ans Land stieg, ermordet worden, — vielleicht von denselben Leuten, welche uns umgaben.

19. September. Die Temperatur bleibt ziemlich dieselbe. Heute hatten wir um 5 Uhr Abends bey Ostwind 14½°, um 9 Uhr bey Windstille 16°. Die verspätete Ankunft der Maulthiere und der Befehl des Sultans rücksichtlich unsers Aufbruchs nach dem Hoflager erweckt in uns die Besorgniß, die Reise oder wenigstens die Rückreise bey Regenwetter machen zu müssen, wo sie dann durch die Sorgfalt für die Erhaltung der Geschenke, durch die angeschwollenen Flüsse und manch andern Umstand höchst beschwerlich werden dürfte. Alle vornehmen Marokkaner in Tanger machen sich Hoffnung, vom Sultan als Commandant unserer Escorte oder als Reisecommissär gewählt zu werden. Sie wissen, daß diese Gunst ein Geschenk vom Sultan und eines von uns begleitet, und zählen darauf, bey dieser Gelegenheit ihre eigenen Geschäfte im Hoflager besorgen zu können.

20. September. Untrr den Nationalfehlern der Marokkaner findet sich die Unmäßigkeit eben nicht. Ihre Nahrung besteht aus etwas Weizenbrot, welches Morgens gebacken und Abends verzehrt wird, hauptsächlich aber aus Cuscusu (gewöhnlich Xsu genannt). Dieß ist die wahre Nationalspeise, und jedem Stande unentbehrlich. Seine Bereitung ist folgende: die Maurin rührt Weizenmehl mit Wasser zu Teig, den sie sorgfältig knetet, und dann in ein blechernes Geschirr gibt, dessen Boden

durchlöchert ist. Sie drückt nun den Teig durch diese Löcher, und somit bilden sich kleine Kügelchen (Cuscusu), die an der Sonne getrocknet werden. Falls selbe in Speise umwandelt werden sollen, so wird in einem Topfe Fleisch gekocht, der Cuscusu in einem durchlöcherten irdenen oder hölzernen Geschirre auf selben gesetzt, und unter häufigem Umrühren und Benetzen mit Fleischbrühe durch den Dampf des Fleischgerichtes gar gesotten. Er wird nun in einer unten engen, oben aber weiteren, tiefen Schüssel angerichtet, mit dem gekochten Fleische, bisweilen auch mit harten Eyern und zerstückelten Hühnern belegt, mit Butter übergossen und mit Saffran gefärbt. Da er ziemlich consistent ist, verspeisen ihn die Marokkaner mit den Fingern. Oft wird auch saure Milch darüber gegossen. Reichere Leute speisen außer ihrem ohnehin weit kräftiger bereiteten Cuscusu auch noch gebratenes Schöpsenfleisch oder Geflügel, und halten täglich vier Mahlzeiten. Bey Sonnenaufgang trinken sie Fleischbrühe; um 8 oder 9 Uhr wird Cuscusu mit Milch oder Butter, um 12 Uhr mit Hammel- oder Hühnerfleisch, um 8 Uhr Abends dasselbe verzehrt. Die letzte Mahlzeit ist die reichlichste; nach jeder wird Thee, zwischen denselben aber nichts genossen. Thee wird in großer Menge getrunken, und durch einen Zusatz starker Kräuter betäubend gemacht. Die Marokkaner rauchen wenig; geschnupft wird mehr.

21. September. Das Klima ist sehr gesund, von Fiebern, Epidemien und chronischen Krankheiten hört man nichts. Oefter bemerkt man geschwollene Beine: ein Uebel, welches aus dem häufigen Gebrauche warmer Bäder und dem Mangel einer schützenden Fußbekleidung entspringen mag, aber als Localaffection sich dem übrigen Körper nicht mittheilt. Auch sehen wir viele Blinde, wie denn überhaupt Augenleiden der heißen Sonne und der von den weißen Mauern zurückprallenden Strahlen wegen, dann auch durch Unreinlichkeit und bey den Weibern durch den Gebrauch des Spießglaspulvers erzeugt, sehr häufig sind. Allgemeine Schwäche, als Folge von Ausschweifungen, ist eine in den marokkanischen Städten nicht seltene Erscheinung, und auch die Syphilis soll bey dem Mangel an Pflege und vernünftiger Behandlung oft zerstörend wirken. In Tanger halten sich einige europäische Aerzte auf; die Arzneyen aber müssen aus Gibraltar geholt werden, denn in den Hausapotheken der Consuln findet man nur die allergewöhnlichsten für den augenblicklichen Bedarf. Der Zudrang zu jedem europäischen Arzte, der im Lande erscheint, beweiset das Vertrauen der Marokkaner auf ärztliche Hülfe und ihre Achtung für dieselbe. Dennoch findet man weder einheimische Aerzte, noch irgend eine Anstalt zu deren Bildung. Ganz unwissende Barbiere vertreten die Stelle der Chirurgen und Aerzte; alte Weiber reichen sogenannte sympathetische Mittel; Amulete sollen die Wirkung von Medicamenten vertreten. Die Wohlthat der Blatterimpfung ist, alle Vorurtheile, die sich ihr selbst in manchem gebildeten Lande entgegenstellen, besiegend, in Marokko eingedrungen, und die Kinder in Tanger werden gewöhnlich von europäischen Aerzten vaccinirt, während im Innern des Landes die Mütter selbst, das Fleisch am Oberarme des Kindes zwischen den Fingern zusammendrückend, es mit irgend einem spitzigen Werkzeuge aufritzen, das Blattergift in die Wunde streichen, und so die Operation roh, aber zweckmäßig verrichten. Hebammen sind im Lande überall vorhanden, und vollziehen ihr wohlthätiges Geschäft, begünstigt durch die glückliche Constitution der Frauen, meistens mit dem besten Erfolge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreiben des armenischen Katholikus Nerses des Clajensers über die Sonnensöhne oder Paulicianer in Samosata im zwölften Jahrhundert unserer Zeit [1]).

Nerses, der Diener Gottes und durch dessen Barmherzigkeit Catholikus der Armenier; Wir senden unsern Gruß der Liebe und unsern Segen aus den heiligen göttlichen Zeichen, aus der heiligen Rechte des Erleuchters und aus diesem unsern Sitze (Hromcla) den ehrwürdigen Priestern in der Stadt Samosata, dem Chorepiscopus Dorus und den übrigen geistlichen Gehülfen der Stadt, den Gott liebenden Männern und allen Familienvätern, unsern Söhnen im Geiste, die Gott der Herr stets an Leib und Seele unversehrt erhalten möge.

Wisset, daß unlängst ein Brief von euch in Betreff der in eurer Stadt wohnenden Sonnensöhne an uns gelangt ist, welche verlangen und begehren, daß sie zu Christi Glauben hinzugelassen werden: denn wie sie nach Abstammung und Sprache Armenier sind, so wünschen sie diesen auch durch Glauben und Geist in Eintracht ähnlich zu seyn. Es kamen auch einige von ihnen zu uns, und trugen uns dasselbe Anliegen vor. Wir aber zeigten ihnen an, was wir von ihrer Dämonen verehrenden Sekte in Büchern gelesen, und was wir von ihnen durch ihrer Anhänger Erzählung gehört hatten, vieles in Wort und That Böses. Denn wie unter den Griechen die Paulicianer vor dem glorreichen Lichte des Evangeliums Christi blind blieben, und ihre Anhänglichkeit an den Satan im Herzen tragend, keineswegs den Anweisungen der Apostel Folge leisteten, so weigerten sich auf gleiche Weise in unserm Volke die Sonnensöhne, in teuflischer Finsterniß verharrend, durch unsern heiligen Erleuchter Gregorius vom göttlichen Lichte sich erleuchten zu lassen, sondern liebten mehr die Finsterniß als das Licht [2]), bis auf den heutigen Tag.

Wenn jedoch in unsern des Guten ermangelnden Zeiten Gott sich ihrer erbarmt, und ihnen das verdunkelte Auge ihres Geistes geöffnet hat, daß sie dem bösen Dämon entsagen, und zu Gott, nicht in Aralist, sondern in Wahrheit, ihre Zuflucht nehmen wollen: so wollen wir Gottes Gnade preisen. So haben denn auch jene, die zu uns kamen, mit feyerlichem Eide die gottlose Sekte abgeschworen, und mit ihrem Munde über jeden den Bann ausgesprochen, der in sich einer solchen heimlichen Gottesverläugnung noch anhängen würde. Und was wir ihnen vorgeschrieben, das haben sie durchaus angenommen, es zu erfüllen.

Darum wollen auch wir gegen sie die Vorschrift des Herrn erfüllen: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen [3]). Denn Gott will, daß alle Menschen leben und, nach dem Apostel, zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen [4]). Wenn ihre Bekehrung zu Gott wahrhaft war, wird große Freude seyn im Himmel bey den Engeln und auf Erden bey uns, um des Heiles so vieler Menschenseelen willen. Wenn aber ihre Bekehrung erheuchelt wäre, wie einige von ihnen glauben, und sie wieder zu ihrem Unflath zurückkehren würden, so werden wir keinen Schaden leiden. Denn nach Christi

1) Nach der lateinischen Uebersetzung des Priesters Cappelletti: Sancti Nersetis Clajensis opera. Venetiis, typis P. P. Mechitaristarum, 1833. Vol. I. S. 169 ff.

2) Joh. 3. 19. 3) Daselbst 6. 37. 4) I. Timoth. 2, 4.

Gebot wollen und trachten wir, sie, und wenn es möglich wäre, alle Völker zu fahen in dem Netze seines Evangeliums; die Guten aber auszuwählen und in die Gefäße zu sammeln *), nach dem Gleichnisse des Evangeliums, die Bösen dagegen hinauszuwerfen, gebührt dem gerechten Richter, wenn er sitzen wird auf dem Stuhle seines Ruhmes und einem Jeglichen zutheilen nach seinem Glauben und nach seinen Werken.

So haben wir denn erachtet, daß ihnen nach göttlichem Befehle Folgendes zu geschehen habe. Alle Priester vereint mit unsern ehrenwerthen Schülern sollen zur Hauptkirche gehen, die in der Stadt ist, und alle dergleichen Sonnensöhne, Männer und Weiber und Kinder, sollen sich an der Thür der Kirche versammeln; und zuerst fragt sie: Wollt ihr von ganzem Herzen und ganzer Seele und mit allen euern Kräften abstehen von dem ersten Irrthume eurer Väter, und zurückkehren zur wahren Erkenntniß Gottes, zum Christenthume? — Und wenn sie dieß angenommen und geantwortet haben: Gern und aus freyen Stücken sagen wir uns los von dem teuflischen Trug unserer Väter, und wenden uns zu Christo, — dann fragt sie wiederum noch dreymal, wie die Catechumenen im Augenblick der Taufe: Entsagt ihr dem Teufel und allen seinen Gedanken, Worten und Werken? — Und wenn sie beystimmen, und sagen: Wir entsagen ihm, — so richtet ihr Antlitz gegen Abend und sagt: Speyet dreymal dem Teufel ins Angesicht und sprecht ihm Hohn als unrein und falsch und ungerecht. — Wenn sie aber das gethan haben, so belehrt sie alsdann, daß die Sonne für nichts anders zu achten sey, als für die Leuchte der Welt, welche Gott der Schöpfer erschaffen und an den Himmel gesetzt hat, die Erde zu erhellen; eben so auch den Mond und die Sterne. Die Pappel verehrt nicht mehr, als die Weide oder die Buche oder sonst einen Baum, und glaubt nicht, daß das Holz des Kreuzes Christi von der Pappel gewesen sey: dieß ist ein Lug und Trug des Satanas, der euch verführt und von Gott abgewendet hat. Denn diesen Baum, welcher Pappel heißt, beteten die Heiden zur Zeit der Abgötterey an, und in diesem Baume ließen sich auch Dämonen nieder, und empfingen von den Menschen Anbetung. Obgleich diese Täuschung von andern Völkern, die auf Erden sind, durch Gottes Erbarmen hinweggenommen worden, so hat doch bey euch der Satan sie verhehlt und erhalten als einen Gährungsstoff seiner Bosheit. Entfernt auch diesen abscheulichen Gebrauch von euch, wenn ihr zur Wahrheit Christi gelangen wollt. Verehrt nicht nur den Pappelbaum nicht mehr als andere Bäume, sondern haltet ihn sogar mehr als andere Bäume der Verachtung werth, damit der Satan selbst verachtet werde. Und wenn einer von euch irgend ein teuflisches Amulet bey ihnen weiß, so macht auch das bekannt, und zeigt es ihnen an als etwas, das zu verabscheuen und abzuthun ist.

Darauf wendet ihr Gesicht gen Osten und fragt sie: Glaubt ihr an die allerheiligste Dreyeinigkeit, den Vater, Sohn und heiligen Geist, welche sind drey Personen und eine Gottheit, eine Natur, eine Tugend, eine Macht und eine schöpferische Kraft, durch deren Wort alle sichtbaren und unsichtbaren Geschöpfe aus nichts entstanden, Himmel und Erde, und was da ist im Himmel und auf Erden, Engel und mit Vernunft begabte Menschen, mit Sonne, Mond und Sterne, die Lichter des Weltalls und die Thiere auf dem Lande, in der Luft und im

*) Matth. 13. 48.

Wasser, alle Gewächse und Pflanzen, und das was sich nicht bewegt und das was sich bewegt; so daß kein bestehendes unkörperliches oder körperliches Geschöpf gefunden wird, das nicht des wahren Gottes Geschöpf sey? — Glaubt ihr an die Menschwerdung Christi, der, eine von den drey Personen, der Sohn Gottes, mit Zustimmung des Vaters und des heiligen Geistes, des Menschen Sohn werden wollte, geboren von der Jungfrau Maria zum Heile der Menschen; der auch getauft worden von Johannes im Jordan, und für den der Vater und der Geist Zeugniß abgelegt; der vom Teufel versucht ward, und den Versucher besiegt hat; der Teufel ausgetrieben, die Krankheiten des Leibes und der Seele aller am Glauben Hangenden geheilt; die Blinden sehend, die Lahmen gehend gemacht, die Todten auferweckt hat; der über das Meer wie über das Land einhergegangen ist, den Winden und dem Meere, wie der Schöpfer, gedroht, und vor dem sie sich beruhigt haben; der Tausende von Menschen mit wenigen Broten gespeiset, der nach vielen göttlichen Tugenden und Zeichen, die er gethan, freywillig zum heilbringenden Leiden gegangen ist; der unserer Natur gemäß gelitten, ans Kreuz geschlagen worden, und Adam und seine Nachkommen aus den Banden der Sünde befreyt hat; der leiblich gestorben ist und geistig die Menschen belebt hat; der hinab in das Grab gestiegen, und die in der Hölle befindlichen Seelen befreyt hat, am dritten Tage auferstanden ist von den Todten, und den Menschen die Hoffnung gegeben hat, gleich ihm zu erstehen bey seiner zweyten Ankunft; der in unserm Leibe vor seinen Schülern aufgestiegen ist zum Himmel, und dorten sitzet zur Rechten seines Vaters, und wieder kommen wird, alle Menschengeschlechter in Gerechtigkeit zu richten, Gutes denen zuerkennend, die Gutes thun im wahren christlichen Glauben, den ungläubigen und unbußfertigen Missethätern aber ewige Qual bereitend mit Satanas und dessen Teufeln; der selbst aber herrschen wird mit seinen Heiligen und Gerechten in alle Ewigkeit?

Und wenn sie das Bekenntniß des wahren christlichen Glaubens, das wir vorgeschrieben, angenommen und abgelegt haben, so führt sie in die Kirche, und diejenigen von ihnen, die nicht getauft sind, stellt zu den Catechumenen; die Erwachsenen lasset beichten, und legt ihnen eine kleine Buße auf, und einige Zeit darnach taufet sie; die Kinder aber und die Unerwachsenen taufet auf der Stelle. Von denen aber, die zuvor getauft waren, nehmet die sacramentalische Beichte an, legt ihnen eine Buße auf, und bezeichnet ihre Stirne und alle ihre Sinne mit dem heiligen Chrisma, sprechend: Im Namen des Vaters und Sohnes und heiligen Geistes; und dann nehmt sie in die Heerde Christi auf.

Und wie Christus seinen Jüngern vorschrieb, daß sie, wenn sie heidnische Schüler tauften, dieselben lehren sollten, alles zu bewahren, was er ihnen übergeben *): also verfahrt auch mit ihnen, und schreibt ihnen vor, abzustehen von Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, Betrug des Nächsten, Trunkenheit und allen bösen Werken des Teufels, die Gott haßt; dagegen ihre Brüder zu lieben, und nicht nur fremdes Eigenthum nicht zu stehlen, sondern noch von ihrem rechtmäßigen Besitze dem Bedürftigen zu spenden nach der Lehre Christi, und es nicht den Feinden Christi nachzuthun, die sie ohne Scheu umhergehen und gegen die Gesetze Gottes handeln sehen. Und wenn sie einen Priester regellos und unbesonnen leben sehen, sollen sie nicht um der Missethat Einiger willen an dem wahren christlichen Gesetze ein Aergerniß

*) Matth. 28. 20.

nehmen, sondern auf die Guten und Auserwählten blicken, und sich von diesen ein gutes Beyspiel nehmen. Denn nicht die Gesetze Gottes schreiben den Gottlosen vor, gottlos zu seyn, sondern ihre eigene Trägheit und Thorheit, und der Satan, der den guten Werken widerstrebt, gibt die Gesetze Gottes der Verachtung preis, zu ihrem eigenen Verderben.

Deßgleichen schreibt den Weibern vor, abzustehen von Wahrsagerey, Zauberey und allem teuflischen Trug. Wer solcherley Trug anhängt, ist selbst der bösen Geister Diener und Anhänger. Wer ihn verübt und verüben läßt, der ist nicht werth der christlichen Gemeinschaft, noch des christlichen Begräbnisses. So auch derjenige, welcher Speisen und Getränken profane und unreine Dinge beymischt, und sie einem Christen zum Genusse reicht aus Liebe zum Teufel; wer von Gott entfernt, der heiligen Gemeinschaft beraubt und allerley Haß hervorruft. Darum ermahnt sie, von allen solchen Beschwörungen abzustehen.

Folgendes aber gelte außer dem, was wir gesagt haben, für sie alle, Männer und Weiber, als Gesetz, das wir in der Kürze niederschreiben. Ihre Sünden sollen sie zwey- oder drey- oder mehrmals im Jahre den Priestern beichten, und die Buße, welche für diese Sünden der Priester auferlegt, über sich nehmen, und mit Fasten, Beten und Almosengeben erfüllen; damit auch der Sünder würdig werde, die Vergebung der Sünden, die er gebeichtet hat, bey Gott zu erlangen. Und zu allen Stunden des Gebetes [1]) mögen sie nach den andern Christen zu den Priestern in die Kirche kommen, und Gott den Schöpfer Aller verehren, und vor ihm beten und die Sühne ihrer Sünden erflehen, und daß sie mögen würdig werden des Himmelreiches und befreyt werden von den Qualen der Hölle, und daß sie in diesem Leben Seele und Leib mögen unbefleckt und rein erhalten von allen Nachstellungen des Teufels und von allen Gefahren und Anfechtungen, und die canonischen Fasten, welche die übrigen Christen durch die ganze Provinz beobachten, mögen sie selbst in Heiligkeit beobachten, sich enthaltend fetter Speisen und berauschender Getränke.

Auch das lehrt sie, daß sie der Stimme des Evangeliums und den andern Worten der heiligen Schrift ihr Ohr leihen und ihnen gehorchen sollen; und wer ein einsichtsvoller Priester ist, der mache ihnen, wie sie es zu fassen vermögen, die geheimen Worte der Schrift verständlich. Nehmet auch einige ihrer Kinder für das Studium der heiligen Schrift an; wir haben dieß selbst von ihnen begehrt, und die, welche zu uns kamen, haben gelobt, sie freywillig zu geben. Denn vielleicht werden einige ihrer Kinder des Priesterthums würdig werden, wie auch der heilige Gregorius der Erleuchter einige Söhne heidnischer Priester unterrichtete, und zu Priestern und Bischöfen weihte. Ihr aber, die ihr dem Geschäfte obliegt und lehrt, werdet von Gott eine große Vergeltung empfangen, wie er durch die Propheten gesagt hat: Wer das Kostliche vom Schlechten sondert, wird mein Freund heißen [2]). Ueberdieß sollen sie auch von jetzt an den Namen Sonnensöhne, den sie von ihren Vorfahren her erhalten, verändern, und nach dem großen und wunderbaren Namen Christi Christen genannt werden; denn diesen Namen haben auch die heiligen Apostel zu Antiochia den an Christum Gläubigen beygelegt [3]). Wir aber werden Gott bitten, daß er sie auf dem Felsen des Glaubens auferbaue, auf daß nicht die Pforten

1) Zu den canonischen Stunden, die nur in der Kirche abgehalten worden.
2) Jerem. 15, 19. 3 Apostelgesch. 11, 26.

der Hölle, nicht Satanas, noch die, welche seinen Willen thun, sie von dem wahren Glauben und von dem Gesetze unseres Herrn Jesu Christi abzuwenden vermögen, mit welchem, dem Vater und dem heiligen Geiste Kraft und Herrlichkeit sind immerdar. Amen.

[1]) Wenn sie aber solcher Weise in den Glauben Christi aufgenommen worden, sollen sie eine Heerde unter einsichtsvollen, gelehrten und gottesfürchtigen Priestern werden, welche sie aus den heiligen Schriften zu belehren und zu ermahnen vermögen. Gebt ihnen auch kein Aergerniß mit dem, was der Kirche zu entrichten ist, indem ihr alsogleich für Taufe, Beichte, Communion, Begräbniß oder irgend einen andern Dienst etwas von ihnen begehrt, sondern begnügt euch mit dem, was man euch freywillig gibt. Belehrt sie sanft, nicht hart, auf daß auch ihr den Lohn der Guten von Gott empfanget, nicht aber die Strafe derer, die ein Aergerniß geben, daß nicht ein Mühlstein an euern Hals befestigt, und ihr ins Meer geworfen werdet [2]).

Hammer's
morgenländische Handschriften

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

XIV. Arzneykunde.

A. Arabische Werke.

161.

فيض الحي في احكام الكي

d. i. Ausfluß des Allebendigen über die Gesetzmäßigkeit und Anwendung der Cauterien; eine Abhandlung von El-Ghani Mohammed Faahi El-Aini, dem Arzte zu Constantinopel. 7 Blätter kleines Folio, zusammengebunden mit dem folgenden.

162.

الفوائد الممحصة فى احكام الكية

d. i. Was von erprobtem Nutzen zu erkunden in der Gesetzmäßigkeit durch Cauterien abzuheilender Wunden, vom selben Verfasser, wie das vorige. Er sagt gleich Anfangs herein, daß ihm, bald nachdem er die vorige Abhandlung geschrieben, drey Abhandlungen seines Zeitgenossen Abdol-ghani von Nabhir in die Hände gefallen, nämlich: 1) El-makaßid el-mumahaßat,

---

[1]) Diese Worte oder diesen Zusatz sandte er abgesondert vom Briefe an die Priester; vielleicht wollte er sie nicht in den Brief setzen, um den Weltlichen keinen Anstoß zu geben.

[2]) Matth. 18. 6.

die erprobten Vorsätze; 2) El abhaß el molachaßßat, die geläuterten Wortstreite; und 3) Risalet el=mochtaßet fi ahkiamil Kei el=Hamaßet, d. i. Ausgezeichnete Abhandlung über die Regeln der durch Cauterien abzuheilenden Wunden; daß der Verfasser auf Irrwegen, besonders sowohl über die Gesetzmäßigkeit als Anwendung der Cauterien, und daß er also zur Widerlegung derselben diese zweyte Abhandlung geschrieben, welche aus einer Vorrede (Mokademmet), dem Hauptvorsatze (Makßid) und einer Schlußrede (Chatimet) besteht. 9 Blätter Klein=Folio.

B. Türkische Werke.

163.

كتاب الطب , المعالجات , الصنايع الغريبة

d. i. das Buch der Arzneykunde von Arzneyen und seltsamen Künsten; ein unsystematisches Collectaneenbuch verschiedener Arzneyen und Heilungsmittel, ohne Namen des Verfassers. 12 Blätter Klein=Folio, zusammengebunden mit dem folgenden.

164.

رساله منظومه ندايي

d. i. gereimte Abhandlung Nedaji's, des Dichters und Arztes, Hofarzt S. Selims II., welcher mit seinem gewöhnlichen Namen Kaisunisade heißt; ein in 800 Distichen gereimtes medizinisches Compendium, das sich auch auf der königl. Bibliothek zu Berlin befindet, in 4 Hauptstücken: das erste von der Kenntniß des Körpers; das zweyte von der Kenntniß des Menschen; das dritte von den Krankheiten und ihrer Heilung, als: Kopfweh, Augenweh, Schnupfen, Ohrenweh, Alopecia, Zahnweh, Zungenweh, Geschwulst, Nasenweh, erhitztes Gesicht, Husten, Krankheiten der Füße, venerisches Uebel, Halsweh, schweißtreibende Mittel, Wassersucht, Gelbsucht, der Krebs, Flechten, Aussatz, Zittern, Krankheit des Milzes, Fieber, goldene Ader, Diarrhoe, Bruch, Epilepsie, Krankheiten des Afters, Verstopfung, Seitenstechen, Lendenweh, zurückgehaltenen Urins, schweres Uriniren, Warzen, ins Bett Pissen, Blutharnen, Nierensteine, zurückgehaltene Menstruation, Nabelweh; das vierte von der Bereitung verschiedener Sorbete, als: Granatensorbet, Blumenwein, indischer Sorbet, zur Mäßigung des Blutes, Fruchtstock, abführender Sorbet, Latwergen, Klystiere, Teriak. Auf 6 Folioblätern eng geschrieben.

165.

كتاب الايضاح فى اسرار النكاح

d. i. Buch der Erläuterung in den Geheimnissen des Beyschlafs, vom Scheich Abderrahman B. Naßr B. Abdollah aus Schiras. Klein=Octav, 47 Blätter in zwey Theilen, jeder in 10 Hauptstücke eingetheilt. Erster Theil: Von den Geheimnissen der Männer. 1) Von den aphrodisischen einfachen Mitteln. 2) Von den aphrodisischen einfachen Arzneyen. 3) Von den aphrodisischen zusammengesetzten Speisen. 4) Von den aphrodisischen zu-

sammengesetzten Arzneyen. 5) Von den aphrodisischen Salben. 6) Von den aphrodisischen Klystieren. 7) Von priapeischen vergrößernden Mitteln. 8) Von den Kräutern, welche bey der Erzeugung die Verschiedenheit des Geschlechtes hervorbringen. 9) Von den die Empfängniß verhindernden Mitteln. 10) Von den die venerische Lust und Kraft mindernden Mitteln. Zweyter Theil: Von den Geheimnissen der Weiber. 1) Von der Schönheit und Vollkommenheit der Weiber. 2) Von den Zeichen, aus welchen die Lust oder Züchtigkeit der Weiber zu erkennen. 3) Von den Arzneyen, welche die Farbe und Reinheit des Gesichts und des Leibes erhalten und vermehren. 4) Von den das Haar vermehrenden und verlängernden Mitteln. 5) Von den die Zähne erhaltenden und den üblen Geruch des Mundes vertreibenden Mitteln. 6) Von den fett machenden Mitteln. 7) Von den die Spitzen der Finger roth färbenden Tincturen. 8) Von den mit Wohlgeruch durchduftenden Kräutern. 9) Von den verengenden Mitteln (Pommades à la Roquelaure). 10) Verschiedene Mittel erprobter Eigenschaften und Kräfte.

Die Kunde der aphrodisischen Mittel bildet unter dem Namen Ilmil-Bah einen besonderen Zweig der Arzneykunde (s. encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients S. 455, wo des obigen, schon vor dreyßig Jahren in Constantinopel aufgefundenen Werkes erwähnt wird, so wie eines zweyten, damals vom Freyherrn von Knigge erstandenen, mit Gemälden ausgestatteten). Als das Hauptwerk dieser Disciplin nennt Hadschi Chalfa das sotadische Werk Elfije we Schaffije, welches der persische Dichter Esraki verfaßt, um durch Lesung desselben die erstorbene Zeugungskraft Toghanschahs, des Herrn von Nischabur, des Neffen Toghruls des Seldschukiden, wieder zu beleben. Die Geschichte einer Messaline, welche den Namen Elfije (die Tausenderin) von ihren tausend Liebhabern hat, deren Abenteuer in diesem Werke erzählt werden. Nach demselben sind die berühmtesten Werke dieser Art: 1) Rudschuaesch-Scheich ila-ßabahu, die Rückkehr des Greises zu seiner Jugend, welches der große Gesetzgelehrte Kemalpaschasade auf Befehl S. Selims II. ins Türkische übersetzte, in zwey Theilen, wie das obige: a) von den Geheimnissen der Männer, b) von den Geheimnissen der Weiber, deren jeder Theil aber statt zehn, dreyßig Hauptstücke hat. 2) Rüschdol-lebib ila muascheretil-habib, d. i. rechte Anweisung des Vernünftigen zum Gekose mit dem Geliebten, in 14 Hauptstücken. 3) Fachchol-manßub ila ßaidil-mahbub, d. i. gelegte Falle, um die Geliebten zu erjagen. 4) Tohfetol-arus we dschilain-nofus, d. i. Geschenk der Braut und Glättung der Seelen, von Ebi Abdallah Mohammed B. Ahmed El-Budschiji, in 25 Hauptstücken. 5) Ein ähnliches Werk des großen Astronomen, Arztes und Philosophen Naßireddin von Tus (Taschköprisade's große Encyclopädie).

XV. Veterinärkunde.

A. Arabische Werke.

166.

كتاب الخيل و البيطرة

d. i. das Buch der Pferde und der Veterinärkunde. Die große Encyclopädie Taschköprisade's sagt unter dem Artikel der

Veterinärkunde, daß das Buch Honains B. Ishak hierin allen Anforderungen genüge. Nach demselben ist dieses ganz gewiß das älteste, da das vorliegende, höchst kostbare Manuscript schon i. J. d. H 525 (1130) geschrieben ist. Auf einem zweyten, auch sehr alten Exemplare desselben Werkes steht vorne von neuerer Hand geschrieben der Titel Kiamiless-ssanaatein, d. i. der Vollkommene in beyden Künsten (d. i. der Vieharzneykunde und Pferdabrichtung), vom Scheich Mohammed B. Hesam. Unter diesem Titel ist das von Herbelot nach Hadschi Chalfa unter dem Namen Camel-al ssanetein aufgeführte Werk berühmt, dessen Verfasser, Abubekr Ben Bedr, einer der Vieharzte Sultans Naßir B. Kilaun, zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts in Aegypten schrieb, und dessen Werk in zehn Bücher, Makalat, und nicht, wie dieses, in 30 Hauptstücke abgetheilt ist. Ein sehr vollständiges und schön geschriebenes Exemplar des letztern verlieh ich i. J. 1810 dem Hrn Gr. Rzewuski nach Polen, wo es sich noch dermalen befinden muß. Die beyden Exemplare aber des obigen Werkes und neun andere, minder wichtige (folgende) Werke tauschte ich im J. 1801 in Aegypten von einem französischen Mamluken gegen ein zu Rom gedrucktes italienisch-arabisches Wörterbuch in Folio ein. Der Inhalt der beyden Manuscripte dieses Werkes ist derselbe, bis auf den Anfang, indem das erste Hauptstück bey dem sechshundert Jahre alten durch zwey neue Blätter von moderner Hand ersetzt ist, und der Anfang ganz anders lautet, als bey dem zweyten, das mit den Worten: Mohammed Ben Hesam hat gesagt, beginnt. In den ergänzten Blättern des ersten heißt es nach dem Lobe Gottes: Aber hernach sagt der Arme, Schwache, der Barmherzigkeit seiner Herrn Bedürftige Seineddin Ebi Abdallah Mohammed El-Andalusi Et-tai. Es fehlt die ganze Einleitung, das Inhaltsverzeichniß der 30 Hauptstücke und das erste Hauptstück. Im zweyten enthält das 61. Blatt das Inhaltsverzeichniß, aber nur bis auf das 25. Hauptstück, die letzten 6 fehlen, so auch das erste Hauptstück, vom zweyten fehlen im zweyten Exemplare nur eine halbe Seite, aber das erste in beyden Exemplaren, deren das erste ältere 165 Blätter Klein-Quart, das zweyte 169 Bl. Groß-Quart enthält. 1) Von den Zähnen der Lastthiere; 2) von den Farben der Esel und Maulthiere, und ihrer Verschiedenheit von den Pferden; 3) von den Namen der Glieder der Pferde; 4) von der Wartung des Pferdes und Abrichtung desselben; 5) von den dünnen Weichen des Pferdes überhaupt und der Rennpferde insbesondere; 6) von ihren angebornen und angewöhnten Fehlern; 7) von dem Alter der Lastthiere und den Zeichen desselben; 8) von den Lastpferden (Remak) und der Reinigung ihrer Eingeweide; 9) von den Krankheiten und Fehlern des Kopfes; 10) von denen des Halses und Nackens; 11) von denen der Schultern und der Brust; 12) von denen des Rückens und der Wunden desselben; 13) von denen der Weichen und Geschlechtstheile; 14) von denen der Hinterbacken; 15) von denen der Nerven und Sehnen; 16) von denen der Schenkel; 17) von denen der Vorderfüße; 18) von denen der Hufe; 19) von denen der Hinterfüße und Knöchel; 20) von denen der Flechsen; 21) von denen der Fußfessel; 22) von denen der Gelenke; 23) von den hitzigen Fiebern; 24) von dem Aussatze und andern Hautübeln; 25) von den Ergießungen der Galle; 26) von dem zur Reise erzogenen Lastthiere und der Abhärtung desselben gegen Kälte und Hitze; 27) von dem mageren Lastthiere, dem das Futter nicht anschlägt; 28) Heilung des Lastthieres, das von ölichtem Futter gegessen; 29) von der Heilung des Bisses von Schlangen, Scorpionen und andern Insecten; 30) von den Arzneyen für Kamehle und Schafe.

167.

كتاب الخيل للروية الاكبر

d. i. das Buch der Pferde, von Ruje dem Großen, eine Sammlung von Uebersetzungen und Stellen arabischer Dichter über die Pferde und ihr Zubehör, mit eingemischten andern über Winde, Wolken, Waffen, Wohlgerüche u. s. w., so daß dieses Werk eben sowohl der unter dem Titel Mohadherat oben vorgekommen Gattung von Eklogen, als den veterinärischen beygezählt werden kann. 120 Bl. Quart neuen ägyptischen Neschi, sehr leserlich auf gutem starken Papier, ohne Datum des Orts und der Zeit.

168.

كتاب الفروسية المنقول من كتاب وجد في ذخائر سيدنا سليمان بن داود

d. i. das Buch der Bereiterkunst, aus dem in dem Schatze Salomons, des Sohnes Davids, gefundenen Buche; dieß ist der Titel, welcher im Werke selbst bey der Ueberschrift der drey Theile, in welche es getheilt ist, vorkömmt; auf dem ersten Blatte steht von neuerer Hand Edabu Rukubil Faris, d. i. Benehmen beym Reiten; auf dem letzten Blatte, welches ebenfalls von neuerer Hand geschrieben, steht, daß es Wort für Wort aus dem Exemplare des Bereiters Naßireddin Mohammed, berühmt unter dem Namen El-Dschermi, abgeschrieben sey. 98 Bl. klein geschrieben, Quart oder vielmehr kleinstes Folio. Nach den Stellen des Korans und die Ueberlieferungen des Propheten beginnt auf der zweyten Seite des achtzehnten Blattes der erste Theil in 17 Bend, d. i. Kunststücke der Reitkunst, eingetheilt. Der zweyte Theil (Bl. 38) handelt von den Unformen der Pferde (Harun) und den Mitteln, sie abzustellen, in 21 Bend. Der dritte Theil (2. S. Bl. 88) von den Eigenschaften, Farben, Tugenden der Pferde, von den Lobsprüchen und dem Tadel derselben.

169.

كتاب السياسة في علم الفراسة عن سيدنا الامام علي

d. i. das Buch der Zucht in der Wissenschaft des Pferdes von unserem Herrn Ali. Dieses Buch wird mit gleichem Rechte dem vierten Chalifen Ali zugeschrieben, als das vorhergehende dem Salomon; auf dem Titelblatte wird als Sammler der Dichter Amrolkais genannt, und diese Mährchen gleich Eingangs wiederholt. Der erste Theil handelt zuerst von den Farben, Maalen und Nutzen der Pferde; der zweyte von der Zucht und Dressur derselben, in 21 Benden von den einzelnen Unformen (Harim); der dritte von den Arzneyen in 28 Benden; neue syrische Schrift, geschr. i. J. 1226 (1811). Ein Geschenk des verstorbenen franz. Generalconsuls Rousseau. 30 Bl. Octav.

170.

فائدة فی سیاسة الخیل الصافنات الجیاد

d. i. Nutzen in der Zucht der edlen Hengste und Stuten. Ein Compendium von 51 Bl. Duodez, welches in verschiedenen Hauptstücken von der Zucht, Wartung der Pferde, ihren Krankheiten und deren Arzneyen handelt. Neue ägyptische Schrift, ohne Datum von Zeit und Ort, ohne Namen des Verfassers und Schreibers.

171.

کتاب فی الفراسة الخیل

d. i. das Buch von der Physiognomik der Pferde; ein kleines Compendium, ebenfalls nach den Ueberlieferungen von Emrol-Kais über die Kennzeichen der guten und bösen Pferde, ihren Farben, Zeichen und Maalen. 40 Bl. Duodez.

B. Persische Werke.

172.

خیل نامه

d. i. das Pferdebuch, ohne Namen des Verfassers und Schreibers, ohne Datum von Zeit und Ort, neupersische Schrift, 62 Bl. Quart. Ein Geschenk des verstorbenen franz. Generalconsuls Rousseau, in 40 Hauptstücken. 1) Von der Erschaffung der Pferde; 2) von der Kenntniß der Pferde; 3) von ihren Farben; 4) von den löblichen Zeichen derselben; 5) von den tadelnswerthen Zeichen derselben; 6) von ihren Namen; 7) von ihren Fehlern; 8) von Zügel und Zaum; 9) von dem Benehmen des Reiters; 10) von der nöthigen Behutsamkeit; 11) von den Kenntnissen der einzelnen Glieder des Pferdes; 12) von der Kenntniß des guten Pferdes; 13) der Renner; 14) der störrigen; 15) von der Unterscheidung der verschiedenen Arten desselben; 16) von der Abrichtung der Pferde des Padischah; 17) von den Postpferden; 18) von der Abrichtung störriger Pferde; 19) von dem Auflegen des Sattels; 20) von der Pflege der Pferde (Riadhet, im Gegensatze von Siaset, Zucht); 21) von dem Unterschiede zwischen Stuten und Hengsten; 22) von den Beschälern; 23) von dem Stalle und seinen Erfordernissen; 24) von dem Verschneiden der Pferde; 25) von dem Abrichten eines Pferdes, das nicht gehörig geschnallt worden; 26) von dem Futtern der Pferde; 27) von den Wettrennen der Pferde; 28) von der Kenntniß der störrigen Pferde; 29) von den Pferden, die schlecht zu reiten; 30) von den Pferden, die nicht absteigen lassen; 31) von den Pferden, die empfindlich fürs Gebiß; 32) vom Pferdekauf; 33) von der Zurechtbringung schlecht beschlagener Pferde; 34) vom Beschlagen der Pferde; 35) von dem Habergeben; 36) von der Wartung des Pferdes im Sommer und Winter; 37) von der Heufütterung; 38) von dem Fettmachen magerer Pferde durch die Fütterung; 39) vom Steifwerden der Glieder (Chanu); 40) von dem gesetzmäßigen Vorlaufen im Wettrennen. Der zweyte Theil des Buches, welcher Bl. 44 beginnt, enthält in 60 Abschnitten eben so viele Mittel für verschiedene Krankheiten.

C. Türkische Werke.

173.

بيطار نامه

d. i. das Buch der Vieharzneykunde, angeblich nach dem Werke des Aristoteles von den Krankheiten der Pferde und ihren Mitteln, sechs sehr eng geschriebene Folioblätter, 35 Zeilen auf einer Seite, in Diwanischrift.

174.

بيطارنامه

d. i. das Buch der Vieharzneykunde, angeblich ebenfalls das von Aristoteles für Alexander geschriebene und von Mohammed Ben Iskender aus Adrianopel ins Türkische übersetzt in 9 Hauptstücken: 1) Von der Natur des Pferdes, 2) von den Zeichen desselben, 3) von den Eigenschaften des Pferdes, 4) von den Zähnen desselben, 5) von den innern Krankheiten, 6) von den äußeren des Leibes, 7) von denen der Füße, 8) von dem Fieber der Pferde, 9) von den Mitteln wider diese Krankheiten durch Arzneyen und talismanische Gebete. Mit schlechter Schrift auf schlechtem Papier geschrieben i. J. 1100 (1688).

175.

بيطارنامه ارسطاطالس

d. i. die Vieharzneykunde des Aristoteles, von den beyden vorhergehenden, welche denselben Ursprung sich anmaßen, verschieden, in 10 Hauptstücken: 1) Von den guten und bösen Zeichen; 2) von ihren Zähnen; 3) von ihren guten und bösen Eigenschaften; 4) von ihren Kopfkrankheiten, in 15 Abschnitten; 5) von verschiedenen Krankheiten derselben, in 2 Abschnitten; 6) von den innern Krankheiten, in 6 Abschnitten; 7) von den Fußkrankheiten, in 9 Abschnitten; 8) von den Krankheiten des Leibes, in 19 Abschnitten; 9) von den Namen der Pferde; 10) von der Abrichtung derselben. Die beyden letzten Hauptstücke fehlen, indem das funfzigste Blatt, auf welchem das neunte Hauptstück beginnt, das letzte.

176.

بيطانامه

d. i. Veterinärbuch von Kasisade, 21 eng geschriebene Octavblätter in drey Hauptstücken: 1) Von dem Verdienste, Pferde für den heiligen Kampf zu nähren; 2) von den guten und schlechten Pferden; 3) von ihrer Abrichtung und Pflege. Hier endet auf dem achten Blatte das Reitername Kasisade's, und es folgen nun die Krankheiten und ihre Mittel aus anderen Beitarname ausgezogen.

XVI. Mantik.

Die Magie und die Mantik erscheinen an dem Baume der arabischen Encyclopädik als Zweige der Physiognomik oder Prognostik im weitesten Sinne, d. i. als untergeordnete Theile der Arzneykunde und Naturwissenschaft; eine dieser Disciplinen ist die Orgasmomantik (Ilmol-ichtiladsch), d. i. die Kunst, aus den Zuckungen der Glieder wahrzusagen, Krankheiten zu erkennen und zu heilen *). Die Wissenschaft schreibt sich, wie die Kabala und mehrere andere geheime, von Dschaafer, dem sechsten Imam, her, welcher auch der angebliche Verfasser des folgenden Buches.

177.

كتاب آلاختلاج ، دعا عن جعفر

d. i. Buch der Gliederzuckung mit dem dazu gehörigen Gebete, von Dschaafer überliefert; sehr schön geschrieben und ordentlich eingetheilt auf 19 Blättern Octav. Es stehen sich immer auf zwey Seiten auf einer sechs Namen der Glieder und auf der andern sechs der dazu gehörigen kurzen Gebete, in sechs durch doppelte, mit Gold ausgefüllte Linien von einander getrennt, einander gegenüber. Arabisch, ohne Namen des Verfassers und Schreibers, ohne Angabe von Zeit und Ort.

178.

فألنامه حسين كفوي

d. i. das Buch vom Falstechen Huseini's aus Kafa. Schönes, eng geschriebenes Taalik. Großoctav, 86 Blätter, Aus der Licitation des Hekimbaschi (Protomedicus) Behdschet erstanden. Enthält Fälle des Wahrsagens mittels Aufstechens der Verse aus dem Diwane des Hafis.

XVII. Balistik.

179.

منهاج آلرماة

d. i. der Pfad des Bogenschützen, von Seid Mohammed Wahid, türkisch, 63 Bl. Octav, geschrieben i. J. 1221 (1709), in sieben Hauptstücken. 1) Von dem Ursprunge des Pfeiles und des Bogens; 2) von Saad Ebi Wakkaß, dem Scheiche und Patrone der Bogenschützen; 3) Sammlung edler Ueberlieferungen über das Verdienst des Pfeilschießens und über die, welche, nachdem sie dasselbe erlernt, es wieder aufgeben; 4) Einige Streitfragen über die Gesetzmanykes des Pfeilschießens in die Wette und nach einem Besten (Mosabaket we Monadhelet); 5) von den (zu Constantinopel) auf dem Okmeidan, d. i. dem Platze fürs Pfeilschießen, beobachteten Gebräuchen und Satzungen; 6) Regeln des Pfeilschießens; 7) Belehrung über die heute auf dem Okmeidan zu Constantinopel befindlichen Stationen, mit den Entfernungen der besten Schüsse und den Namen der Schützen; dieses letzte Hauptstück, welches allein die Hälfte des Buches, enthält eine Ge-

*) Encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients I. 471.

schichte der ganzen osmanischen Pfeilbalistik, von welcher bisher nur vom Geschichtschreiber Akli einige Angaben bekannt waren; zu den beyden sultanischen Stationen S. Selims III. und Murads IV., welche bekanntermaßen treffliche Pfeilschützen, ist heute die S. Mahmuds II. hinzugekommen, so daß mit den 47, hier umständlich aufgeführten des Okmeidan ein halbes Hundert solcher Denkmale guter Pfeilschüsse enthält, mit einer in einige Zeilen kurz gefaßten Notiz über jeden dieser berühmten Pfeilschützen.

XVIII. Astronomie.

180.

رساله سی

d. i. die Abhandlung der dreyßig Hauptstücke, persisch, über die Ephemeridistik, von Naßireddin von Tus, dem großen Astronomen (dem Ueberläufer von den Assassinen zu Holaku, dem Gründer der Sternwarte von Meragha, dem Verfasser astronomischer Tafeln), ist das einzige in der großen Encyclopädie Taschköprisade's unter der Wissenschaft der Ephemeredographik (Ilm Ketabet et-takewein) aufgeführte Werk. Persisch, 20 Blätter Octav. Ein Compendium persischer Astronomie in den folgenden 30 Abschnitten: 1) Von der astronomischen Buchstabenrechnung, in welcher die Ziffern alle mit Buchstaben geschrieben werden; 2) von den Ziffern der Wochentage; 3) von der arabischen Zeitrechnung; 4) von der Zeitrechnung der griechischen Monate; 5) von der altpersischen; 6) von der Melekischen Aera; 7) von den Planeten; 8) von den Zeichen des Thierkreises; 9) von der Zeit des Planetenumlaufs; 10) von den Mondesknoten; 11) von den Stunden und Sternenhöhen; 12) von den Aspecten des Planeten; 13) von der Vereinigung des Mondes mit andern Sternen; 14) von den Mondesstationen; 15) von dem Hervortreten und dem Verdecken des Planeten; 16) von dem Uebrigen, was in den Ephemeriden angezeichnet wird; 17) von den Häusern des Unglücks; 18) von dem Adel des Planeten; 19) von den Dreyscheinen; 20) von den Gränzen der fünf Planeten; 21) von den anderen Linien der Planeten; 22) von der größten Höhe und Tiefe der Planeten; 23) von den vier Constellationen des Widders, Stieres, als denen des Frühlings; 24) von den glücklichen Gestirnen; 25) von den zwölf Häusern des Thierkreises; 26) von dem Geschlechtsunterschiede der Planeten; 27) von den Aspecten im Gevierten und Gesechsten; 28) von dem, was sich aus den Planeten auf die Menschen schließen läßt; 29) von den Zuständen der Tage; 30) von den Grundsätzen der Astrologie. Diese kurzen 30 Abschnitte enden auf dem neunzehnten Blatte.

181.

شرح رساله سی

d. i. der Commentar der Abhandlung der Dreyßig, von Bedr aus Taberistan, mit dem Vorhergehenden in Einem Bande, 180 Blätter, persisch, enthält den roth überstrichenen Text der Abhandlung Naßireddin's von Tus, von Stelle zu Stelle mit ausführlichem Commentar begleitet.

XIX. Arithmetik.

182.

مترجم جمله علوم تعليميه لبوشوت

d. i. Uebersetzung aller Unterrichtswissenschaften (militairischen) Bossuts, von Schanisade Mohammed Atallah. Unter diesem Titel sollte auf Befehl Selims III. zum Behufe der von ihm gegründeten Ingenieurschule eine Encyclopädie aller mathematischen Wissenschaften ins Türkische übersetzt und herausgegeben werden; dieses unter dem regierenden Sultan wirklich ausgeführte Unternehmen gedieh unter S. Selim nicht weiter, als auf die Uebersetzung und Herausgabe der vorliegenden Arithmetik; welche die französische Uebersetzung der i. J. 1782 zu Paris für die Ingenieur-Academie vorgeschriebenen arithmetischen Lehrbuchs Bossuts, von dem Reichsethnographen Schanisade, gemeinschaftlich mit dem an der Ingenieurschule angestellten Professor Jahja Efendi übersetzt. Sehr schönes Neschi, 210 Seiten Octav, türkisch. Auf die Arithmetik folge nun die Geographie, als die Hülfswissenschaft der Geschichte, und dann die Geschichte selbst.

XX. Geographie.

A. Arabische Werke.

183.

كتاب المشترك وضعا والمفترق صقعا

d. i. das Buch des Gemeinschaftlichen durch Wortstellung und des Getrennten durch Abweichung vom Wege, vom Scheich Imam Schehabeddin Ebi Abdallah El-Hamawi El-Baghdadi, geb. i. J. 575 (1179), gest. i. J. 626 (1228). Ein Wörterbuch geographischer Homonyme, ein Auszug des großen geographischen Wörterbuches Moadschimol-boldan, 1091 Artikel, und in diesen 4256 Oerter enthaltend. Kleinfolio, 192 Blätter im schönsten Neschi durchaus mit den Vocalzeichen geschrieben i. J. 721 (1321), und trotz seines Alters eines halben Jahrtausend auf das vortrefflichste erhalten; das letzte Blatt enthält in 66 eng geschriebenen Zeilen eine gedrängte biographische Notiz der vier arabischen Schriftsteller, welche unter dem Namen Jakut berühmt, nicht mit einander zu verwechseln sind. Ebubekr Abdallah Jakut war zu Hama geboren (Mowelled), zu Bagdad im Dienste (Mowella), von seinem Herrn, der ihn von Hama zu sich genommen, zu Kaufmannsreisen in Syrien und im persischen Meerbusen verwendet; als er bey einer Rückreise von Kisch seinen Herrn todt fand, vertheilte er den Gewinn der Reise unter dessen Frau und Kinder, und reiste nun selbst, sich als Abschreiber fortbringend. Im J. 613 (1216) hatte er, als eifriger Anhänger Ali's, Verdruß zu Damaskus, reiste von da nach Moßul, Erbil, Chorasan, wo er sich zuerst zu Merw, dann zu Kascha aufhielt, und sich im selben Jahre bey dem Einbruche der Tataren zu Chuaresm befand. Er kehrte nach Moßul zurück, begab sich von da nach Sindschar, Haleb, wo er sich bis zu seinem Tode außer der Stadt in einem Chan aufhielt. Außer dem großen geographischen Wörterbuche und der vor-

liegenden Homonymik verfaßte er in vier großen Bänden ein großes philologisches Werk unter dem Titel: Irschedol-elba ila maarefebil Odeba, d. i. Leitung der Beherzten zur Kenntniß der Philologen; eine Geschichte der Dichter; Achbaresch-Schoara; ein historisches Werk: Kitabol-mebdawel meal fit-tarich, d. i. das Buch des Beginns und des Verlaufs in der Geschichte; das Buch der Dynastien (Kitabrd-düwel); eine Sammlung der Wörter Ebi Ali des Persers; einen Eingang zur großen arabischen Anthologie Oghani; ein Buch über Motenebbi und ein genealogisches (El-moktadheb fin-neseb); ein Wörterbuch der Dichter (Moadschim esch-Schoara) und eines der Philologen (Moadschim el-Odeba). Da Jakut erst in seinem sieben und dreyßigsten Jahre als Handelsdiener frey, nur die letzten vierzehn Jahre seines Lebens ausschließlich seinem Genius und den Studien leben konnte, indem er 51 Jahre alt starb, so ist er sowohl durch die Zahl als durch den Werth der vierzehn von ihm hinterlassenen Werke eine der merkwürdigsten Erscheinungen arabischer Literatur. Was er von den Tataren erlitten, beschrieb er in einem eigenen, an den Richter Dschemaleddin Ebil-Hasan Ali B. Jusuf B. Ibrahim B. Abdol-Wahid Esch-Scheitani gerichteten Sendschreiben von vier Blättern. Das Vermächtniß seiner Bücher an eine Moschee in Bagdad überbrachte der große Geschichtschreiber Ibnol-Esir dahin. Die drey andern Jakut, welche unter diesem Namen berühmt geworden, sind der Dichter Ebuddürr Jakut Ben Abdallah, gest. 622 (1225), Verfasser eines kleinen Diwans; dann der Schreiber Ebudürr Jakut Ben Abdallah von Moßul, beygenannt Emineddin, im Dienste Melekschahs Ben Mesud, gest. zu Moßul i. J. 618 (1221), schrieb eine schöne Hand, und lebte vom Bücherschreiben; aber nicht zu verwechseln mit dem großen Calligraphen, Verschönerer der Neschischrift, Jakut Ben Abdallah El-Mosteaaßimi, dessen Tod Sehebi im J. 698 (1298) angibt, und nach welchem die unter dem Namen Jakut bekannte Neschischrift herrührt, als Calligraph eben so berühmt, wie der erste dieser vier Jakut als Geograph.

Die 1091 Artikel dieses kostbaren Werkes sind die folgenden: Buchstabe Elif: 1) Eil, vier; 2) Ebet, drey; 3) Irem, zwey; 4) Iram, drey; 5) Eret, drey; 6) Amul, zwey; 7) Ebba, drey; 8) Ebarik, zwölf; 9) Eban, drey; 10) Ebrak, sieben und zwanzig; 11) Ebrkuh, drey; 12) Ebwan, drey; 13) Ebu Kabis, zwey; 14) Ebweith, zwey; 15) Ebher, drey; 16) Ebir, zwey; 17) Ebjadh, zwey; 18) Esal, fünf; 19) Eslet, zwey; 20) Oseifijet, zwey; 21) Oseil, zwey; 22) Adscha, zwey; 23) Edschdad, zwey; 24) Ahjad, zwey; 25) Ehamir, zwey; 26) Ahsa, sechs; 27) Ahaß u schebeis, zwey; 28) Ahmedi, zwey; 29) Ahmer, drey; 30) Ahja, zwey; 31) Achaschib, drey; 32) Achrem, zwey; 33) Achscheb, zwey; 34) Achmim, zwey; 35) Achdhar, zwey; 36) Edfu, zwey; 37) Adüm, zwey; 38) Edim, zwey; 39) Oson, zwey; 40) Asne, zwey; 41) Erath, fünf; 42) Arran, zwey; 43) Irbil, zwey; 44) Ersen, vier; 45) Erek, drey; 46) Ork, zwey; 47) Irem, drey; 48) Ermenijet, vier; 49) Erwa, zwey; 50) Esem, zwey; 51) Astrabad, drey; 52) Esedabad, zwey; 53) Isfis, zwey; 54) Isfidban, zwey; 55) Iskaf, zwey; 56) Iskenderijet (Alexandrien), sechzehn; 57) Babol-esmed, sechs; 58) Esilet, zwey; 59) Aschmum, zwey; 60) Adhem, zwey;

61) Atrablus, zwey; 62) Athlam, vier; 63) Aaraf, drey; 64) Aawaß, zwey; 65) Ajan, zwey; 66) Afik, zwey; 67) Akhwan, drey; 68) Ekme, zwey; 69) Elhan, zwey; 70) Ona, zwey; 71) Enbar, drey; 72) Inbith, zwey; 73) Indak, zwey; 74) Euderab, drey; 75) Andukan, zwey; 76) Ankyra, zwey; 77) Awal, zwey; 78) Awana, zwey; 79) Ewrem, vier; 80) Aul, zwey; 81) Ihrest, zwey; 82) Ehnes, zwey; 83) Eudidsch, zwey; 84) Ilak, drey; 85) Ilet, zwey. Buchstabe B: 86) Bab, vier; 87) Badschda, zwey; 88) Badscha, fünf; 89) Badis, zwey; 90) Bar, drey; 91) Barik, zwey; 92) Baret, zwey; 93) Bär, zwey; 94) Baarbaja, zwey; 95) Bagh, zwey; 96) Ban, sechs; 97) Banub, drey; 98) Belih, sieben; 99) Bett, drey; 100) Betil, vier, 101) Bahret, drey; 102) Bohairet, funfzehn; 103) Bedr, fünf; 104) Berasa, zwey; 105) Berasch, zwey; 106) Berak, funfzehn; 107) Berber, drey; 108) Berban, drey; 109) Bordsch, vier; 110) Beredan, zehn; 111) Berd, drey; 112) Berdi, vier; 113) Berdaat, zwey; 114) Berset, drey; 115) Borset, fünf; 116) Berka, funfzehn; 117) Berkan, zwey; 118) Borkat, vier und neunzig; 119) Berkat, drey; 120) Berk, zwey; 121) Birk, vier; 122) Birkat, sieben; 123) Berud, zwey; 124) Berine, zwey; 125) Bosan, zwey; 126) Bus, vier; 127) Busak, zwey; 128) Bastat, zwey; 129) Bosuth, drey; 130) Boscht, zwey; 131) Beschir, drey; 132) Baßra, zwey; 133) Boßra, zwey; 134) Baßl, zwey; 135) Bodhai, zwey; 136) Batan, drey; 137) Batha, vier; 138) Bothan, zwey; 139) Bath, zwanzig; 140) Boghbas, zwey; 141) Boghaidid, vier; 142) Bakar, fünf; 143) Bokaa, zehn; 144) Bokoo, zwey; 145) Bakairet, zwey; 146) Bakii, vier; 147) Bokais, zwey; 148) Balet, sechs; 149) Belalik, zwey; 150) Beldschan, zwey; 151) Beld, sechs; 152) Beldet, drey; 153) Balka, zwey; 154) Beluschet, zwey; 155) Beluket, zwey; 156) Boleid, zwey; 157) Benan, zwey; 158) Bonan, zwey; 159) Bena, zwey; 160) Benna, zwey; 161) Bewarih, zwey; 162) Bewwan, drey; 163) Bewane, drey; 164) Boret, drey; 165) Busendscherd, zwey; 166) Busenschtah, zwey; 167) Busch, zwey; 168) Bußir, vier; 169) Buk, fünf; 170) Bewn, zwey; 171) Beweiret, drey; 172) Bihkobad, drey; 173) Behnesa, zwey; 174) Behnia, zwey; 175) Biar, zwey; 176) Bejase, zwey; 177) Bejadh, drey; 178) Bejan, zwey; 179) Beitenaam, zwey; 180) Beit Rees, zwey; 181) Birustuh, zwey; 182) Birit, vier; 183) Beisan, vier; 184) Beisus, zwey; 185) Beidha, sechzehn; 186) Beidh, drey; 187) Beidharet, drey; 188) Bikend, zwey; 189) Bil, zwey; 190) Beinol-kaßrein, zwey; 191) Beinen-nehrein, zwey; 192) Beinunet, vier; 193) Bin, fünf. Buchstabe Ta: 194) Tarim, zwey; 195) Tibrak, drey; 196) Torban, drey; 197) Tiwan, zwey; 198) Toster, zwey; 199) Taßaru, zwey; 200) Taascher, zwey; 201) Tesihte, zwey; 202) Tekiaw, zwey; 203) Tilbanet, vier; 204) Tilbent, vier; 205) Tel aafer, zwey; 206) Tel Mewsen, zwey; 207) Et-tell, fünf; 208) Tuem, drey; 209) Tub, vier; 210) Tudsch, zwey; 211) Turan, zwey; 212) Tud, zwey; 213) Tun, zwey; 214) Teis, zwey; 215) Teimen, zwey. Buchstabe Tha: 216) Sebin, acht; 217) Soria, vier; 218) Sool, zwey; 219) Soghor, vier;

220) Seleka, drey; 221) Semed, zwey; 222) Senijet, dreyzehn; 223) Sewr, vier; 224) Soweir, zwey. Buchstabe Dschim: 225) Dschadschan, zwey; 226) Dschar, vier; 227) Dschaif, fünf; 228) Dschobbi, vier; 229) Dschebairak, zwey; 230) Dschobb, sieben; 231) Dschebrir, vier; 232) Dschebel, fünf; 233) Dschebelet, fünf; 234) Dschebub, drey; 235) Dschobbet, vier; 236) Dschobeib, zwey; 237) Dschobeil, sechs; 238) Dschohdschur, zwey; 239) Dschesenet, drey; 240) Dschedid, drey; 241) Dschorad, zwey; 242) Dschod, vier; 243) Dscherawet, drey; 244) Dscherbad, zwey; 245) Dscherdschesar, zwey; 246) Dschorf, fünf; 247) Dscherr, zwey; 248) Dscherkian, zwey; 249) Dscherews, zwey; 250) Dschesair, vier; 251) Dschesr, zwey; 252) Dschüsret, drey; 253) Dschesiret, funfzehn; 254) Dschoschsch, vier; 255) Dschiiranet, zwey; 256) Dschaaferijet, drey; 257) Dschefar, drey; 258) Dschefr, zehn; 259) Dschefret, zwey; 260) Dschileik, zwey; 261) Dschelula, zwey; 262) Dschelil, zwey; 263) Dschemma, drey; 264) Dschomdan, zwey; 265) Dschema, zwey; 266) Dschemel, sieben; 267) Dschenab, zwey; 268) Dscheneb, zwey; 269) Dschebah, zwey; 270) Dschenan, zwey; 271) Dschouled, zwey; 272) Dschend, zwey; 273) Dschoneinet, drey; 274) Dschenefa, zwey; 275) Dschonkan, zwey; 276) Dschuet, zwey; 277) Dschubar, vier; 278) Dschewber, drey; 279) Dschewbak, drey; 280) Dschudi, zwey; 281) Dichur, zwey; 282) Dschewsak, zwey; 283) Dschewsak, acht; 284) Dschewf, neun; 285) Dschewwar, vierzehn; 286) Dscheweibar, drey; 287) Dschoweir, drey; 288) Dschobheinet, zwey; 289) Dschebban, zwey; 290) Dschebran, zwey; 291) Dscheischan, zwey; 292) Dschil, zwey; 293) Dschei, zwey. Buchstabe Ha: 294) Haris, zwey; 295) Hadhir, vier; 296) Hadhiret, zwey; 297) Hakimijet, zwey; 298) Hanut, zwey; 299) Hamir, zwey; 300) Hair, drey; 301) Haith, drey; 302) Hail, zwey; 303) Habesch, zwey; 304) Hobabijet, zwey; 305) Hobschi, zwey; 306) Habl, zwey; 307) Habis, drey; 308) Hidschr, drey; 309) Hadschr, zwey; 310) Hadschar, drey; 311) Hadschur, zwey; 312) Hadder, zwey; 313) Hadiset, vier; 314) Hadinkat, zwey; 315) Haramijet, zwey; 316) Harran, sechs; 317) Harbet, zwey; 318) Haredschet, zwey; 319) Harsta, drey; 320) Harf, zwey; 321) Harem, drey; 322) Haret, neun und zwanzig; 323) Hirim, vier; 324) Harrset, drey; 325) Hasm, dreyzehn; 326) Hasn, sechs; 327) Haset, drey; 328) Hasir, zwölf; 329) Hasanabad, drey; 330) Hasan, drey; 331) Hasenet, zwey; 332) Hasâni, drey; 333) Hasi, vier; 334) Hascha, drey; 335) Huschsch, zwey; 336) Hißarek, zwey; 337) Hißn, ein und zwanzig; 338) Haßir, zwey; 339) Haßr, zwey! 340) Hadhn, drey; 341) Hitin, zwey; 342) Hafr, vier; 343) Hafer, acht; 344) Hafßabad, zwey; 345) Hafir, sechs; 346) Hofeir, drey; 347) Hafiret, zehn; 348) Hafl, fünf; 349) Hakil, drey; 350) Haleb, vier; 351) Halebet, zwey; 352) Holwan, vier; 353) Holwet, vier; 354) Hillet, vier; 355) Hallet, zwey; 356) Holeifet, zwey; 357) Halijet, drey; 358) Homam, sechs; 359) Hamere, sieben; 360) Homran, vier; 361) Himis, zwey; 362) Hamel, vier; 363) Hammet, zwölf; 364) Hama, vier; 365) Hannan, drey; 366) Hauran,

drey; 367) Hauret, drey; 368) Haur, vier; 369) Haudh, vierzehn; 370) Hauf, fünf; 371) Hiret, vier. Buchstabe Chi: 372) Chabur, zwey; 373) Chalißat, drey; 374) Cal, drey; 375) Chankah, zwey; 376) Chanikin, zwey; 377) Chan, drey; 378) Chabt, vier; 379) Chabba, zwey; 380) Chidam, drey; 381) Chisb, drey; 382) Charijet, acht; 383) Chos, zwey; 384) Chorremabad, zwey; 385) Choreibet, drey; 386) Chasu, zwey; 387) Chosrabad, zwey; 388) Chosrewdscherd, zwey; 389) Chosrewschah, zwey; 390) Choscheb, zwey; 391) Choßuß, fünf; 392) Chadhra, fünf; 393) Chidhrimeh, zwey; 394) Choftian, zwey; 395) Chafijet, drey; 396) Chalaik, zwey; 397) Chal, sechs; 398) Chalidsch, vier; 399) Chalik, drey; 400) Chalikat, zwey; 401) Chom, zwey; 402) Chandak, drey; 403) Chowar, drey; 404) Chodschan, zwey; 405) Chowr, sechs; 406) Chur, drey; 407) Chawrnak, drey; 408) Chusan, drey; 409) Chus, drey; 410) Chaww, drey; 411) Chowei, zwey; 412) Chairan, zwey; 413) Chisch, zwey; 414) Chaif, fünf; 415) Chiel, sechs; 416) Chiem, zwey; 417) Chaim, zwey; 418) Chim, zwey. Buchstabe Dal: 419) Dara, vier; 420) Darabdscherd, drey; 421) Darol.bakar, zwey; 422) Dar, zwey; 423) Dar imaret, zwey; 424) Darol=kotn, zwey; 425) Daretol Arab, die Häuser der Araber, achtzig; 426) Deir, zwey; 427) Debil, drey; 428) Denijet, zwey; 429) Didschlet, zwey; 430) Dodscheil, zwey; 431) Dechul, drey; 432) Derb, vier; 433) Derek, drey; 434) Deruth, drey; 435) Derebdschak, zwey; 436) Derek, sieben; 437) Destedscherd, zehn; 438) Deskere, drey; 439) Descht, sechs; 440) Demais, zwey; 441) Demer, zwey; 442) Demerhur, drey; 443) Domuschet, zwey; 444) Domuh, drey; 445) Demiret, zwey; 446) Dewwar, zwey; 447) Dur, zehn; 448) Dewrak, drey; 449) Dolab, vier; 450) Dumet, drey; 451) Dun, drey; 452) Dowein, zwey; 453) Dihistan, drey; 454) Dehna, zwey; 455) Deireb, acht; 456) Deires=Saaferan, zwey; 457) Deir Seki, zwey; 458) Deir Semaan, vier; 459) Deirol=Aakul, zwey; 460) Deir Aabdun, zwey; 461) Deirol=Aasara, drey; 462) Deir Mareb Merjem, drey; 463) Deir Mar Dscherdschis, zwey; 464) Deir Nedschran, drey; 465) Deir Hind, zwey; 466) Dilem, zwey; 467) Dima, zwey. Buchstabe Sal: 468) Sat Soleim, drey; 469) Sojab, drey; 470) Serwe, zwey; 471) Serwan, drey; 472) Sirwe, drey; 473) Semar, zwey; 474) Senaib, zwey; 475) Senb, zwey; 476) Susewran, zwey; 477) Su Serh, zwey; 478) Su Merdsch, drey; 479) Suweidun, zwey; 480) Scheban, vier; 481) Seibet, zwey. Buchstabe R: 482) Rabigh, zwey; 483) Radan, drey; 484) Rasan, zwey; 485) Resol=ain, fünf; 486) Rafikat, zwey: 487) Ramet, vier; 488) Ran, zwey; 489) Rahit, zwey; 490) Rujan, zwey; 491) Rajat, drey; 492) Rajet, drey; 493) Rebab, zwey; 494) Rebath, vier; 495) Rebadh, neunzehn; 496) Reha, zwey; 497) Rehhan, zwey; 498) Redschir, zwey; 499) Roha, sieben; 500) Rohbet, drey; 501) Rahbet, acht; 502) Rachm, zwey; 503) Redaa, zwey; 504) Redm, drey; 505) Reß, sechs; 506) Roßafet, eilf; 507) Radhm, zwey; 508) Raan, zwey; 509) Roaain, zwey;

510) Refref, drey; 511) Rikaa, drey; 512) Rakmetan, drey; 513) Rakka, sechs; 514) Remaadet, zehn; 515) Romman, zwey; 516) Romh, zwey; 517) Ramlet, fünf; 518) Rem, fünf; 519) Romeilet, drey; 520) Roha, drey; 521) Rudbar, sieben; 522) Ruset, zwey; 523) Rijas ol-Areb, d. i. die Gärten der Araber, hundert; 524) Rumet, zwey; 525) Rujan, drey; 526) Ruweset, zwey; 527) Rehwet, vier; 528) Rejan, zehn; 529) Reis, zwey; 530) Riha, zwey; 531) Reidan, zwey; 532) Reidet, zwey; 533) Reiman, zwey; 534) Reinut, zwey. Buchstabe Sa (lindes S): 535) Sab, fünf; 536) Sar, zwey; 537) Saret, drey; 538) Sawe, zwey; 539) Sawijet, fünf; 540) Sebba, vier; 541) Sebed, zwey; 542) Sobeidijet, fünf; 543) Sebir, zwey; 544) Sodschdsch, zwey; 545) Serraat, zwey; 546) Serka, zwey; 547) Serend, zwey; 548) Saaferanijet, zwey; 549) Sifta, drey; 550) Semlkian, zwey; 551) Sendan, drey; 552) Send, zwey; 553) Soranem, neun; 554) Sorabid, zwey; 555) Soweilet, vier; 556) Soheirijet, zwey; 557) Seit, zwey; 558) Seitun, zwey; 559) Sendijet, zwey. Buchstabe Sin (scharfes S): 560) Sabath, zwey; 561) Sabur, vier; 562) Sadscherd, zwey; 563) Sak, sechs; 564) Saman, zwey; 565) Samet, fünf; 566) Saw oder Sawe, zwey; 567) Seba, zwey; 568) Sebestijet, zwey; 569) Sobk, zwey; 570) Sebibe, zwey; 571) Sebid, zwey; 572) Sitar, neun; 573) Sedschistan, zwey; 574) Soham, drey; 575) Sahil, zwey; 576) Sod, vier; 577) Sedir, drey; 578) Sodeir, drey; 579) Sorra, drey; 580) Serar, zwey; 581) Seraet, vier; 582) Serh, drey; 583) Serdschet, fünf; 584) Sirr, fünf; 585) Sorro, zwey; 586) Sarakosta, zwey; 587) Sermari, zwey; 588) Serw, sechs; 589) Sorudsch, drey; 590) Serir, zwölf; 591) Soreir, zwey; 592) Saad, vier; 593) Sood, zwey; 594) Saadi, zwey; 595) Sefar, zwey; 596) Seft, siebzehn; 597) Sefwan, zwey; 598) Sokia, fünf; 599) Sekran, drey; 600) Selah, zwey; 601) Selam, vier; 602) Sellam, zwey; 603) Selamijet, zwey; 604) Silsil, zwey; 605) Silaa, vier; 606) Selkran, zwey; 607) Selm, drey; 608) Selmun, fünf; 609) Soleii, vier; 610) Selma, drey; 611) Semnan, zwey; 612) Simnan, drey; 613) Senem, vier; 614) Senbemur, zwey; 615) Sindschar, zwey; 616) Senban, drey; 617) Sendsch, drey; 618) Sendschroh, zwey; 619) Sonh, zwey; 620) Sind, drey; 621) Send, zwey; 622) Sindenhur, zwey; 623) Sindejun, zwey; 624) Sindijet, zwey; 625) Sentat, zwey; 626) Sinn, vier; 627) Senhur, zwey; 628) Sowadsch, vier; 629) Sewa, zwey; 630) Sus, vier; 631) Suk, funfzehn; 632) Soweid, vier; 633) Soweikat, siebzehn; 634) Siakuh, zwey; 635) Sib, drey; 636) Seih, drey; 637) Seirewan, vier. Buchstabe Schin (Sch): 638) Schafiach, zwey; 639) Scharii, zwey; 640) Schame, vier; 641) Scheba, drey; 642) Schebas, drey; 643) Schibak, drey; 644) Schibam, vier; 645) Schebra, drey und funfzig; 646) Schebaan, zwey; 647) Schebeket, sieben; 648) Schebuh, zwey; 649) Schobeis, zwey; 650) Schobeiket, drey; 651) Schohodsch, zwey; 652) Schera, fünf; 653) Schehrab, zwey; 654) Scherdsch, acht; 655) Scheraab, drey; 656) Scherf, eilf; 657) Scherk, zwey; 658) Scherkijet, fünf; 659) Schoreif, zwey; 660) Scheib,

zehn; 661) Schair, drey; 662) Schakar, drey; 663) Schokr, zwey; 664) Schokuk, zwey; 665) Schakik, vier; 666) Schelkan, zwey; 667) Schemsan, drey; 668) Schems, drey; 669) Schenbare, zwey; 670) Schenrei, zwey; 671) Schewa, zwey; 672) Schewahit, drey; 673) Schewser, zwey; 674) Schusch, fünf; 675) Schewt, zwey; 676) Schewken, drey; 677) Schehristan, drey; 678) Scheih, zwey; 679) Scheihat, zwey. Buchstabe Ssad (ß): 680) Ssadir, zwey; 681) Ssalihijet, drey; 682) Ssabgha, drey; 683) Ssahra, sieben; 684) Ssorad, zwey; 685) Ssirar, zwey; 686) Ssarßar, zwey; 687) Ssarifein, drey; 688) Ssaadet, drey; 689) Ssaghnebi, zwey; 690) Ssaid, zwey; 691) Ssafa, fünf; 692) Ssafer, zwey; 693) Ssafwan, drey; 694) Ssafijet, drey; 695) Ssolßol, drey; 696) Ssamman, zwey; 697) Ssanaa, zwey; 698) Ssur, zwey; 699) Ssahrdschet, zwey; 700) Ssaid, drey; 701) Ssaimeret, zwey; 702) Ssin, sechs; 703) Ssir, drey. Buchstabe Dhad (Dh): 704) Dhahik, zwey; 705) Dhabu, drey; 706) Dhadschudsch, drey; 707) Dhahian, zwey. Buchstabe Thy (Th): 708) Tha, zwey; 709) Thak, vier; 710) Thalikan, zwey; 711) Thahirijet, drey; 712) Thaberijet, zwey; 713) Thabs, zwey; 714) Thabnu, zwey; 715) Thaha, vier; 716) Thale, zwey; 717) Thergune, zwey; 718) Thalah, zwey; 719) Thalh, drey; 720) Thamar, zwey; 721) Thamuje, zwey; 722) Thanbare, zwey; 723) Thanbul, zwey; 724) Thanbede, zwey; 725) Thandschet, drey; 726) Thanset, zwey; 727) Thuh, vierzehn; 728) Thaud, zwey; 729) Thuren, zwey; 730) Thur, acht; 731) Thiw, zwey; 732) Thihran, zwey; 733) Thaibe, drey; 734) Thabbije, zwey; 735) Thir, zwey; 736) Thaifurabad, zwey; 737) Thibn, drey. Buchstabe Sy (lindes S): 738) Sahirijet, drey; 739) Sabi, fünf; 740) Sabijet, vier; 741) Sirb, zwey; 742) Safar, drey; 743) Sahran, drey. Buchstabe Ain: 744) Aakir, fünf; 745) Aakil, acht; 746) Aabbasijet, fünf; 747) Aanet, zwey; 748) Aabdan, zwey; 749) Aabd, zwey; 750) Aabla, vier; 751) Aatik, drey; 752) Aaden, drey; 753) Oofeib, sechs; 754) Aardsch, vier; 755) Aarfha, drey; 756) Aarfa, dreyzehn; 757) Jirk, acht; 758) Aarim, drey; 759) Aasas, zwey; 760) Asan, vier; 761) Aarur, zwey; 762) Asifijet, fünf; 763) Aaskelan, zwey; 764) Aasker, zehn; 765) Ooschret, drey; 766) Ooßm, zwey; 767) Aakar, fünf; 768) Aakbet, fünf; 769) Ookde, drey; 770) Aakreba, zwey; 771) Aakar, sechs; 772) Aakir, drey; 773) Aakik, eilf; 774) Aalem, vier; 775) Aamad, vier; 776) Aamk, fünf; 777) Aamud, sieben; 778) Aamurijet, zwey; 779) Aans, zwey; 780) Aawal, zwey; 781) Aauha, drey; 782) Oowair, zwey; 783) Aitbe, zwey; 784) Air, zwey; 785) Ainein, drey; 786) Ain, drey und zwanzig; 787) Ain Schems, vier; 788) Aaunid, drey; 789) Oojun, fünf. Buchstabe Ghain (Gh): 790) Ghabet, zwey; 791) Ghar, vier; 792) Ghobr, zwey; 793) Ghadir, sechs; 794) Ghoraib, zwey; 795) Ghorab, zwey; 796) Ghurrur, zwey; 797) Ghorreb, zwey; 798) Ghorban, zwey; 799) Ghaset, drey; 800) Ghadhban, zwey; 801) Ghadhur, zwey; 802) Ghamr, fünf; 803) Ghomeir, drey; 804) Ghawr, fünf; 805) Ghawtet, zwey; 806) Ghoweir, drey; 807) Ghaha, zwey; 808) Ghail, vier. Buch-

stabe Fe (F): 809) Faran, vier; 810) Far, zwey; 811) Farigh, zwey; 812) Far, zwey; 813) Faschan, zwey; 814) Fadhih, zwey; 815) Fal, zwey; 816) Famijet, zwey; 817) Fau, vier; 818) Fahß, fünf; 819) Fachch, zwey; 820) Feradis, zwey; 821) Ferasche, drey; 822) Ferdsch, drey; 823) Firdews, drey; 824) Ferdet, vier; 825) Forsan, zwey; 826) Feris, zwey; 827) Ferthas, zwey; 828) Ferghane, drey; 829) Feruk, zwey; 830) Felh, sieben; 831) Feldschet, drey; 832) Filistin, zwey; 833) Firusabad, vier; 834) Firuskobad, vier; 835) Firuskuh, zwey; 836) Fise, fünf; 837) Feisa, drey; 838) Fajum, zwey. Buchstabe Kaf (K): 839) Kadis, zwey; 840) Kadisijet, fünf; 841) Kar, zwey; 842) Karet, vier; 843) Kaschan, zwey; 844) Kaa, vier; 845) Koba, vier; 846) Kabab, sechs; 847) Kods, drey; 848) Kadum, sechs; 849) Karafet, drey; 850) Korakir, vier; 851) Korran, drey; 852) Karein, drey; 853) Kartadschennet, zwey; 854) Karema, zwey; 855) Karn, sechzehn; 856) Karijetein, vier; 857) Karnein, drey; 858) Koreijet, fünf; 859) Kirra, sechs; 860) Koßas, zwey; 861) Kastel, zwey; 862) Kaßß, drey; 863) Kaßraa, vier; 864) Kaßr, vier und funfzig; 865) Kaßßat, vier; 866) Koßaibet, drey; 867) Koßaiet, zwey; 868) Katrbell, zwey; 869) Kathan, zwey; 870) Katewan, zwey; 871) Katiaat, vierzehn; 872) Kothaifet, drey; 873) Koaaikaan, drey; 874) Kofß, zwey; 875) Kolsam, zwey; 876) Kalaat, vierzehn; 877) Kalha, vier; 878) Komr, zwey; 879) Kana, drey; 880) Kanetir, fünf; 881) Kanan, zwey; 882) Kantaret, zwölf; 883) Kinaa, zwey; 884) Kann, zwey; 885) Kannet, fünf; 886) Kuß. zwey; 887) Kumis, drey; 888) Kuhistan, drey; 889) Kohondos, vier; 890) Kajaret, zwey; 891) Kaisarijet, zwey; 892) Kais, zwey; 893) Kailweih, drey; 894) Kaikan, zwey; 895) Kain, zwey. Buchstabe Kiaf (Ki): 896) Kier, vier; 897) Kiasimet, zwey; 898) Kibid, vier; 899) Kiebkieb, vier; 900) Koraa, drey; 901) Keiran, drey; 902) Kierdsch, drey; 903) Kierch, neun; 904) Kiorr, drey; 905) Kirisch, vier; 906) Kiorkandsch, zwey; 907) Kiorkian, drey; 908) Kierkier, zwey; 909) Kierek, zwey; 910) Kierman, vier; 911) Kiermel, drey; 912) Kirs, zwey; 913) Kiesch, drey; 914) Kiefr Toma, zwey; 915) Kielabad (Gülabad), zwey; 916) Kilab (Gülab), zwey; 917) Kielb, sechs; 918) Kielbet, zwey; 919) Kiendor, zwey; 920) Kinkiwer, zwey: 921) Kieniset, sieben; 922) Kiewser, drey; 923) Kiusi, drey; 924) Kium, neunzehn; 925) Kiran, zwey. Buchstabe Lam (L): 926) Lobna, vier; 927) Ledschun, zwey; 928) Lahi Hamel, drey; 929) Lods, zwey; 930) Laaba drey; 931) Libn, drey. Buchstabe Mim (M): 932) Mareb, zwey: 933) Mared, drey; 934) Masor, zwey; 935) Masiman, zwey; 936) Malikijet, drey; 937) Malin, drey; 938) Maimorgh, drey; 939) Mobarek, vier; 940) Motalu, zwey; 941) Mosakkab, vier; 942) Medschaf, zwey; 943) Medschafe, drey; 944) Medschdel, sechs; 945) Medschul, zwey; 946) Mohannet, zwey; 947) Mohaßßab, zwey; 948) Mohdhat, zwey; 949) Mahallet, funfzehn; 950) Mohammedijet, acht; 951) Mohammet, drey; 952) Mohlul, zwey; 953) Mochammer, zwey; 954) Mochnan, zwey; 955) Medain, drey; 956) Medinet, siebzehn; 957) Meragha, drey; 958) Mosbich,

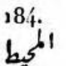
zwey; 959) Morbed, zwey; 960) Merdsch, dreyzehn; 961) Merda, zwey; 962) Merr, zwey; 963) Morr, zwey; 964) Merrut, zwey; 965) Merw, zwey; 966) Merwet, zwey; 967) Moreich, zwey; 968) Moreiret, vier; 969) Merijet, drey; 970) Mosen, zwey; 971) Mesket, drey; 972) Misket, drey; 973) Meschtuk, zwey; 974) Meschkarr, zwey; 975) Maßanii, zwey; 976) Maßßißet, zwey; 977) Maßnaat, vier; 978) Modhabbah, fünf; 979) Matara, zwey; 980) Matamir, zwey; 981) Matlu, drey; 982) Maaden, sechs; 983) Maarasa, vierzehn; 984) Maar, eilf; 985) Maarret, fünf; 986) Maarrein, vier; 987) Moghaire, zwey; 988) Mekmin, zwey; 989) Milhon, zwey; 990) Melah, vier; 991) Milh, drey; 992) Milikian, zwey; 993) Melih, zwey; 994) Melihet, zwey; 995) Minna, zwey; 996) Menesir, zwey; 997) Monestir, drey; 998) Monschid, zwey; 999) Monschijet, vier; 1000) Manßuret, sieben; 1001) Menkeb, vier; 1002) Monijet, drey und vierzig; 1003) Musch, zwey; 1004) Mehdijet, zwey; 1005) Mihras, zwey; 1006) Mihrendschan, zwey; 1007) Mebanidsch, zwey; 1008) Miset, drey; 1009) Meidan, sieben; 1010) Meimend, zwey; 1011) Meimun, drey; 1012) Meiwan, zwey. Buchstabe Nun (N): 1013) Naßifet, sechs; 1014) Namun, zwey; 1015) Nawijet, zwey; 1016) Nebadsch, drey; 1017) Nebta, zwey; 1018) Nedschd, eilf; 1019) Nedschran, vier; 1020) Nodscheir, zwey; 1021) Nachlet, sechs; 1022) Nochail, vier; 1023) Nochailet, zwey; 1024) Nesa, vier; 1025) Nesr, vier; 1026) Nißibin, vier; 1027) Neschaß, zwey; 1028) Naam, drey; 1029) Naaman, sechs; 1030) Noomanejet, drey; 1031) Noom, vier; 1032) Nakb, fünf; 1033) Nakaa, vier; 1034) Nakii, zwey; 1035) Nemar, zwey; 1036) Nimret, drey; 1037) Nomeilet, zwey; 1038) Newa, drey; 1039) Nub, zwey; 1040) Nuthar, zwey; 1041) Nubet, fünf; 1042) Nusch, zwey; 1043) Newfed, drey; 1044) Nund, zwey; 1045) Nehr, sechs und sechzig; 1046) Nehrewan, zwey; 1047) Nehi, sechs; 1048) Neireb, drey; 1049) Neir, zwey; 1050) Nil, drey; 1051) Ninewi, zwey. Buchstabe Waw (W): 1052) Wadsch, drey; 1053) Wadi, eilf; 1054) Wasith, ein und zwanzig; 1055) Wakißat, drey; 1056) Webre, zwey; 1057) Wetr, zwey; 1058) Weddan, zwey; 1059) Wesar, zwey; 1060) Werdan, vier; 1061) Werkian, vier; 1062) Wesirijet, drey; 1063) Weschl, drey; 1064) Welaschdscherd, vier; 1065) Wehran, zwey. Buchstabe He (lindes H): 1066) Harunijet, zwey; 1067) Hathirret, zwey; 1068) Hathri, zwey; 1069) Hodschr, drey; 1070) Hidschret, zwey; 1071) Heddar, zwey; 1072) Hidaa, zwey; 1073) Heder, zwey; 1074) Herat, zwey; 1075) Hirklet, zwey; 1076) Hormus, vier; 1077) Hiria, zwey; 1078) Hirmet, zwey; 1079) Hoseim, zwey; 1080) Hadhb, acht; 1081) Hurin, zwey; 1082) Hit, drey. Buchstabe Je (J): 1083) Jadschih, zwey; 1084) Jarim, zwey; 1085) Jasir, drey; 1086) Jebrud, drey; 1087) Jebrin, zwey; 1088) Jahmum, drey; 1089) Jenbute, zwey; 1090) Junan, zwey; 1091) Jehudijet, drey.

Also zusammen in 1091 Artikeln 4261 Ortsnamen, von welchen bisher höchstens dritthalb Hundert europäischen Geographen bekannt, also eine Legion neuer geographischer Namen! Welche Bereicherung für einen neuen Martiniere!

B. Türkische Werke.

Die türkische Literatur ist verhältnißmäßig arm an geographischen Werken in Vergleich mit ihrer historischen Literatur und der geographischen der Araber. Außer dem Reisebeschreiber Ewlia und Hadschi Chalfa, dem Verfasser des Dschihannuma, außer den beyden Uebersetzern Abulfeda's, wovon der eine (Sipahisade) sein Werk (Ewsahol-mesalik) dem Großwesir Mohammed Ssokolli, der andere, Aaschik Mohammed Omar, es dem mächtigen Verschnittenen Ghasnefer unter Mohammed III. zueignete, jener das Takwimol-boldan in alphabetische Ordnung brachte, dieser es unter dem Titel Menasirol-awalim, d. i. Weltenspiegel, mit Zusätzen aus der Naturgeschichte Demiri's und aus der Weltgeschichte Ibnol-Dschusi's vermehrte, übersetzt vom Scherif Es-seid Mohammed, Sohn des Scheichs Burhan, für Mohammed III., und außer dem ungenannten Uebersetzer, welcher das Mesalikol-memalik Merachschi's ebenfalls für Ghasneferaga ins Türkische übersetzte [1]; außer diesen fünf späteren Geographen hat dieselbe in dem Blüthenpunkte osmanischer Literatur unter Suleiman dem Gesetzgeber nur zwey große Seefahrer aufzuweisen, welche Namhaftes für die Geographie geleistet, der eine, Piri Reis, der Verfasser des Bahrije, d. i. des Seeatlasses, welcher sich auf den Bibliotheken von Rom, Bologna, Berlin, Dresden und Wien befindet, und Seid Ali Kapudan, dem Verfasser mehrerer nautischer und geographischer Werke, wovon die beyden berühmtesten sein Landesspiegel, d. i. die Reisebeschreibung von Indien über Land nach Constantinopel, wovon in den Memoirs der asiatischen Gesellschaft von Bombay ein Theil englisch, dann das Ganze von Diez deutsch und im Journal asiatique französisch übersetzt erschienen ist, und sein Muhit, d. i. der Ocean, ein die ganze Nautik überhaupt, und dann eine Anleitung zur Schiffahrt auf den indischen Meeren insbesonders umfassendes Werk. Zuerst sah ich dasselbe auf der Bibliothek des Museo Borbonico, und erstattete hievon in den bibliographischen Briefen über die auf den Bibliotheken Italiens befindlichen vorzüglichsten Manuscripte Bericht [2]). Nach zehnjährigen, seitdem ich das Daseyn dieses kostbaren Werkes kennen gelernt, angestellten bibliographischen Nachforschungen zu Constantinopel gelang es mir endlich, durch Hrn. v. Raabs bibliopolische Bemühungen dasselbe zu erhalten.

184.



d. i. der Ocean, vom Seid Kapudan Ali bey der Rückkunft von seiner indischen Reise i. J. 962 (1355) Sultan Suleiman dargebracht, ein in sauberm Neschi geschriebener Band von 134 Blättern Groß-Octav. Die Abschrift selbst wurde schon vier Jahre nach Verfassung des Buchs gemacht i. J. 966 (1558), das Werk selbst vollendet Ende Moharrems 962, d. i. Ende Dec. 1554, zu Ahmedabad, der Hauptstadt Gudschurat's. In der Vorrede führt Seid Ali die früheren Werke arabischer Nautik

1) Auf der Bibliothek zu Bologna; s. Bibl. Italiana, tomo LIV, litter. sulli Manuscritti Orientali, Nro. 367; und Uebersicht der Quellen arab., pers. u. türk. Geographie in der Hertha, V. Bd. Nr. 9, S. 100.

2) Quaderns 134. Tom. XLII della Biblioteca Italiana, Nro. 73.

und indischer Geographie auf, als welchen er als Quelle geschöpft, und von denen Hadschi Chalfa nur zwey gekannt; sie sind die der alten indischen Meister (Piloten) 1) Leis Ben Sehlan's, 2) Mohammed B. Schadan's, 3) Sehl Ben Aban's, dann von den Neueren die Werke: 4) Ahmed Ibn Madschid's aus Dscholfar in Omman, 5) Soleiman B. Ahmed's aus Schihir in Arabien. Er nennt die sechs Werke des letzten: a) Tohfetol-Fohul, d. i. das Geschenk der Hengste (d. i. classischer Männer); b) Umdet ol mehrijet fi Sabtil-olumil-bahrejet, d. i. Säule die mehereische im Besitze nautischer Wissenschaften, verfaßt, wie der Verfasser (Bl. 90) belehrt, i J. d. H. 917 (1511) [1]); c) Minhadsch, die gerade Straße; d) Koladet esch-schumus, d. i das Halsband der Sonnen; e) Fewaid, die Nutzanwendungen; und f) Hawijet, die Umfassende [2]). Seid Ali sagt, daß er in dem Muhit den Ausbund dieser neun Werke, nämlich der drey älteren und der sechs neueren, gebe, und theilt diese seine Anleitung zur Nautik in zehn Hauptstücke, und jedes derselben in die folgenden Abschnitte ein. Erstes Hauptstück: Von der Beschreibung und den Namen der Himmel, Sterne, Elemente. 1) Von der Lage der Himmel und Gestirne, den Elementen und ihren Namen, 2) die Eintheilung der himmlischen Kreise, 3) von den Zollen und von den Achnan, 4) von der Entfernung der Gestirne und Bestimmung der Polhöhe, 5) Beschreibung der Meßinstrumente, 6) die Berechnung der Höhen der Gestirne. Zweytes Hauptstück: Von den Grundsätzen der Chronologie. 1) Von den Mondjahren und Sonnenjahren, 2) von der Grundlage der Mondjahre, 3) von der Grundlage der Sonnenjahre, der griechischen und der koptischen, 4) von der Berechnung der Sonnenjahre, 5) von den griechischen Monaten, 6) von den koptischen, 7) von den persischen. Drittes Hauptstück: Von der Eintheilung des Compasses von den Rumbs und Unterabtheilungen, اروام و ترفات 1) Von den Erwam (Rhumb), 2) von den zwischen den Achnan gelegenen Erwam (Rhumbs), 3) von den Terefat, 4) von der Gewißheit des Compasses. Viertes Hauptstück: Von den ober dem Winde und unter dem Winde gelegenen indischen Fahrten (Deire) und den neu entdeckten Ländern. 1) Die ober dem Winde gelegenen Fahrten, 2) von dem absoluten Laufe der Schiffe (Deirei mutlak), 3) von den unter dem Winde gelegenen Fahrten, 4) von den Fahrten der Inseln, 5) von der neuen Welt (Amerika). Fünftes Hauptstück: Von den technischen Ausdrücken der Seeleute. 1) Von den Maßen überhaupt, 2) von den Grundmaßen, 3) von den Maßen mittels der Höhen der Gestirne, 4) von den Namen der Gestirne, nach welchen die Achnan (Striche des Compasses) benannt werden, 5) von den beyden höchsten Sternen (Farkadein) im kleinen Bären, von den Mondesstationen im Zenith, 7) von den dem Meister (Piloten) nothwendigen Eigenschaften und Kenntnissen, 8) von den Namen der berühmtesten Gestirne.

---

1) In der in der Hertha gegebenen Uebersicht unter Nr. 82. Hadschi Chalfa sagt, es sey ein Compendium in 7 Hauptstücken über die Schiffahrt der indischen Meere.

2) Hadschi Chalfa führt es unter diesem Titel als ein Compendium in sieben Hauptstücken auf.

3) Unter dem Titel Hawi führt Hadschi Chalfa ein Compendium über den Gebrauch des Quadranten auf.

Sechstes Hauptstück: Von den Meeren der berühmtesten Continente. 1) Von den Verschiedenheiten des Meeres des Nordpoles, 2) von der Messung des Nordpoles, 3) von der Messung der beyden höchsten Sterne des kleinen Bären (Ferkadein), 4) von der Messung der vier im Vierecke stehenden Sterne des großen Bären. Siebentes Hauptstück: Von den Entfernungen der Reisen. 1) Von dem Grunde der Entfernungen und Wegmaße, 2) von den Eintheilungen der Rechnungen, 3) von der Verschiedenheit des Laufes eines nach einem Compaßstriche (Chan) und auch nach einem anderen Compaßstriche segelnden Schiffes, 4) von der Anlage und Verfertigung der Charten und Mappemonde, 5) von der Verschiedenheit der Entfernungen einiger Oerter in dem Zwischenraume von eilf bis zu einem Zolle des Nordpols, 6) von den Entfernungen einiger Oerter von einander. Achtes Hauptstück: Von den Winden und Strichwinden (Mewsim, d. i. Mansoons). 1) Von den Winden, 2) von den verschiedenen Arten und der Zeit der Passatwinde, 3) von der ersten Abtheilung des ersten Passatwindes, welcher der Oliven=mansoon (Mewsimi Seituni) heißt, 4) von der zweyten Abtheilung des ersten Passatwindes, welcher am Ende der Ernte, und welchen einige Tirmeh und Damani nennen, 5) von dem Mansoon der zweyten Art, welcher Rehi Kabul heißt, insgemein auch Chib oder Ssaba, d. i. der Ostwind. Neuntes Hauptstück: Von einigen Inseln, Reisen und Wahrzeichen nahen Landes, deren Kenntniß den Meistern (Schiffsführern) nothwendig. 1) Von den Inseln des arabischen Meeres, 2) von den Inseln des persischen Meeres, 3) von den Reisen und den Wahrzeichen der Nähe des Landes. Zehntes Hauptstück: Von der Gewißheit der durch Vernunft und Erfahrung erprobten zu verhütenden Unfälle und den Orkanen (Tufan). 1) Von der Wahrheit des durch Vernunft und Erfahrung Bewährten, 2) von den zu verhütenden Unfällen und den Orkanen. Die Reisen, von denen das dritte Kapitel des neunten Hauptstückes Kunde gibt, sind die folgenden ein und dreyßig, welche mit den 45 Passatwinden und 20 Schiffahrten für die Geographie der an Ausbeute reichste Abschnitt ist. 1) Von Babelmandem nach dem Berge Sokar und Seilan, 2) von Seilan nach Dschidde, 3) von Seilan nach Sewakin, 4) von Dschidde nach Aaden, 5) von Sewakin nach Aaden, 6) von Seilan nach Gudschurat, 7) von Berbere nach Gudschurat, 8) von Aaden nach Gudschurat, 9) von Kischin nach Gudschurat, 10) von Chalefat nach Gudschurat, 11) von Dhafar nach Gudschurat, 12) von Kalehat nach Gudschurat, 13) von Maskat nach Gudschurat, 14) von Aaden nach Monibar, 15) von Aaden nach Hormus, 16) von Reesolhadd nach Diul in Sind; 17) von Diu nach Mischars, 18) von Diu nach Schihir und Aaden, 19) von Mehaim und Schejul nach dem arabischen Continente, 20) von Diu nach der Insel Dschesireteddib, 21) von Dabul nach Dschesireteddib, 22) von Diu nach Maskat und Hormus, 23) von Cambaya nach Aaden zu Ende des Mansoon, 24) von Dabul nach Aaden, 25) von Kuwwei Sindabur nach Aaden, 26) von Hennur und Badi Kala nach Aaden, 27) von Calicut nach Kerdifun, 28) von Diu nach Malacca, 29) von dort nach Schati Dscham, d. i. Bengalen, 30) von Malacca nach Aaden, 31) von Schati Dscham, d. i. Bengalen, nach dem arabischen Continente. Die in den drey letzten Abschnitten des achten Hauptstückes nach der Zeit ihres Wehens an=

gegebenen Passatwinde sind die folgenden 45. §. 3. Erste Gattung der Hauptpassat- oder sogenannten Olivenwinde. 1) Der von Gudschurat, 2) der von Schihir, 3) der von Safar, 4) der Küstenwind, 5) der Mansoon unterm Winde, 6) der oberste Mansoon, 7) der von Menibar, 8) von Dibi, 9) von Schahir, 10) von Fertek, 11) von Sofar, 12) von Misket, 13) von Seilaa und Berberi, 14) von Aaden. §. 4. Zweyte Abtheilung des ersten Windes zu Ende der Ernte. 15) Der Passatwind von Mena, 16) von Sewakin, 17) von Seilan und Berberi, 18) von Aadir, 19) von Schihir, 20) von Mischhaw, 21) von Sofar, 22) von Fertek, 23) von Kalahat und Misket, 24) die Mansoons unterm Winde, 25) von Aaden, 26) von Schihir und Mischhaß, 27) von Gudschurat, 28) von Kenkeni, 29) von Monibar, 30) von Dibi, 31) von Beirannet, 32) der Kursenwed. §. 5. Die östlichen Winde. 33) Der Mensoon von Konkeni, 34) von Hormus, 35) von Gudschurat, 36) die Mansoons unterm Winde, 37) die von Bengalen, 38) die von Malacca, 39) der von Tenaßri und Mertabani, 40) von Schomotora, 41) von Dschesiereteddib, 42) von Diul Sind 43) von Mileroi, 44) von Kilui, 45) von Sofala. Die Schiffahrten (Deir) des vierten Hauptstückes sind im ersten Abschnitte die ober dem Winde gelegenen: 1) Die von Dschidde nach Babolmandem, 2) die Schiffahrt der Vorgebirge und Inseln des persischen Meeres, 3) die der arabischen Küste, als Dschofr, Ahkaf, Atwah, Omman und Hormus, 4) die der persischen Küste, als Mekran, Sind, Gudscherat, Konkon, Tilwan und Monibar, 5) die der Küste von Seialii, Meddschan, Saamal, Rim, Sifale. Zweyter Abschnitt: 6) von der absoluten Schiffahrt (ohne bestimmte Rechnung). Dritter Abschnitt: Die Schiffahrt unter dem Winde, 7) Die des Continents von Schulian, Rat, Orissa und Bendsch, 8) die der Küste von Siam, 9) von China. Vierter Abschnitt der Inseln: 10) Die Schiffahrt der Insel Kymar, 11) von Dschesr Serin, 12) von Socotora, 13) von Dschesrol-Fal, 14) von Dschesreddib, 15) von Seilan (Ceylon), 16) von Andeman und Nadschberi, 17) nach den auf der Küste Siamo gelegenen Inseln, 18) Schomotora, 19) Dschawa (Java), 20) nach den südlichen und östlichen Inseln.

Die Wichtigkeit dieses Werkes für morgenländische Geographie und insbesonders für die indische erhellt aus dem Inhaltsverzeichnisse; zur getreuen Uebersetzung desselben werden aber nicht nur linguistische, sondern auch astronomische Kenntnisse erfordert; es ist für die Wissenschaft zu wünschen, daß mein verehrter Freund, Herr Director von Littrow, Muße finde, sich des astronomischen Inhaltes des Werkes mittels knechtischer, von mir ihm angetragener, Uebersetzung zu bemeistern.

(Die Fortsetzung folgt.)

بسم الله تعالی العزیز

مهر شاهی الملک لله * خاتم شاهی زقدرت ازلی *
قرار گرفت درکف شاه زمان * فتحعلی سلطان صاحبقران *
حکم همایون والاشد که * چون عالیجاه
بلند جایگاه شهامت و درایت همراه فخامت و فطانت اکتناه
اخلاص و ارادت آگاه زبدة الاعیان العسویة موسی حامر که از
رجال دولت نمسا و بمزید درایت و آگاهی از اشباه و امثال سمت
اختصاص حاصل دارد خودرا بظهور ارادت در دولت علیّه و بواسطه
کتاب وصایای مارکوس آنطنین مراسم دانایی و درایت و کمال آگاهی
و فطانت خودرا مشهود حرمت صعادت موصوف داشته شهود
مراتب نور مسطور انظار خورشید ظهور و ظهور نشان خاص از
توجهات خاطر فیض اختصاص در باب او منظور افتاده در هذه السنة
لوی ییل خجسته دلیل اورا باعطای نشان مبارک شیر و خورشید
در مرتبه دوم مباهی و بصدور این فرمان عطوفت نشان مقرون
مفاخرت لا ینتهی داشتیم که نشان مبارکرا پرایه پیکر مفاخرت ساخته
بانهایت اهتمام در تحصیل رسوم بندهگی اقدام و حسن صداقت
و کمال قابلیّت خودرا زیاده مشهود نگاه خاطر مهر ارتسام دارد مقرر
آنکه عالیجاهان رفیعجایگاهان عزّت و خلدت دستگاهان فخامت و
مناعت اکتناهان مقربی ترقان مستوفیان عظام دیوان اعلی شرح
فرمان مبارکرا در دفاتر خلود ثبت نموده از شوائب تغیّر و تبدیل
مصون و محروس دارند درعهده شناسند تحریراً فی شهر ربیع الثانی
سنه ۱۲۴۸

Diplom des Ordens des Löwen und der Sonne.

(Oben in Gold geschrieben:)

Im Namen Gottes des Allerhöchsten, des Allgeehrtesten!

(Das Siegel des Schahs.)

Der Siegelring des Königthums wurde durch die ewige Macht bleibend gemacht auf Fethali Schah dem Sultan Inhaber der Zeit.

(Die goldene verzogene Schrift Anfangs der ersten Zeile:)

Der kaiserliche hohe Befehl ist:

Da der hochgeschätzte, erhaben gesetzte, von Talent und geradem Sinne begleitete, von Ehrgefühl und Einsicht geleitete, mit Aufrichtigkeit und gutem Willen begleitete Monsieur[1]) Hammer, die Zierde der Vornehmen unter den Christen, einer der ehrenwerthen Männer des deutschen (kaiserlichen) Hofes, welcher durch seinen geraden Sinn und seine Kenntnisse unter seines Gleichen der Zenith der Auszeichnung geworden, durch Bezeigung seines guten Willens sich an der hohen Pforte des persischen Hofes bekannt gemacht, und mittelst des Buches der Commentare des Marcus Antoninus die Gebühren des Wissens und geraden Sinnes mit vollkommener Kenntniß und Einsicht in Vorschein gebracht, und sich glücklicher Achtung würdig gemacht, so sind die Grade geschriebenen Lichtes, die Blicke der Sonne der Reinigkeit (des Schahs) und der Reinigkeit des Ehrenzeichens aus Begünstigung, des mit Ausfluß (göttlichem) ausgezeichneten (königlichen) Gemüthes auf ihn gefallen, und Wir haben ihn, in diesem glücklichen Jahre des Krokodiles[2]), durch das gesegnete Ehrenzeichen des Löwen und der Sonne im zweyten Grade, und durch die Erlassung dieses mit Huld bezeichneten Fermanes unendlichem Ruhme vereint, auf daß er, nachdem er mit dem gesegneten Ehrenzeichen seine Gestalt rühmlich geschmückt, in der Erwerbung der Gebühren guter Dienste auftrete, und seine schöne Aufrichtigkeit und vollkommene Geschicklichkeit mehr und mehr an den Tag legend, den auf ihn geworfenen Blick des Gemüthes (des Schahs) um so mehr verdiene.

Festgesetzt ist hiermit, daß die Hochgeschätzten, erhaben Gesetzten, von Ehre und Leitung Begleiteten, mit Talent und Tüchtigkeit Bekleideten, die Nächsten dem Schah, die Terkanen[3]), die großen Kammerpräsidenten des kaiserl. höchsten Diwans die erläuternde Abschrift dieses Fermanes in ihren Registern für immer eintragen sollen; ohne Ungebühr von Veränderung und Verwandlung sollen sie sogestalten denselben bewahren und erhalten, und dieses sich zur Pflicht halten.

Gegeben im Rebiies=sani des Jahres 1248, d. i. im September 1832.

Auf dem Rücken die sechzehn Unterschriften, des Großwesirs, der Minister, Staatssecretäre und Kammerpräsidenten des Diwans mit ihren Siegeln.

---

1) Im Persischen Musi, wie im Deutschen die Volksverstümmlung von Monsieur.

2) Das fünfte Jahr des alttürkischen und mongolischen zwölfjährigen Cyklus.

3) Terkan kömmt schon bey den Byzantinern als Ταρχανης vor, und ist aus der Geschichte Dschengischan's bekannt, welcher diesen Ehrentitel den von allen Auflagen befreyten Großen ertheilte.

Smyrna.

I. Busen von Smyrna. Untiefen. Leukä. Rhedeschloß. Stadt.

Wer in den Busen von Smyrna fährt, läßt das Vorgebirge Karaburnu zur Rechten und die Inseln von Phokäa zur Linken. Der Abstand dieser beyden Punkte unter sich, oder die Breite der Einfahrt, beträgt vierzehn Seemeilen. Von Karaburnu bis unter die beyden Brüderberge sind etwas über zwey und dreyßig solcher Meilen, während welcher die Fahrlinie NW. nach SO läuft, dann wendet der Busen S. bey W. nach N. bey O.; von der Landspitze der beyden Brüder bis aus Gestade der Stadt Smyrna sind noch sechzehn Meilen.

Das Vorgebirge Karaburnu ist die weithin sichtbare und durch ihre Gestalt trefflich ausgezeichnete äußerste Felsspitze des bleichen, nackten Gebirges zwischen Burla und der Straße von Scio, welches Homer mit dem Namen des stürmischen Mimas (Odyss. III. 172) bezeichnet. Diese Felsspitze hängt über ihre Grundlage hinaus, und gleicht einem sanft gekrümmten, stumpfen Horne. Felswände umstarren sie, tiefe Schlünde und Risse; am schmalen Gestade aber ist etwas Anbau, und zwischen den Reben und Oliven ragt hie und da ein einzelnes Gebäude empor, wegen der Seeräuber wie eine Warte gebaut, die Fensteröffnungen funfzehn oder mehr Fuß oberhalb dem Boden, und als Aufgang eine Leiter, die jeden Abend aufgezogen wird. Der Name Karaburnu ist nur eine Uebersetzung des aus alter Zeit ererbten Acra Melaena, d. i. die schwarze Spitze.

Die Gestaltung des Gebirges ist von der Art, daß der Wind dort gerne in Stößen bricht, und aus den Schluchten wie durch die Enge eines Blasebalges mit verstärkter Gewalt hervorkömmt. Der kundige Seefahrer bereitet sich hierauf, wenn er nicht vermeiden kann, nahe ans Land zu halten. Ich bin nicht einmal dort unter den Nord gefallen, und habe dann Tage darauf wenden müssen, dies Kap zu umsegeln; eben so oft habe ich erfahren, daß der Süd dort Segel und Tauwerk zerriß, und Stangen und Raaen brach, und uns in diesem Zustande nöthigte, nach Muskonisi im adramyttischen Busen oder nach dem Hafen Olivetto auf Mytilene zu flüchten. Auch ist die See selten ruhig, was eine nothwendige Folge der sich kreuzenden Strömungen und der Lage der Inseln Scio, Ipsara und Mytilene, so wie der Richtung der Busen und Gebirge des Festlandes ist, welche regelmäßige, aber verschiedene Windzüge veranlassen. Kap Karaburnu, das Vorgebirge des Athos, Kap S. Angelo (Malea) in Morea und Kap Chelidonia in Karamanien sind sicherlich, nach den sogenannten Bugasen oder Straßen, die beschwerlichsten Stellen für den Seefahrer in der Levante. Die Winde sind aber heftiger und die See ist tiefer um den Athos, — die Stöße sind gewaltiger bey Malea, — und die vielen Klippen vor Chelidonia bis Castelrosso sind in einem hohen Grade gefährlich, während die See von Karaburnu rein, und selbst an einigen Stellen der Küste Ankergrund ist.

So lange man an der Einfahrt steht, sieht man noch die hohe Scio weitgedehnt hinter sich; selbst Ipsara ist weder unter dem Gesichtkreise, noch verborgen, und Mytilene hebt sich mächtig zur Linken. Zwischen dieser Insel und dem Festlande schieben sich wie Bühnenwände der Ida, das Gebirge von Pergamus, dasjenige von Cumä und, dießseits dem Busen von Sanderlick, der aufgethan vor den Blicken liegt, das

von Phokäa vor. So wie die hintersten versinken und andere Bilder vor andere sich stellen, steigen auch die Gipfel der beyden Brüder und die majestätischen Rücken des Sipylus und Pagus empor, von jonischem Lichtglanze herrlich umflossen.

Hart am Gestade von Karaburnu läßt man eine kleine Insel, l'Isola inglese genannt, weil einstmal ein englischer Kauffahrer dort von Seeräubern angehalten und dessen Mannschaft getödtet wurde; dann folgt eine vierzehn Meilen tiefe, nach Ost bey Süd eingehende Bay, die wenig besucht wird; doch pflegen die Kriegsschiffe dort Holz zu machen, — und weiter die Inseln und Bay von Vurla. Zur Linken steigen weiße glänzende Häufchen aus der See; sie bezeichnen die Salzwerke an den Untiefen, welche der Hermus veranlaßt. Von Phokäa bis an die Ebene des Hermus ist felsiges Hügelland, und etwa eine Meile vom Gestade sind zwey gefährliche Klippen, die eine über die andere unter dem Wasserspiegel. An der ersten scheiterte im Jahre 1825 ein jonischer Kauffahrer. Zwischen ihr und dem Gestade ist Durchfahrt selbst für große Schiffe. An der Westgränze der Untiefen des Hermus ist ein trefflicher Ankerplatz, wo man in zehn bis funfzehn Faden Wasser mit jedem Winde gut steht, und leichte Abfahrt hat.

Die Untiefen nehmen fast vier und vierzig Flächenmeilen Raum ein, und verengen das Fahrwasser beträchtlich. Deßwegen, ist man an der langen Insel vorübergekommen, so thut man am besten, sich in der Richtung der Linie zu halten, die man sich von zwey besonders merkbaren weißen Flecken auf dem östlichen Abfalle der Haupthöhe derselben nach den beyden Brüdern gezogen denkt. Diese Flecken sind kahle Stellen der Höhe, wo der Kalkstein durch die Verkleidung des Anwuchses bricht. Uebrigens kann man auch hier an jeder Stelle vor Anker gehen, und wird nirgends über dreyßig Faden Tiefe finden; an der Gränze der Untiefen ankert man in zehn bis zwölf.

Die beyden Brüder sind zwey gleichgeformte und gleich hohe Felskegel, die höchsten Spitzen des Korax, an 2000' über den Meeresspiegel erhoben. Man nennt sie auch die beyden Brüste, nach ihrer Gestalt. Da an ihrem Abfall die Bay nach Vurla eingeht, so stehen sie in den Busen vor, den sie hochragend beherrschen. Sie haben eine trefflich bebaute, nicht über eine halbe Stunde breite Ebene vor sich. Man kann sich derselben bis auf eine halbe Meile nähern, im Falle man hart am Winde segeln will, pflegt aber, wenn man vor dem Winde läuft, im vierfachen Abstande die Richtung nach dem Rhedeschlosse von Smyrna zu nehmen, das glänzend weiß über den Wellen sich zeigt. Sieht man, aus welcher Ursache es sey, dieß Schloß nicht, so hält man die Linie nach den drey Schwestern, was ein hinter dem Schlosse vorspringender waldiger Arm des Korax ist, der drey den Brüdern ähnliche, jedoch weit niederere Kegel zu oberst trägt.

Auf dieser an fünf Meilen langen Strecke ist das Fahrwasser am engsten, und am Schlosse selbst, das auf ganz niederer Landzunge liegt, begegnet sich die Spitze derselben mit der Spitze der Untiefen, so daß kaum ein paar Taulängen Raum für die Durchfahrt bleibt. So viele Kriegsschiffe der Flaggen, welche die Levante befahren, in den letzten Jahren nach Smyrna gekommen sind, so wenige waren darunter, die nicht ein oder das andere Mal da aufgesessen wären. Die wechselnde Strömung, die Windstöße und Windstillen und die Menge der gewöhnlich dort vor Anker liegenden Schiffe geben hiezu die Veranlassung. Auch die Gestalt der Untiefen, die sägeförmig vorstehen, täuscht nicht selten. Ich erinnere mich, im Herbste

1828 mit der österreichischen Fregatte ersten Ranges, Bellona, einem Schiffe zu sechzig Kanonen, mit der Backbord-Seite da aufgefahren zu seyn, so zwar, daß wir an dieser Stelle kaum vier Faden Wasser hatten, also im Sande saßen, während unter dem Bugspriet sieben, am Hintertheile zwölf und eben so viele am Steuerbord waren. Uebrigens ist der Grund weicher Sand und Schlamm, so daß das Schiff nicht leidet, und wenige Mühe hinreicht, um es wieder flott zu machen. Da die Ursache der Anschwemmungen, der Hermus, besteht, so muß auch die Wirkung fortbestehen, und es ist sehr zu befürchten, daß im Laufe der Jahre der Busen ganz versandet werde.

Die Ebene des Hermus hebt sich kaum über den Wasserspiegel. Sie ist nackt, und zeigt am Gestade nur hie und da eine Fischerhütte. Auf eine Stunde tiefer im Lande steht jener abgestochene Hügel, der Reste einer alten Stadt zeigt, und dessen ich in der Schilderung des Weges von Pergamus nach Smyrna erwähnte. Am wahrscheinlichsten war dort Leukä, eine kleine Stadt, die Strabo (XIV. 647) zwischen Smyrna und Phokäa setzt, und wo der Konsul Publius Krassus im Kriege gegen Aristonikus erlag. Nach Diodor von Sicilien war sie von dem persischen Befehlshaber der Flotte, Tachos, ein J. 381 vor unserer Zeitrechnung erbaut, es stand aber damals schon im Tempel des Apollo an der Stelle. Klazomenier und Kumäer stritten sich, nach Tachos Tode, um ihren Besitz; sie blieb der ersteren, die diesem Erwerbe zum Andenken das jährliche Fest Prophthasia stifteten. Meines Wissens ist die Stelle von Leukä von keinem Reisenden noch bestimmt worden. Die Umstände, die Diodor anführt (XV. 18), daß sie an einem steilen Felsabhange erbaut, von Klazomenä sowohl als von Kumä in einem Tage erreichbar war, aber dieser Stadt näher, und nicht weit vom Meere lag, sind entscheidend für meine Ortangabe. Auch waren eben in jener Zeit Kumä und Phokäa die Sammel- und Rüsthäfen derselben persischen Flotte, welche Tenibaz gegen Evagoras nach Cypern führte (XV. 2), und mit der, ein Jahr später, Glus und nach dessen Tode Tachos die Empörung gegen Artaxerxes wagten.

Das Rhedeschloß tritt ziemlich weit über die nur wenig gebrochene Linie des südlichen Gestades vor. Es ist türkischen Baues, ein längliches Mauerviereck, dessen vordere oder Seeseite ausgekrümmt, und durch zwey runde Thürme flankirt ist. Die Ost- und Westseite haben jede zwey viereckige Thürme. Die Mauern sind mit Zinnen versehen, und schließen nach rückwärts ohne andere Vertheidigung das Werk. Im Innern steht ein zweytes Viereck als Schloß im Schlosse, welches einen Thurm an jeder Ecke hat, und die äußere Ummauerung überragt. In den Zinnen desselben liegen dermalen einige zwanzig kleine Feldschlangen, in der ausgekrümmten Seite des äußeren Werkes aber zu unterst acht große Stücke für Steinkugeln; über denselben sind kleinere Kanonen eingemauert, denn die Wand ist kasemattirt, und hat einen Aufschutt. Wie man im Falle des Gebrauches diese Kanonen lade, habe ich noch nicht begriffen. An der Ost- und Westseite stehen auf jeder fünf und dreyßig meist kleine Geschütze verschiedenen Kalibers; in den Zinnen aber liegen Spingarden in großer Zahl. Um dem Rhedeschlosse größere Stärke zu geben, wurde vor wenig Jahren daran eine Flanke aus Erde und Faschinen gelehnt, und mit dreyßig Feldkanonen versehen. Diese bestreicht die Anfuhr. Wo die Sandzunge, auf welcher das Schloß erbaut ist, an das Gestade sich bindet, sind Niederungen und Moräste, jenseits derselben aber liegt ein kleines Dorf.

Alle Kauffahrer müssen bey dem Einfahren am Schlosse ankern, und das Teskeref erwarten; sie müssen bey der Abfahrt ein ähnliches vorweisen. Kriegsschiffe fahren frey bey Tag und Nacht aus und ein.

So wie man am Schlosse vorüber gekommen, zieht die Gränze der Untiefen Nordost und dann Nord, so daß man bald Raum, um sicher zu laviren, gewinnt. Das Ufer zur Rechten bietet alle Schätze des glücklichen Himmelstriches aus. Feigen- und Oelbäume, Terebinthen und Pappeln, Pinien und Cypressen stehen in schwellender Fülle über Ebene und Abhang gebreitet; Teppiche von Weinpflanzungen sind dazwischen ausgelegt, und schmücken die engen Thalöffnungen. Felsen und schwarze Waldgipfel ragen darüber. — Zur Linken treten lichte, verbrannte Höhen bis an die See, die vor sich eine flache Spitze mit Bäumen und einigen Landhäusern haben; man nennt diese Stelle **Kordelio**.

Im weiten Halbzirkel begränzt die Stadt, sieben Seemeilen vom Schlosse entfernt, die südliche Hälfte des Golfes, und schwingt sich auf eine breite Höhe, deren Stufen Cypressenwälder, deren Gipfel aber die ausgebreiteten Trümmer der Bergveste decken. Sie glänzt mit Moscheen, Minarets und Kuppelgebäuden, und hunderte von Schiffen liegen vor ihr. An ihrem nördlichen Ende greift eine flache Spitze vor, als Marke zwischen dem Busen und der innern Bay; Gärten zunächst und eine mit Bäumen prangende Ebene zeigen sich da dem Auge, bis im Hintergrunde zuerst Hügel sich heben, von denen mehrere Orte herabschauen, dann aber die zwey gewaltigen Gebirgsmassen des Sipylus und Pagus den Uebergang zum tiefblauen Himmel bilden.

So schön der Anblick von Smyrna bey Tag ist, so finde ich denselben doch noch anziehender in jenen stillen Nächten, wo die Natur, reizender durch ihre leichte Verhüllung, wie eine schlummernde Braut vor den Augen des Bewunderers liegt. Die Milde des Himmels, das Licht der Sterne, die Feuer der Fischer am Gestade von Kordelio und in einer Bucht, die zwischen Schloß und Stadt liegt, und die Fischerey genannt wird, endlich das Diadem von Lichtern, das um den Hügel der Stadt gezogen ist, geben der Landschaft eine Feyerlichkeit, die der Glanz des Tages nicht ersetzen kann.

Smyrna, wie jede türkische Stadt, ist schöner von außen anzusehen, als zu durchwandeln. Mehrere tausend Gebäude, wovon nur wenige zwey, und keines drey Stockwerke hat, sind in einigen hundert engen, schmutzigen, krummen Gassen an einander gedrängt; die meisten aus Holz, bemalt und mit Vorsprüngen versehen, damit aus jedem Zimmer der Blick die ganze Straße oder wenigstens einen großen Theil derselben überblickt. Die Türken bewohnen den oberen Theil der Stadt, dort sind die Gassen breiter, die Plätze geräumiger, die Wasser reichlicher. Zunächst an sie stoßen die Juden, welche den Abhang mehr östlich und einen Theil der Ebene einnehmen. Die Armenier haben das östliche Viertel, die Franken wohnen in der Ebene längs dem Gestade, die Griechen aber zwischen beyden und in den äußersten Gebäuden gegen Nordost. — Die Stadt hat keine Ummauerung. Doch bestehen an der Ostseite der Türkenstadt zwey Thore, Zorakapu, wodurch der Weg zur Karavanenbrücke führt, und Karakapu, das schwarze Thor, genannt. Das letztere ist eigentlich der Bogen einer Wasserleitung. Man zählt etwas über 100,000 Einwohner, nämlich 24,000 Griechen, 7000 Armenier, 10,000 Juden, an 4000 Franken; das Uebrige Türken. Die Stadt hat 30 Moscheen, jedoch nur 20 Minaret; fast eben so viele kleinere türkische Bethäuser und eine beträchtliche Zahl von türkischen Klö-

stern und Schulen; 9 Synagogen, 3 griechische Kirchen (S. Folicci, S. Georg und S. Johann) und zwey griechische Kapellen, wovon die zum h. Johann in den Gärten und die andere, zum h. Demetrius, im armenischen Viertel; 20 griechische Klöster, von denen zu Jerusalem, auf den Bergen Sinai und Athos, im Peloponnesus und auf Kreta abhängig; 1 armenische Kirche zum h. Stephan und 2 katholische, die aber nicht den Eingebornen, sondern den Fremden gehören, und zwar die eine den Oesterreichern, die andere den Franzosen. Die Engländer und Holländer haben Bethäuser in den Konsulargebäuden.

Jedes Volk hat Spitäler eingerichtet, wovon das griechische dermalen das geräumigste ist. Die griechischen und armenischen Schulen sind zahlreich, aber durchaus höchst arm und ohne jede Aufsicht und Regelung. Es gibt in der Stadt viele öffentliche Bäder, eine große Zahl von Khans und Kaffeehäusern, wovon die ersten als Waarenlager und die letzten zum Theil als Nachtquartiere dienen; ferner ein Dutzend gemauerte und gedeckte Marktplätze und dreymal so viele offene. Seit 1828 besteht hart am Gestade neben dem Pallaste des Pascha eine für 6000 Mann eingerichtete Kaserne, vor welche eine Mauerflesche für 30 Kanonen gelegt wurde, um einen Theil der Rhede zu bestreichen. Die größte Länge der Stadt von Nord nach Süd beläuft sich auf 11,000 W. F., ihre größte Breite auf 5500. Die Gestalt ist ein Dreyeck, wovon die längste Seite die innere, die kürzeste die an den Berg gekehrte oder südliche ist, und das die eine Spitze nach Norden streckt.

Das Aeußere der Häuser ist arm, das Innere oft geschmackvoll und wohlhabend. Die Mitte der Gemächer nimmt gewöhnlich ein Saal ein, an dessen Wänden ein Diwan läuft; Wohn= und Schlafzimmer reihen sich daran, und haben meist vor sich einen Gang. Es fehlt an Marmor in den Vorsälen, auf Stiegen und Gängen, so wie an Teppichen und ägyptischen Rohrdecken in den Gemächern nicht. Der Fenster sind viele; die mittleren ragen nicht selten, wie die Mohgrabis an sarazenischen Gebäuden, vor. Zu oberst sind räumige Terrassen, und über diese erhebt sich meist ein Gestelle aus Bretern oder wohl auch ein geschlossenes Zimmerchen, welches man die schöne Aussicht zu nennen pflegt. In den Häusern der Wohlhabenden herrscht sorgfältig bewahrte Reinlichkeit, die um so angenehmer auf das Auge wirkt, als die Straßen verlängerte Schmutzwinkel genannt zu werden verdienen.

Die Frankenstraße ist etwas über tausend Schritte lang. Es wohnen die Franken aber auch in vielen andern Straßen der Stadt, so wie in der Frankenstraße selbst wieder armenische und griechische Familien wohnen. Sie ist enge, finster, krumm. Die Häuser nach der Seeseite zu sind die größten in Smyrna, und enthalten die Waarenlager der Franken. Heiterer und breiter als diese ist die Straße Koprieß, geziemender die Rosenstraße genannt, dermalen vorzugsweise der Wohnort der schönen Welt. Sie stößt senkrecht an die Frankenstraße und ist 450 Schritte lang. Jedes Haus derselben hat ein Gärtchen, denn sie ist neuer Zubau; noch vor ein paar Menschenaltern waren da Gärten der Stadt.

Aus der Straße Koprieß kömmt man rechts in das armenische Viertel, links in das Viertel der Gärtner, das meist von Griechen bewohnt wird. Vom nördlichen Ende der Frankenstraße aber, wo die Böttcher ihre Schoppen haben, an die Färbereyen, wo ein Theil des Calern, eines Flüßchens, von dem ich später sprechen werden, ausfließt, und weiter an die Marina, die noch auf eine Strecke von 1400 Schritten

mit Häusern besetzt ist, und den gewöhnlichen Abendspazierort abgibt, der leider im Sommer wegen dem faulenden Riedgras und den hunderttausenden verwesenden Heuschrecken, welche die Wellen ans Ufer spülen, unangenehm wird. Auch ist für die Bequemlichkeit oder Schönheit des Dammes, der den Häusern vorliegt, nichts gethan.

Wie in den meisten anderen Seestädten herrscht auch in Smyrna das Streben, sich am Gestade anzubauen; da aber dort kein Boden ist, so macht man sich mit verhältnißmäßig vielen Kosten erst einen mit Pfosten und Sand, und setzt die Gebäude auf Bürsten. Viele aus den noch jetzt Lebenden erinnern sich der Zeit, wo die östliche oder innere Häuserreihe der Frankenstraße unmittelbar am Meere stand; jetzt ist sie fast dreyhundert Schritte davon entfernt. So baut Straße sich vor Straße; ich selbst sah die Häusergruppen entstehen, die jetzt vor dem holländischen und englischen Consulate, und nördlicher vor der Marine auf Meeresgrund erbaut wurden.

Die eigentliche Mitte der Stadt ist ein Gemenge von Buden und Hütten. Man sieht da wohl, wo die Leute verkaufen, erräth aber kaum, wo sie wohnen. Es sind viele Gärten in der Stadt, und fünf oder sechs mit Cypressen, Terebinthen und andern Bäumen bedeckte Plätze für türkische Grabstätten. Auch Familiengräber sind nicht selten an ein oder das andere türkische Haus in besonders ummauerter Stelle gelehnt, so daß von der Straße durch ein Gitter der manchmal aus Marmor, meist aus überkalkten Steinen gebildete Sarg mit farbigem Zierath und vergoldeter Schrift auf der am Haupte erhöhten Denksäule sichtbar ist. Dieser Gebrauch ist aus dem Alterthume bewahrt, und hat etwas Rührendes. Der Wunsch, eine im Leben geliebte Person auch noch im Tode auf eigenem Grunde, unter dem Schatten der Bäume des Gartens, überhaupt um sich zu haben, ist eben so natürlich, als die Abneigung, ihre Gebeine mit Tausenden zusammengeworfen zu wissen. Die größeren türkischen Grabstätten aber sind außerhalb der Stadt dießseits und jenseits der Karavanenbrücke und am Südwestende auf dem Rücken der Höhe, worüber der Weg nach Ephesus führt. Am Meere selbst, längs dem Wege nach Burla, findet man die jüdischen und christlichen; die fränkischen sind in der Stadt, an der Rosengasse.

Das S c h l o ß S. P e t e r, nahe am Gestade und fast in der Mitte der Länge der Stadt gelegen, ist ein Viereck von 1200, Entwicklung, aus schlechten, kaum 25' hohen, von Thürmen flankirten Mauern, dermalen ohne jede Bewaffnung und mit türkischen Gebäuden vollgepfropft. Der Eingang sieht nach Süd. Dort, über dem verschütteten alten Hafen, steht die Hauptmoschee, Hissar-runü genannt, und längs ihr und dem Schlosse sind die großen Besestane oder gemauerten und gedeckten Marktplätze. Nahe daran ist auch das Zollamt.

Ich will nichts anderes über M o s c h e e n, K i r c h e n und S y n a g o g e n sagen, als daß sie kaum gesehen zu werden verdienen. Die Moscheen halten die Vergleichung selbst mit den mittelgroßen in Konstantinopel, Brussa, Haleb oder Kairo kaum aus. Die griechischen Kirchen sind schlechten Baues und mit geschmacklosen Bildern überladen. In der armenischen Kirche pries man mir ganz vorzüglich ein jüngstes Gericht; es ist als wenn eine Hottentotenhorde es erfunden und gemalt hätte. Die katholischen Kirchen sind hier geräumiger als in der Hauptstadt, mit Sorgfalt gehalten, anständig; beyde liegen in der Frankengasse. Ein lateinischer, ein griechischer und ein armenischer Erzbischof stehen der christlichen Heerde vor.

An Fabriken verdienen nur ein paar Wollspinnereyen im armenischen Viertel, ein paar Gärbereyen und die Färbanstalten an der Marine Erwähnung.

Die Stadt ist reich an Brunnen; die besseren Wasser kommen jedoch vom Pagus und Korax. Der Großwesir Köperlü fing an den Hügeln zwischen Budscha und Sedikö, eine starke Stunde vor der Stadt, die Quelle Kosagatsch auf, und führte sie über die byzantinischen Wasserleitungen im Thale südlich dem Schloßberge, längs und durch diesen Berg nach der oberen Stadt. Dieses Wasser vertheilt sich dort in unzählige Leitungen und Röhren zu Jedermanns Bedarf. Ein Theil desselben läuft über Karakapu. — Vom Pagus, über dasselbe Thal nach der Stadt geführt, ist auch das Wasser Osman Aga: man schätzt es weniger als das früher genannte.

Vom Korax kömmt das Flüßchen der Karavanenbrücke, der Kaleon der Alten; es fließt durch das romantische Thal der Leitungen, welches die Franken das S. Annathal heißen, treibt mehrere Mühlen, bewässert die Gärten, und fiel vor kurzem noch in die innere Bay; der Türke Benderli aber zog es nach der Stadt, wo es in so viele Theile zerfällt, daß man es aus den Augen verliert.

Ein zweytes Flüßchen ist dasjenige des Dianenbades, auf eine Viertelstunde jenseits der Karavanenbrücke am Fuße der Hügel vortretend. Es ist gleichfalls nach Gärten und Stadt gezogen, und dort vertheilt.

Ein drittes endlich, nach einem Kaffeehause Tschamdibi benennt, kommt von demselben Hügelzuge. Es entspringt bey dem Dorfe Burnabaschi, zwey Stunden vor der Stadt, nimmt verschiedene Bächelchen in der Ebene vor Smyrna auf, und eilt durch die Gärten theils nach der innern Bay, theils nach den Färbereyen an der Marine, wo es in das Meer sich ergießt. Das Wasser desselben ist schmutzig und zum Trinken schlecht.

II. Klima. Winde. Rhede. Krankheiten. Nahrung. Erdbeben.

Jonien lag, nach der Meinung der Alten, vor allen Ländern unter dem schönsten Himmel, und hatte der Jahreszeiten anmuthigsten Wechsel. Dieß gilt vorzüglich für das Gebiet von Smyrna, das, von Bergen in weitem Bogen fast umfangen, gegen die Gewalt der Nord- und Mittagwinde geschützt ist, ohne derselben gänzlich zu entbehren. Ueberhaupt herrscht in der Art der Winde eine bequeme Regelmäßigkeit. Der trefflichste aller Winde und auch der am häufigsten wehende ist der Imbatto oder West. Er beginnt selten vor acht Uhr früh, wächst bis nach Mittag, nimmt gegen Sonnenuntergang wieder ab, und endet mit Einbruch der Nacht. Es sind wenige Tage im Jahre, an welchen er nicht wehe, doch wird er, selbst wenn er schon begonnen, manchmal von Nord- oder Südwinden überwunden. In Hinsicht seiner Kraft ist er um die Zeit der Sommersonnenwende am stärksten, im Winter aber am schwächsten; während er in dieser Jahreszeit, in den Stunden von eins bis vier nach Mittag, die Wasserfläche nur kräuselt, macht er in jener, in denselben Stunden, hohle See, die gewaltig an den Dämmen von Smyrna brandet. Seine Wirkung auf das Gebiet dieser Stadt ist die heilsamste, und wenn deren Bewohner in den Jahrhunderten vor Annahme der christlichen Religion denselben nicht vergötterten, ihm, als einen Sohn der Hygeia oder des Aeskulap, nicht Altäre und Tempel errichteten, so beweiset dieß nur, daß sie damals nicht dankbarer waren, als heut zu Tage.

Ohne diesen täglichen Helfer würde der Busen und das Gebiet von Smyrna ein Glutofen und unbewohnbarer Platz seyn.

Mit dem Uebergange einer Windstille von nicht länger als einer kleinen Stunde löset nach Einbruch der Nacht den Imbatto der Ostnordost- oder Landwind ab, der nach der Gegend, aus der er weht, der Wind von Fasolá genannt wird. Er ist sanft, und erreicht in seiner größten Stärke, die gleichfalls in die Sommermonate fällt, nicht viel über ein Drittheil der Kraft des stärksten Imbatto. Er nimmt langsam bis in die Hälfte der zweyten Nachtwache zu, und erhält sich dann in Kraft bis nach Sonnenaufgang, wo er häufig ganz plötzlich fällt, und nach kurzer Stille dem Imbatto Raum gibt. Auch dieser Wind ist kühl und sehr angenehm. Keiner von beyden wächst jemals zum Ungestüm, oder bringt Gewitter, Kälte oder Hitze mit sich. Der Fasolá heißt auch der Abfahrtwind; er bringt die Kauffahrer, die denselben am Rhedeschlosse erwarten, bequem bis über die Untiefen hinaus, wo sie dann gegen den Imbatto ohne Gefahr kreuzen können.

Die Nordwinde pflegen sich im August, manchmal sogar in der zweyten Hälfte des July einzustellen, und bringen dann Schwüle mit sich, entfärben den Himmel, verbreiten Unwohlseyn und Ermattung unter den Bewohnern. Sie kommen, und dauern sowohl bey Tag als bey Nacht, und haben eine unangenehme und gefährliche Bewegung, sie wehen nämlich in Stößen. Im Herbste sind sie selten, kommen aber im Winter wieder, und bringen dann empfindliche Kälte. Nur in dieser Jahreszeit gestalten sie sich, im Busen von Smyrna, zu Stürmen; gewöhnlich übertreffen sie an Gewalt den Imbatto; aus mehrjährigen Beobachtungen, sowohl mit dem Pendel, als mit einem eigens hiezu vorgerichteten Kraftmesser gemacht, habe ich gefunden, daß der ONO., der Imbatto, der Nord und Süd in ihrer größten Stärke unter sich wie 3 : 7 : 12 : 17 verhalten. Der Nord spielt übrigens gewöhnlich zwischen NO. und N.

Die Südwinde sind die unangenehmsten und gefährlichsten für Smyrna. Zu welcher Jahreszeit sie kommen mögen, im Herbste, Winter oder Frühling, so bringen sie Wolken, Regen, Gewitter, und arten häufig in Stürme aus. Am heftigsten sind sie im November und März, und gefährden dann nicht selten die Rhede, so vortrefflich im Vergleiche mit anderen diese auch ist. Ich habe mehrmals Kauffahrer da genöthigt gesehen, den dritten Anker zu werfen. Himmel und See nehmen bey Südwinden alsogleich eine schmutzige Farbe an. Die Hitze wird durch sie bis ins Unerträgliche gesteigert; der Körper fühlt sich matt und gebrochen, der Geist träge und ohne Schnellkraft. Auch sind sie anhaltender als die Nordwinde, die gewöhnlich nach dem dritten Tage abnehmen. Die Aequinoktialstürme, welche die Fahrt im griechischen Inselmeere so gefährlich machen, haben meist in Südwinden ihren Ursprung.

Im Vergleiche mit andern levantischen Meerbusen ist der von Smyrna der schönste und sicherste. Der von Saros z. B. hat für größere Schiffe fast gar keine gute Ankerstelle; auch sind Strömungen und Winde dort sowohl, als in den Dardanellen, um vieles heftiger. Der Busen von Adramytti hat alle diese Nachtheile, obwohl im minderen Grade, und im May und Sommer nicht selten langdauernde Windstillen. Der von Scalanuova oder Ephesus ist gegen die See ohne Schutz. Die Busen von Stanchiò, Makri und Satalia haben höchst gewaltige Winde, die heftigsten von allen aber derjenige von Alexandrette. In diesen ist überdieß, ob der Nähe hoher Gebirge, der

Wechsel von Hitze und Kälte plötzlich, Regen und Nebel sind häufiger, und keiner ist gegen die See geschützt. Nebel, wie man deren im Bosphor und in der See von Marmara im Winter häufig sieht, habe ich zu Smyrna niemals gesehen; eben so wenig jenen überreichlichen Thau, welcher in den syrischen, ägyptischen und griechischen Küsten in wenigen Nachtstunden, besonders im Frühjahre, die Schiffe wie mit Regen durchnäßt.

Die ersten Regen fallen zu Smyrna nicht selten schon im September, dauern dann aber nur ein paar Tage. Gegen Ende Oktober kehren sie wieder, und halten gegen dreyßig Tage an. Während dem Reste des Winters sind sie unterbrochen, und nehmen erst im März wieder einigen Bestand. Vom April bis August zählt man kaum zwey oder drey Regentage; in den meisten Jahren regnet es in diesen fünf Monaten gar nicht.

Die Kälte fällt selten bis unter den Gefrierpunkt, die Hitze steigt fast eben so selten über 28° R. Der Winter vom J. 1827 bis 1828 war in den letzten zehn Jahren der strengste, dennoch fiel das Thermometer nur während zwey Tage bis unter den Eispunkt, und wechselte in den übrigen zwischen 3° und 13° R. über demselben. Es schneyte einige Mal, aber der Schnee blieb in der Stadt nicht von einem Tage zum anderen; die Gipfel des Pagus und Sipylus sind dagegen vom Dezember bis April mit Schnee bedeckt. Der März ist verhältnißmäßig unangenehmer als die übrigen Wintermonate, weil er eine feuchte Kälte mit sich bringt, an die man sich nicht mehr gewöhnen will. Was die Hitze betrifft, so beginnt sie im May, und erreicht im July ihre höchste Höhe. Im J. 1828 stieg sie in der zweyten Hälfte dieses Monats über 30° R., jedoch nur während vier bis fünf Tagen, und hielt sich dann bis Ende des Monats auf 29°. Im Sommer 1829 erreichte sie auch in den heißesten Tagen nicht 28° Was die Hitze in der Levante so empfindlich macht, ist ihre Dauer und der geringe Wechsel. Oft ist von Mitternacht bis Mittag kaum 3° Unterschied, während in Alexandria z. B. von Mittag bis Abends 8 bis 9° Unterschied ist. Den größten Wechsel in dieser Beziehung haben die Küsten der Morea. Ich erfuhr es selbst, daß, im Oktober 1823, zu Nauplia an einem Tage das Thermometer um 16° fiel. Ein Regen von zwey Stunden hatte diesen Wechsel veranlaßt. Von acht und zwanzig am Vorabend angelangten Philhellenen lagen Tags darauf zwey und zwanzig im Fieber.

Die meisten Krankheiten in Smyrna sind gastrischer Natur, und raffen nicht selten in wenigen Tagen die stärksten Leute weg. Im J. 1826 hatte sich ein Fieber ganz eigener Art gezeigt, das man uneigentlich das gelbe nannte, weil die davon Befallenen eine rothgelbe Farbe annahmen Dieses Uebel machte, besonders unter den Griechen, große Verheerung, so daß in diesem Jahre über zweytausend Personen daran starben. Es tödtete im dritten oder fünften Tage. Im J. 1827 wiederholte es sich, war aber schwächer, und starb gleichsam im J. 1829 nach kurzer Erscheinung. Die Aerzte wurden über die Art, wie es zu behandeln, nicht einig. Seit 1814, wo sie in fünf Monaten fünf und dreyßigtausend Personen wegnahm, war die Pest nicht wieder heimisch zu Smyrna, zwar fanden 1828 einige Fälle bey Fremden Statt, das Uebel theilte sich aber nicht mit. Diese schreckliche Geißel des Himmels scheint überhaupt im ganzen Oriente an Kraft verloren zu haben. Die Krankheiten haben ihre Bahnen, wie alles Uebrige in der Welt, ihre Kindheit, ihre Jahre der Kraft, ihr Alter und, ich hoffe, ihren Tod. Die Pest

aus Konstantinopel wird für weit milder hier gehalten, als diejenige, so aus Aegypten oder Syrien kömmt.

Von welchem Gräuel soll ich die Züge leihen, wenn ich von dieser Krankheit spreche, der ich mehr als einmal auf meinen Wegen begegnet bin, ja deren Anhauch, wenn ich so sagen darf, ich auf den erbleichten Wangen fühlte? Woher die Farben nehmen, um den Zügen des Bildes ein der Wahrheit sich näherndes Leben zu geben? Der Angstschrey der Pest schallt durch die Straßen, und siehe, wie der Sturmwind Blätter peitscht, stürzt alles Volk nach Hause, den Muselmann ausgenommen, der die strafende Hand des Himmels wie die lohnende mit Ergebung und Ruhe aufnimmt. Die Thore, die Fenster schließen sich; der Markt, der Gottesdienst sind zu Ende. Der Tod wird seine Ernte halten, das spricht sich aus, und Jedermann weiß es und bebt, unter den Bezeichneten zu seyn. Das ärmste Volk allein, dem nicht gegeben ist, zugleich den Tod zu fliehen und das Leben zu lieben, besorgt allein noch die Geschäfte des täglichen Bedarfes. Ekle Juden, von blaßgelben Weibern ihrer Zunft gefolgt, wandern von Haus zu Haus. Es ist, als wenn sie einen Vertrag mit der Pest geschlossen hätten bey dem ersten Besuche, den sie ihnen that, denn sie tragen ihren gräßlichen Stämpel. Sie untersuchen die Kranken, und sprechen das Wort der Entscheidung aus, das hier mit Tod oder Leben gleichbedeutend ist. Kaum ist das eine gesprochen, so beginnen die Augen des Unglücklichen im falben Lichte zu funkeln, Bläſſe und Röthe entstellt die Züge, die sich zu verzehren nicht versäumen; der Puls schlägt ungestüm und verräth den Brand, der sie schon ergriffen; der Geist geht irre und versinkt in gräßlichen Wahnsinn; Beulen treten hervor, das Opfer ist unter dem Messer. Hat es geendet, so kommen die scheußlichen Gestalten, und laden das entkleidete, von Allen geflohene, von Niemanden beklagte Aas auf die Tragthiere, und durch alle Straßen der Stadt und zu allen Stunden des Tages und der Nacht unterbricht nur dieser Zug, dem die Einbildungskraft nichts Traurigeres an die Seite setzen kann, die bange Todesstille.

Ich habe die Pest in Konstantinopel gesehen, wo man sie am gleichgültigsten behandelt; in Kairo, wo ihr Sitz scheint; in Griechenland endlich, wo ich nahe genug mit ihr zusammen war. Im Frühjahre 1828, eine Zahl freygemachter Sclaven zu Modon nach Aegina einschiffend, hatte ich dem griechischen Kapitän des Schiffes strenge jeden Verkehr mit dem ägyptischen Lager untersagt. Die Sucht nach Gewinn machte ihn dieses Verbot übertreten; er handelte einen Shawl ein, den er aus Furcht, daß er ihm entwendet werde, während der Ueberfahrt verbarg. Sein Schiff war mit mehr als hundert der Befreyten beladen; ich selbst nahm einige sechzig an Bord des österreichischen Kriegsschiffes, mit welchem ich ihn begleitete. Kaum in Hydra angekommen, legte er seinem Weibe die für sie mitgebrachte Gabe aus; in wenigen Tagen waren Weib, Kind und Verwandte ein Opfer der Pest. Einige aus den Befreyten trugen das Uebel in die Heimat; an Bord des Schiffes, worauf ich mich befand, starben indessen drey Mann mit allen Außenzeichen dieser furchtbaren Krankheit. Die Regierung ergriff Maßregeln. Ich selbst befand mich auf Aegina, und erinnere mich noch, nicht ohne Schauder, des Abends, als die erste Nachricht von den Vorfällen auf Hydra und das Gutachten der Aerzte nach Aegina kamen. Ich befand mich eben bey Maurokordato, da überfiel mich Uebelbefinden, heftiges Kopfweh, Erbrechen. Ich zweifelte nicht — ging nach Hause — und legte mich zu Bette, in der Erwartung, nicht wieder aufzustehen. Dennoch täuschten diese Zeichen da-

mals, und dieß gab mir den Muth, den ich, nach meiner Wiedereinschiffung, zur Aufrechthaltung desjenigen der Mannschaft nöthig hatte.

Das Entstehen der Pest so wie ihre eigentliche Natur sind bis jetzt noch ein Räthsel. Merkwürdig, daß aufgeklärte Aerzte selbst an ihrer Ansteckung zweifelten. In Kairo lernte ich einen französischen Arzt, Herrn Dussap, kennen, der seit dreyßig Jahren und länger dort ansäßig, und ein Mann von gediegenem Charakter ist. Dieser behandelt die Pest wie jedes andere bösartige Fieber, berührt, reinigt, verbindet die Beulen, ohne daß er davon ergriffen würde. Er erzählte mir eine Menge Fälle, wo Gatten sich nicht sonderten, obwohl der eine Theil die Pest hatte, — wo Mütter bey ihren pestkranken Kindern schliefen u. s. w., ohne sie zu erben. Ich habe selbst in Smyrna eine Frau gekannt, welche das Bett ihrer pestkranken Tochter nicht verließ; beyde leben noch. Diese einzelnen Fälle neben den hunderttausenden der Ansteckung beweisen freylich nur, daß eine gewisse Verwandtschaft im Körper vorhanden seyn müsse, um für die Ansteckung empfänglich zu seyn. Uebrigens ist der Gang dieser Krankheit so launenhaft, als ihre Natur, und ich habe bis jetzt noch nicht zwey Menschen gefunden, die mir dieselbe Schilderung von ihr gemacht hätten.

Eine andere, in ihrer Wesenheit nicht weniger furchtbare und scheußlichere Krankheit des Morgenlandes, der Aussatz, ist wohl in einigen, jedoch in sehr wenigen Beyspielen zu Smyrna noch lebend. Ueberhaupt ist diese Krankheit unter diejenigen zu zählen, die in den letzten Zügen ihres Bestehens sich befinden. Ihr Abnehmen ist seit Jahrhunderten im Morgenlande bemerkt, und gleichsam schrittweise aufgezeichnet. Diese Beobachtung führt bis zu den Kreuzzügen hinauf. Ich glaube wirklich, daß zwischen den Blattern und dem Aussatze eine nahe Verwandtschaft besteht, und daß die Verbreitung der ersteren über ganz Europa die Wirksamkeit des Giftes der zweyten minderte.

Aber lassen wir diese traurigen Mahner an unseren Lehmursprung. Wie soll man unter jonischem Himmel lange von Krankheiten sprechen können, sie, die nicht selten Unmäßigkeit und Leidenschaft, nicht aber Luft, Erde und Wasser uns aufdrängen.

Die Nahrung in dieser Stadt ist einfach und gut. Alle Lebensmittel sind reichlich und gesunder Art. Gemüse liefern die Gärten, Früchte die Umgebungen, Burla, Scio und Kassabar, dessen Melonen die vorzüglichsten Vorderasiens sind; Fleisch und Getreide kommen aus allen Theilen Natoliens, hauptsächlich aus der Ebene des Mäander; aber das letztere nicht genug, um die Zufuhr aus Aegypten und dem südlichen Rußland entbehrlich zu machen. Wein und Oel gibt die Ebene vor Smyrna. Die See wimmelt von Fischen; darunter sind die vorzüglichsten die Rothfische, Häuptlinge, Plattfische, Polomiden, die in Schaaren den Busen besuchen, die Aale, Branzine und Rhomben; es gibt auch viele Delphine und Hayfische da, und von Zeit zu Zeit findet man auch Seekälber. An Muscheln ist Ueberfluß; Herr Fauval gab sich die Mühe, dieselben zu sammeln, und fand im Busen von Smyrna bis jetzt über hundert verschiedene Arten, die aber an Schönheit weder mit denen der syrischen Küste, noch weniger mit denen des rothen Meeres verglichen werden können. Die Purpurschnecke ist nicht selten in diesem Busen.

Im Frühjahre, besonders vor oder bey Südwinden, leuchtet die See stark, so daß jeder Ruderschlag in eine Masse glühenden Erzes zu greifen scheint. Dieß mag von der Menge vegetabilischer und thierischer Theile herrühren. Im Sommer ist die See nicht selten mit Heuschrecken

bedeckt, die bey ihrem Vorüberzuge der Wind in die Wellen schleudert; sie verfaulen am Gestade, und verbreiten einen schädlichen und erstickenden Gestank. Man pflegt zu dieser Zeit keine Fische zu essen

Die Gebirge um Smyrna weisen auf vulkanische Umwälzungen. Sie bestehen aus Kalk, halbgeformtem Granit, Sandstein und Lava; der Grund der See ist bläulichweiße Kreide. Der Korax zeigt Reste von Kratern. Daß die unterirdische Esse noch fortbestehe, daran erinnern die Erdbeben, die hier häufig, jedoch seit mehreren Jahrhunderten sanft sind. Sie wiederholen sich, besonders im Frühjahre und Herbst, oft fünf oder sechs Tage nach einander; die Bewegungen sind schwingend und kurzdauernd.

III. Geschichte.

Es ist mit der Geschichte wie mit dem Tage; auf der einen Seite Morgen, auf der anderen Abend; Licht aus Nacht kommend; Licht in Nacht verlöschend. Die Geschichte von Smyrna geht bis in die dunkle Vorzeit zurück, wo die Fabel, die ältere Schwester, ihr die Hand reicht, wo alle Züge des Bildes sich dem Auge nur verworren darstellen, und alle Farben in die eine sich verschmelzen, die wie der Abendsonne Glanz auf Tempeltrümmern ruht. So geht es mit jeder Geschichte, so wird es mit derjenigen unserer Tage gehen. Die Buchdruckerey ist eine Kunst, das geschichtliche Leben zu verlängern; keine Kunst aber reicht hin, um es endlos zu machen.

Genannt wird Smyrna zuerst zur Zeit des Atys, Manes Sohn, eines der Könige von Lydien, die vor den Herakliden herrschten, welche selbst wieder 505 Jahre vor Gyges dies Reich an sich gebracht hatten; Gyges Thronbesteigung aber fällt ins Jahr 726 vor unserer Zeitrechnung. Herodot erzählt, daß damals (nach Larcher Chronol. Herod. VIII. 6 im J. 1370 vor Christi) eine Hungersnoth die Hälfte der Mäonier zur Auswanderung zwang, und »sie gingen hinunter nach Smyrna, und bauten Fahrzeuge,« und segelten unter der Führung von Atys Sohne Tyrrhenus zu den Ombriken, wo sie sich niederließen, das neue Vaterland Tyrrhenia benennend. Die andere Hälfte unter Tyrrhenus Bruder Lydos blieb in der Heimat, und hieß fortan Lydier (I. 7).

Fast in dieselbe Zeit, 1368 Jahre vor Christi, fällt die Auswanderung des Pelops aus dem Geschlechte des Tantalus, Königs von Lydien, nach Thessalien und dem Peloponnesus, wahrscheinlich durch die Ausbreitung der Macht der trojischen Herrscher veranlaßt (Herodian. I. Pausan. II. 22). Es geschah zu Smyrna, daß sich Pelops zur Abfahrt einschiffte, wie Tacitus (Annal. IV. 56) und Aristides (Lament. super Smyrn. p. 65, edit. florent. 1517) erzählen.

Nannte der Vater der Geschichte die Stelle der Abfahrt jener pelasgischen Auswanderer aber deßwegen nach dem Namen Smyrna, um sie seinen Zeitgenossen, denen diese Stadt eine bekannte war, klar zu bezeichnen; so ist die älteste Angabe derselben diejenige, als sie äolische Niederlassung war. Die erste Einwanderung der Aeolier fällt ins vierzehnte Jahrhundert vor Christo, war aber hauptsächlich nach Lycien gerichtet; — die äolischen Ansiedlungen an der Küste und bis an und über dem Hämus entstanden bald nach der Rückkehr der Herakliden im zwölften, jener der Jonier im eilften. Herodot sagt, daß Flüchtige aus Kolophon, die eine der frühesten Niederlassungen der letzteren war, nach Smyrna kamen, und, das Gastrecht verletzend, den Augen-

blick eines Festes benützten, um die Thore zu schließen, und so die Stadt den Aeoliern, ihren Bewohnern, abzutrotzen (I. 149). Eben deßhalb sagt er auch an einem anderen Orte: »Smyrna, die von Kolophon bevölkert ist« (I. 14).

Diese Angabe stimmt mit jener des Strabo, in sofern dieser mehrere Bürger aus Kolophon die aus Smyrna vertriebenen Jonier nach der Heimat zurückführen, und sie in den Besitz derselben setzen läßt. Der Geograph stützt sich auf den Dichter Mimnermos, eines Zeitgenossen des Solon, der den von ihm selbst mitgemachten Zug in einem Klageliede beschreibt, das nach seiner Geliebten, der Flötenspielerin Nanno, benannt war, und wovon Athenäus (XI. 470) eine Stelle anführt (XIV. 633). Aus demselben geht hervor, daß Smyrna eine damals schon seit lange und seit ihrem Ursprunge von den Aeolern und Joniern angesprochene Stadt war, was nach meiner Ansicht zur Voraussetzung der Gründung durch die ersteren berechtigt. Strabo versichert übrigens, daß sie durch die letzteren gegründet wurde. »Die Smyrner, so aus Ephesus »wanderten, kamen an die Stelle, wo dermalen die Stadt Smyrna »steht, und die damals durch Leleger bevölkert war. Nachdem sie diese »vertrieben hatten, bauten sie die alte Smyrna etwa zwanzig Stadien »von der heutigen. In der Folge, verjagt von den Aeoliern, flüchteten »sie nach Kolophon« . . . . (XIV. 633). Und: »Die Smyrner wohnten »vormals in einer und derselben Stadt mit den Ephesiern; zu jener Zeit »trug Ephesus selbst den Namen Smyrna, Zeuge hievon Callinus, der »in seiner Hymne an Jupiter die Ephesier Smyrner nennt . . . . »Smyrna war eine Amazone, die Ephesus eroberte, und ihren Namen »der Stadt und den Einwohnern ließ, wie nach Sisyrbe (einer anderen »Amazone) einige Ephesier Sisyrber hießen. Nahe bey Ephesus ist auch »ein Ort, den man insbesondere durch den Namen Smyrna bezeichnet« . . . (a. a. O.)

Pausanias sagt, daß Smyrna unter den zwölf äolischen Städten war, und daß Jonier aus Kolophon sie den Aeoliern wegnahmen (VII. 5). Antipatros, in einem Epigramm auf Polyrenos, nenn sie die »äolische Smyrna« (griech. Blumenlese X. 12). Der Verfasser von Homers Leben endlich gibt ausdrücklich Kumä als Mutterstadt Smyrna's an, und setzt ihre Gründung acht und zwanzig Jahre nach derjenigen der genannten äolischen Stadt, also beyläufig 1102 Jahre vor Christo (ad calc. Herod. p. 637. 654).

Ob nun die erste Anlage Smyrna's durch Aeolier, ob durch Jonier geschah, nur als jonische Stadt, und zwar als die dreyzehnte, d. i. die jüngste im Bunde, erscheint sie in der alten Geschichte. In welcher Zeit ihre Aufnahme in den Bund Statt gefunden habe, darüber gibt Pausanias einiges Licht, indem er erzählt, daß in der drey und zwanzigsten Olympiade, d. i. 712 Jahre vor unserer Zeitrechnung, Onymastus von Smyrna den Preis im Cestus davongetragen haben, und daß damals die Stadt noch nicht lange im jonischen Bunde aufgenommen war (V. 8). Vierzehn Jahre früher hatte Gyges die lydische Krone an sich gerissen. Er war es, welcher zuerst von den Nichtgriechen Weihgeschenke nach Delphi sandte, und griff zuerst die Griechen an. Er that einen Zug auch gegen Smyrna, der ohne Erfolg geblieben ist (Herod. I. 14). Der Widerstand der Smyrner wurde von Mimnermus besungen (Paus. IX. 29), und ging von Munde zu Munde, so zwar, daß Aristomenes an dem verhängnißvollen Tage des Falles von Ira, zwanzig Jahre nach dem Angriffe des Gyges auf Smyrna, die Messenier mit dem Beyspiele der Tapferkeit

dieser Stadt zur Abwehre begeisterte (Pauf. IV. 21). Wie aber Niemand seinem Schicksale entrinnt, so auch Smyrna. Gyges dritter Nachfolger Alyattes setzte sich in den Besitz derselben (Herod. I. 16). Daß sie damals und nicht erst unter Krösus zerstört worden, geht aus der Vergleichung der Zeitangaben hervor; daß sie es durch die Lyder wurde, darüber sind alle Geschichtschreiber einig. Damit paßt auch der Umstand, daß sie während der Kriege der Jonier gegen die Perser nicht genannt wird, und nicht ein einziges Fahrzeug aus Smyrna in der Liste derer erscheint, die an der Schlacht bey Lada Theil nahmen (Herod. VI. 8). Ja nicht einmal zur Zeit des peloponnesischen Krieges, der wie Erdbeben ganz Vorderasien rüttelte, und während welchem jede der übrigen zwölf jonischen Städte durch mehr oder weniger Unglück ihren Namen über dem Meere der Zeit schwimmend erhielt, wird Smyrna gefunden. Sie lag wie Samen damals unter der Hülle des Bodens, und während an ihren Thoren Chios und Phokäa, so wie in ihrer Vorhalle, Klazomenä, die Kriegsfackel loderte, und die Schnäbel der Schiffe feindlich an einander stießen, bot die innerste Bucht, deren Wellen an ihre gestürzten Mauern schlugen, nicht so viel dar, um den Triumphwagen eines Führers mit einem Namen mehr zu behängen. Der antalkidische Friede warf, ihre Stelle wenigstens, mit der ganzen Masse des Festlandes unter die Herrschaft der Perser, unter welcher sie nicht einmal als Länder von Sardis bekannt, bis zur Zeit des Sturzes dieses Reiches blieb. Die ungeheure Erschütterung, die Asien dadurch erfuhr, lockerte den Boden, so daß wir eben damals die zweyte Smyrna entsprossen sehen, dieselbe, die noch heut zu Tage, nach bald zwey und zwanzig Jahrhunderten Lebens, blühet.

Curtius (II. 7) und Pausanias (VII. 5) erzählen auf gleiche Weise die Gründung dieser Stadt durch den mazedonischen Eroberer. Ermüdet von der Jagd auf dem Berge Pagus, legte sich Alexander am Tempel der Vergeltenden unter einen Wachholderbaum, der einen Brunnen beschattete, und entschlief. Da brachte der Traum diese Göttinnen vor seine Seele, und es war ihm, als beföhlen ihm dieselben, auf der Stelle, wo er ruhte, eine Stadt zu bauen, in dieser aber die seit fast vierhundert Jahren in Dörfern und zerstreut wohnenden Smyrner zu versammeln. Der weissagende Apoll im kolophonischen Haine Klarus, um seine Zustimmung befragt, gab den Spruch:

»Drey= und viermal beglückt, wer, dich zu bewohnen, o Pagus,
Jenseits dem heiligen Fluß, Melos, die Stätte sich wählt!«

Die Stadt wurde demnach gebaut (Jahr 334 v. Chr.). Die Ehre der Vollendung dieser Anlage theilten mit Alexander der von ihm zum Statthalter von Lydien und Phrygien ernannte Antigonus und dann Lysimachus. Die Göttinnen Nemesis waren gewissermaßen die Gründer und Schützer der Stadt, und erhielten als solche große Verehrung. Sie sind Töchter der Nacht, wie jene anderen Schwestern, denen unter dem Namen der Ehrwürdigen auf dem Areopag in Athen ein Tempel stand. Auch scheinen mir beyde eine und dieselben, so wie eben diese Ehrwürdigen, wenn sie als strafende Göttinnen als die verwirklichte Angst und Marter des bösen Gewissens, wie Cicero (Rosc. Am. 24) treffend sagt, auftreten, Eumeniden hießen, und ihnen dann die Schlangen auf dem Haupte und der schreckbare Ausdruck, mit welchem sie Aeschylos zeichnet, recht wohl zukommen, obwohl ihre Bildnisse in jener anderen Bedeutung durchaus nichts Fürchterliches hatten (Pauf. I. 28). — Die heiligsten Schutzbilder der Vergeltenden waren eben die zu

Smyrna, sie wurden beflügelt dargestellt (Paus. I. 33). Auf einigen Stateren aus Smyrna erscheint ein Apollokopf, mit kurzen Haaren und einer Stirnbinde; ich vermuthe, daß dieß den klarischen Apoll vorstellt.

Die neue Stadt blühte rasch empor. Sie hatte Kampfspiele (Paus. VI. 14), Theater, Stadium, Tempel in Menge, und deckte den Abhang der mit einem festen Schlosse gekrönten Höhe bis an die See. Strabo gibt von ihr dreyhundert Jahre nach ihrer Gründung folgende Beschreibung: »Sie ist heut zu Tage die schönste Stadt (Joniens). Ein Theil »derselben ist an einem Berge hinaufgebaut; der andere liegt in der »Ebene, und erstreckt sich bis an den Hafen, an den Tempel der Mutter »der Götter und das Gymnasium. Ihre gepflasterten und nach Mög»lichkeit rechtwinklich geführten Straßen sind sehenswürdig. Sie hat »weite, ins Viereck gebaute Säulenhallen; sie besitzt eine Bibliothek, »und man sieht dort auch das Homerium, einen viereckigen Säulengang, »in welchem der Tempel und die Statue Homers stehen, denn Smyrna »spricht mit größerem Rechte als irgend eine andere Stadt die Ehre an, »diesen Dichter geboren zu haben; sie hat sogar eine Kupfermünze, welche »Homerion heißt. Der Meles fließt hart an ihren Mauern. Unter an»deren Vortheilen hat sie auch einen Hafen, den man schließen kann«...... (XIV. 646).

So war Smyrna unter den Römern, welche sie mit Sorgfalt behandelt zu haben scheinen. Dafür zählte diese Stadt auch unter ihren anhänglichsten, und rühmte sich, aus allen Städten Asiens die erste, der Roma als Göttin einen Tempel gebaut zu haben, und zwar zur Zeit, da noch Karthago bestand, und in Asien mächtige Könige herrschten, welche die Kraft der Römer noch nicht gefühlt hatten. Sie gab sich während des Krieges gegen Antiochus unter römischen Schutz, und auf ihrem Grunde wurde Aristonikus begraben, der nach dem Tode des Attalus Philometor das Königreich Pergamos an sich zu reißen bestrebt war, erst glücklich gegen den Prokonsul Publ. Crassus kämpfte, dann aber dem Marcus Perpenna erlag, worauf der Konsul Manius Aquillius die Provinz einrichtete. Im Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus erklärte sich Smyrna für die Partey des Rechtes, welche aber nicht die des Glückes war. Sie nahm nach dem Idus des März den Konsul Trebonius auf, einen der thätigsten Mitspieler am Drama dieses Tages, und büßte, wie billig, für den Fehler, den Willen des Schicksales nicht errathen zu haben. Dolabella belagerte, überraschte und tödtete den Konsul in Smyrna, wobey mehrere Viertel der Stadt zu Grunde gingen (Strabo XIV. 646). Der Sieger gab sie sodann wieder auf, und Cassius und Brutus erwogen dort die vergeblichen Mittel, um dem römischen Staate die Verfassung zu bewahren, in die er nicht mehr paßte.

Augustus, der zwischen den Lastern seiner Zeit und den Tugenden der früheren die nothwendig gewordene Verträgniß stiftete, und dem nach langen Kämpfen das durch Leidenschaften abgemüdete Reich als dem Klügsten endlich in den Händen blieb, zog einen Schleyer über das Vergangene, und Smyrna nennt ihn auf einigen ihrer Münzen ihren Gründer, was aus der Sprache des Lobes in die der Wahrheit übersetzt, ihren Wiederhersteller heißen will. Tiberius bewahrte dieselben gnädigen Gesinnungen für sie, erklärte sie zur Neokoris, und richtete ihr ein Recht der Freystätte ein; dafür wurde auch Smyrna die von den berühmtesten Städten Asiens angesprochene Ehre, diesem Imperator einen Tempel zu weihen, zuerkannt. Unter Hadrianus wurde sie abermals mit dem Titel

Neokoris geziert, wie die Oxfordische Sammlung darthut. Erdbeben warf sie um jene Zeit in Trümmer; Antoninus der Philosoph, der zu ihrer Wiedererbauung einen eigenen Senator und Exprätor bestellte (Dio Cassius LXXI. 32), und Markus Aurelius richteten sie nach diesem Unglücksfalle auf.

Unter Caracalla zum dritten Male Neokoris, nahm sie auch den Titel der ersten Stadt in Asien an, den sie unter Julia Mäsa, unter Alexander Severus, unter Julia Mammäa, Gordianus Pius, Otacilla, Gallienus und Salonina bewahrte, wie auf ihren Münzen sich weiset. Nach der Theilung des römischen Reiches blieb sie den Byzantinern, und erscheint nur mehr in kirchlichen Angelegenheiten, als eine der Anhängerinnen des Christenthums und in der Zahl der ersten sieben Kirchen, dermalen die einzige, die davon noch als Bischofsitz besteht.

Die Byzantiner, unter Alexis Comnenus, verloren Smyrna an den Mohammedaner Tzachas im J. 1084, der sich des ganzen Meerbusens bemeisterte, aber nicht darin erhalten konnte. Johann Dukas, der Schwager des Kaisers, rückte zu Lande vor Smyrna, während die kaiserliche Flotte unter Caspar sich ebenfalls der Stadt näherte, die sich ohne Widerstand ergab. Damals schon erscheint Smyrna als einen großen Handel führend; drey Gründe hauptsächlich dürften demselben den Zug nach dieser Lände gegeben haben, der Bedarf und die Verbindung der byzantinischen Hauptstadt, welche den Ausfuhrhandel von den südlichen Straßen ab, und nach den nördlichen zogen; der Verfall der ersteren, die bis auf die Zeiten der Ausbreitung der Mohammedaner durch Syrien und Aegypten vorzugsweise gegangen waren; endlich die Ansiedlungen der Europäer in Konstantinopel und Vorderasien, welche neue Absatzkanäle eröffneten.

Zur Zeit des Michael Paläologus bemächtigten sich die Mohammedaner fast ganz Kleinasiens. Unter Andronikus fiel auch Smyrna in ihre Hände; Atin setzte sich darin fest, und dessen Sohn Omur nannte sich einen Fürsten von Smyrna. Er mußte mit den Lateinern kämpfen, die seine Flotte verbrannt hatten, überwand sie, und hieb den von dem Papste erwählten Patriarchen von Konstantinopel, der eben in der Hauptkirche das Meßopfer hielt, nebst Allen, die demselben beywohnten, nieder. Die Rhodischen Ritter bestritten ihm die mit dem Säbel erworbene Herrschaft, machten sich Meister der Stadt, und bauten darin ein Schloß, das sie nach dem heil. Peter nannten, und das zum Theil noch besteht. Omur starb an der Wunde eines Pfeiles, der ihn von diesem Schlosse erreicht hatte. Nun machten sich die Genuesen, im J. 1346, unter dem Dogen Vignosi zu Herren von Smyrna, Orkan II. aber ließ sie durch seinen Feldherrn Morbassan wieder daraus verjagen.

Tamerlan, nach dem Siege bey Angora, stieg im J. 1402 nach Smyrna nieder, um es den Ottomanen zu entreißen. Er lagerte hart am Schlosse St. Peter, das sonach die Mark der damaligen Ausdehnung der Stadt gewesen seyn muß, und zerstörte dasselbe. Dukas erzählt, daß er die Hafeneinfahrt mit Steinen füllen ließ, der Hafen der römischen Smyrna ist also am Schlosse S. Peter zu suchen. Derselbe Geschichtschreiber sagt auch, daß der Tartar einen Thurm aus Steinen und Köpfen Erschlagener aufführen ließ, was auf das Loos der damaligen Bewohner der schönen Fluren um Smyrna schließen läßt. Nach seinem Abzuge blieb Smyrna dem Ottomanen Cineites, dem Sohne des Karasubaschi, der als Statthalter Bajasids darin geherrscht hatte. Einer der Söhne Bajasids beneidete diesen Besitz, und zog, im J. 1404, mit einem

Heere gegen Cineitas, der ihn durch ein Bündniß mit Karaman, Sultan von Ikonium, und mit anderen mohammedanischen Häuptlingen zurückschreckte. Bald darauf mußte er mit Mohammed I., einem anderen Sohne Bajasids, kämpfen; er überließ dabey Smyrna seinen eigenen Kräften, und zog sich nach Ephesus. Die rhodischen Ritter eilten herbey, und bauten Schloß und S. Peter wieder, und auch einen Thurm am Hafeneingang auf; die Stadt aber fiel in Mohammeds Hand, der ihre Mauern schleifen, und die Arbeiten der Ritter niederwerfen, dann aber das Schloß wieder herstellen ließ. Seit dieser Zeit genoß Smyrna, flüchtige Aufwallungen von Rebellen und eine Plünderung durch die Venetianer im J. 1472 abgerechnet, ungestörten Friedens. Wie ein Baum, den der Sturm entlaubt hat, begann sie, durch Boden und Himmel begünstigt, wieder zu treiben und zu blühen. Sie wurde der reichste Handelplatz der Levante, ein Rang, den sie erst in unseren Tagen durch die Umgestaltung der Verhältnisse, über die ich an einem anderen Orte sprechen werde, wieder verlor.

(Die Fortsetzung folgt.)



Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.









